

Anthologia Rubrasylvana

1033 Bf



Mit Texten von
Tobias Kallen, Rafael Knop, Katja Reinwald, Nicole Roeseler
und Nina Schellhas.

Veröffentlicht von Juli 2010
bis September 2016.

Inhalt

Eine kalte Fährte	3
Der alte Feind	5
Die Falle schnappt zu	13
Was vom Auftrag übrig blieb	23
Der Zorn des Herrschers	33
Der unterschätzte Gegner	41
Botschaft erhalten, Botschaft versandt	42
Zwischenspiel	51
Vom Siechtum verhindert	52
Wenn die Mutter mit der Tochter	55
Der Aufbruch des Baronets	57
Tod im Vehn	61
Knappin in Nöten	69
Gefallene ... Feinde?	72
Die Frau im Vehn	74
Unter Krähen	83
Gäste mit schlimmer Kunde	87
Ruf nach den Hunden	96
Der Baron rückt aus	99
Wem nützt es?	106
Die Suche beginnt	110
Auf der Walstatt	115
Tod einer Hoffnung	124
Blutige Ernte	126
Das Aus für den Ascheraden	135
Gerbolds Rückkehr	139
Heidelores Häscher	159
Gestatten? Arschloch!	162
Szenen einer Ehe	173
Zuckerbrot und Peitsche	177
Glaubensfragen	186
Schuss in den Ofen	187
Quid pro quo	199
Das bisschen Rache	207
Ein Leben für ein Leben	220
Ein kapitaler Fehler	226
Das Nachspiel	233

Eine kalte Fährte

Dorf Birken, Baronie Rotenforst, Mitte Praios 1033 BF

Wohl war Leakardia bei diesem Treffen ganz und gar nicht, allzumal sie sich beinahe wie ein Parlamentär vorkam, der sich unweigerlich einer verbissen umkämpften Front näherte. Allein schon deshalb hatte sie es nicht eilig und nutzte die Zeit, gedanklich zu rekapitulieren, was sie wusste. Unzufrieden seufzte sie, denn eigentlich hatte sie nichts herausgefunden, was einer der beiden Seiten von Nutzen war. Die Birkener waren von der Schuld des Rauheneck ebenso überzeugt wie sie insgeheim – angesichts von Widderichs Auftreten und Geschichte fiel der Glaube an seine Unschuldsbeteuerung ungemein schwer. Und das Einzige, was eine andere Deutung zuließ, war mehr als vage.

Seine Gnaden Arleon indes hatte ihr etwas erzählt, was sie aufhorchen ließ. Die bornische Händlerin Mervana hatte dem Geweihten eine wilde Geschichte erzählt, und insgeheim ärgerte sich Leakardia, dass sie die Frau im „Hinkenden Hahn“ nicht doch angesprochen hatte. Zwar hielt eine andere Stimme dagegen, dass es eine Fremde nichts anging, was in Erdasang passierte, aber die Furcht, sie hätte Mervana vielleicht noch das eine oder andere Detail mehr entlocken können, nagte an ihr. Offenbar war es so gewesen, dass die Händlerin sich durch einen „dummen Zufall“ – Leakardia wollte gar nicht genau wissen, was damit gemeint war – noch spät im Vehn aufhielt. Tatsächlich versicherte sie dem verwunderten Geweihten, sie habe dort Stimmen gehört und ein Lagerfeuer gesehen. Nachts! Im Egisgrimoltsvehn¹!

Arleon hatte sie diesbezüglich sorgfältig befragt und auch dahingehend, ob sie wisse, was das für ein Ort sei. Doch sie war nicht von ihrer Geschichte abgerückt und wusste sehr genau, was es mit dem Bruchwald auf sich hatte. Immerhin, so beteuerte sie, kenne sie den Weg seit vielen Jahren und so was sei ihr in all der Zeit noch nicht untergekommen. Die Bornische schien verwundert, dass jemand auf die Idee gekommen war, sein Lager mitten im Vehn aufzuschlagen und verstieg sich zu der Annahme, dass dies kein Einheimischer gewesen sein könne.

Natürlich war Leakardia bekannt, dass das Moor Gelichter aller Art anzog – nicht zuletzt die Herren des Lehnlands auf dem weite Teile von ihm lagen: die Rauhenecks. Dennoch schien es ihr ebenfalls höchst ungewöhnlich, dass sich dort jemand in der Dunkelheit aufgehalten haben sollte. Jeder, der klaren Verstands war, mied diesen Ort nach der Dämmerung. Selbst die Rauhenecks taten es ihrer Erfahrung nach. Dass aber just vor dem Zwischenfall mit Jadwiga eine solche Beobachtung gemacht worden war, schien ihr bedeutsam.

Liebend gerne wäre sie mit ihrem Vater Ailfir und dem baronlichen Jagdmeister Rotenforsts ins Vehn aufgebrochen und hätte dort selbst nach Spuren gesucht. Doch das war ihre Sache nicht, wie ihr Vater insistierte. Das Vehn gehörte nun mal überwiegend zum Junkertum Sturmætzvallt. Zwar hatte Erzelhardt den Rauhenecks schon vor etlichen Götterläufen alle Rechte an ihrem Land entzogen, sodass im Grunde niemand mehr auf die Grenzen ihres einstigen Lehns achten musste, da es theoretisch heimgefallen war. Praktisch respektierten die meisten Rotenforster die althergebrachten Besitzverhältnisse jedoch weiterhin und übertraten die überlieferten Grenzen

¹ Übersetzt: Geistermoor, wobei das Wort 'egisgrimolt' zugleich für Geist, Gespenst, Dämon und den Schrecken an sich steht.

nicht. Und Ailfir war der Meinung, dass auch sie sich daran halten sollten. Allein schon, damit die Situation zwischen Lhandrovals und Rauhenecks sich nicht verschärfte. Natürlich hatte der alte Greifenfurter Ritter recht, aber es gefiel Leakardia trotzdem nicht, die Kenntnis über diese – die einzige Spur – gerade mit dem zu teilen, der nach wie vor ... verdächtig war.

Gleichwohl war sie gerade zu der gemeinsamen Grenze von Erdasang und Sturmætzvallt unterwegs. Sie wollte Widderich von Rauheneck persönlich in Kenntnis setzen und auch gleich in Erfahrung bringen, was er herausgefunden hatte. Ihr Botenvogel war vor drei Tagen zurückgekommen und der Rauheneck hatte als Treffpunkt just die Hügel vorgeschlagen, in denen die Schäferin verschwunden war. Leakardia war es recht, denn dieser Flecken lag für beide ungefähr auf der Hälfte des Wegs. Außerdem – und da war sie sich sicher – wollte er sich selbst ein Bild machen, denn er traute ihr so wenig wie sie ihm.

Die Hügel kamen in Sicht und sie fragte sich, wie viele seiner Geschwister Widderich wohl als Geleitschutz mitbringen würde. Sie selbst war diesmal allein gekommen, obwohl ihre Waffenknechte genau instruiert und vermutlich nicht mehr als eine Stunde hinter ihr waren. Sie spähte nach vorn und erkannte eine Bewegung. Man erwartete sie also bereits. Sie straffte sich und trieb den Grafen Isentrutz in den Trab.

Aus dem Schatten einiger Bäume löste sich unterdessen die Gestalt eines stämmigen Pferdes, eines wahren Streitrosses und nicht eines dieser besseren Ponys, auf denen die meisten Rauhenecks ritten. Erstaunt nahm Leakardia den feinen Kopf des Tiers zur Kenntnis, die volle Mähne und seinen dichten Kötenbehang. Dunkles, fast schwarzes Fell glänzte in der Sonne wie poliertes Nussholz – ungewöhnlich. Ungewöhnlich war auch die grässliche Narbe, die die Brust des Tiers verunstaltete und die Aufmerksamkeit der Rittfrau sofort auf sich zog.

„Rondra zum Gruße, Hohe Dame“, tönte es da und sie hob ihren Kopf, um dem Blick des Rauheneck zu begegnen. Obwohl er ganz offensichtlich schon länger auf sie gewartet hatte, saß Widderich im Sattel seines Pferdes. Vermutlich hatte er sich nicht die Blöße geben wollen, ihr zu Fuß entgegenzutreten und dadurch zu ihr aufsehen zu müssen. Er war allein gekommen, genau wie sie. Und wie ihr Augenmerk auf ihm, so ruhte das seine auf ihr. Unangenehm. Stechend. Wie immer. Zugleich aber verhalten neugierig:

„Ich danke für die Einladung. Tauschen wir uns also aus.“

Der alte Feind

Burg Praiosingen, Baronie Rotenforst, Ende Praios 1033 BF

Zufrieden lächelnd fläzte sich Gerwulf auf die hölzerne Bank, streckte seine erschöpften Glieder und ließ sich den Bauch von der herrlich warmen Abendsonne bescheinen. Der Hof der Motte war ein äußerst angenehmer Ort, wenn die Nacht nahte und die Strahlen des sommerlichen Praiosauges langsam an Kraft verloren. Die hohen Palisaden sorgten dafür, dass er fast den gesamten Tag über im Schatten lag, sodass der Boden sich nicht im gleichen Maße erwärmte wie anderswo in Praiosingen. Sobald es etwas abkühlte, konnte man die Abendstunden hier unten bestens genießen.

Zudem wurde einem die Zeit an diesem Ort oft mit interessanten Geschehnissen versüßt, denn im Hof Burg Praiosingens ging es meist geschäftig zu, es gab also viel zu beobachten. Das galt auch für den heutigen Tag. Gerwulf hatte sich noch auf der Stiege vor dem Burgtor befunden, als der helle Klang aufeinandertreffenden Metalls an sein Ohr drang. Es waren Ossel, Janka und Irma, die sich heute die Ehre gaben. Die beiden Frauen fochten einen erbitterten Kampf gegen den stiernackigen Sichler, dessen Kraft und Reichweite Ihresgleichen suchten. Gemeinsam erprobten die Waffenmägde eine Vielzahl verschiedener Strategien, fuhren immer neue Kniffe auf und schafften es am Ende doch nicht, sich den entscheidenden Vorteil zu verschaffen.

Gerwulf folgte dem Reigen mit einem amüsierten Lächeln, erfreute sich am Können seiner Kameraden und stellte seinerseits Überlegungen an, welches wohl die beste Taktik wäre, um das Bollwerk, das Ossel stets um sich errichtete, niederzureißen. Es war wahrlich schwer zu sagen. Er hatte zwar schon erlebt, dass andere Kämpfer den Muskelprotz bezwangen – einmal hatte er es sogar selbst geschafft –, aber im Grunde war Glück in einer Auseinandersetzung mit Ossel der verlässlichste Partner. Auf viel mehr konnte man nicht zählen.

„Weit besser als vor Jahr und Tag. Es macht ganz den Anschein, deine Leute würden nach und nach einen Grad an Fertigkeit erreichen, mit dem sie sich auch anderswo blicken lassen könnten als immer nur im Kampf gegen den Rotpelze. Sind mittlerweile ganz gut aufeinander eingestellt, will mir scheinen.“ Gerwulf war so sehr in seine Betrachtungen versunken gewesen, dass er das Nahen des Barons gar nicht bemerkt hatte. Nun aber stand Erzelhardt neben – oder vielmehr über – ihm und blickte mit fragend gehobenen Brauenbüschen auf ihn hinab: „Oder was ist deine Meinung dazu, Hauptmann?“

„Ihr habt recht, Hochgeboren. Unserem Ossel hier konnte ich zwar nicht mehr viel beibringen“, Gerwulf grinste über das ganze Gesicht, hatte er es doch so laut gesagt, dass der Stiernacken es sicher hörte, „aber der Rest der Mannschaft hat ordentlich was dazugelernt.“ Damit erhob er sich und stellte sich breitbeinig mit hinter dem Rücken verschränkten Händen neben seinen Baron. Stolz war in seiner Stimme mitgeklungen, als er die Fähigkeiten des Waffenvolks auf Praiosingen bekräftigte.

„Dammich noch eins!“ Ossel grunzte wütend auf, als die beiden Frauen eine Unachtsamkeit seinerseits nutzten und seine Deckung geschickt durchbrachen. Seine Worte hatten ihre Wirkung

nicht verfehlt, stellte Gerwulf schmunzelnd fest. Der bullige Mann hatte sich natürlich über sie geärgert, und seinem Vorgesetzten einen glühenden Blick zugeworfen. Janka hatte nur auf diese Gelegenheit gewartet und blitzschnell reagiert. Gerwulf lachte laut auf und hob den rechten Daumen um ihren Sieg gebührend zu würdigen.

Anschließend strich sich der Hauptmann der Motte die schwarz glänzenden Haare aus der Stirn. „Was will er mir nur damit wieder sagen? Wie kommt er nur darauf?“, fragte sich der aus Trallop stammende ehemalige Soldat und blickte unverwandt auf Erzelhardt. Dessen Worte waren ihm merkwürdig vorgekommen. Nach kurzem Zögern fragte er schließlich doch geradeheraus: „Wie meintet Ihr das eben Hochgeboren? Anderswo? Im Kampf gegen wen?“ Wie immer, wenn sein Lächeln vom Gesicht verschwand, wirkte Gerwulf fast mürrisch.

„Was ich damit meine?“, Erzelhardt ließ seinen Blick prüfend über das die drei Kämpfenden gleiten, die sich eben für eine neue Runde in Position brachten. Dann fuhr er sich nachdenklich über den ausladenden Schnauzer und nickte Gerwulf zu. „Gehen wir eine Rundel!“ Ohne die Antwort des Hauptmanns abzuwarten, wandte er sich ab und machte einen einladenden Wink in Richtung des Wohnhauses.

Sehr zu seiner Überraschung bemerkte Gerwulf dort die Base des Barons. Sie hatte im Halbschatten des Gebäudes gewartet und näherte sich nun gemessenen Schrittes. Hier draußen im Freien war Heidelore von Graufenbein selten anzutreffen, seltener noch als in der Motte, wo sie ebenfalls in den Schatten zu leben schien. Der Burghauptmann konnte sich nicht erinnern, die Frau je an einem anderen Ort als vor dem Kamin oder den Fenstern der Guten Stube erlebt zu haben – zumeist mit irgendeinem Stickwerk beschäftigt und den Gesprächen ihrer Mitmenschen aufmerksam lauschend. In der ewig gleichen Haltung erstarrt, während das Leben unaufhaltbar an ihr vorbei rauschte.

Weniger noch als die Baronin schien die einzig verbliebene Verwandte des Graufenbeiners daran interessiert, sich mit den einfachen Bewohnern Praiosingens gemein zu machen. Vielleicht war das auch der Grund dafür, dass er in den bald drei Götterläufen, die er nun schon hier lebte, kaum mehr als vier Dutzend Worte mit ihr gewechselt hatte.

Erzelhardts Base war mit einem hochgeschlossenen Kleid aus schwerem, dunklem Stoff angetan, was ob der kaum erträglichen Hitze des ausklingenden Sommertags völlig unpassend wirkte. Erstaunlicherweise aber war nicht eine einzige Schweißperle auf ihrer Stirn zu erkennen, als sie Gerwulf mit einem knappen Nicken begrüßte. Wie eng die Verwandtschaft zwischen den Graufenbeinern war, wusste der Hauptmann nicht genau. Als sie nun aber im scheidenden Licht des Tages nebeneinander standen, glaubte er zumindest in den großen Nasen und den deutlich nach unten gebogenen Lippen eine Ähnlichkeit zu erkennen.

„Ihre Liebden begleitet uns“, stellte Erzelhardt fest und marschierte ohne Umschweife los. Befehlsgewohnt winkte er Gerwulf an seine linke Seite und Heidelore an die rechte, während er zielstrebig auf die Palisaden zuhielt. Anscheinend sollte der Spaziergang zuvorderst auf den gerade erst ausgebesserten Wehrgang führen.

„Wie du weißt“, meinte der Baron nach einem Moment des Schweigens, „haben wir das Problem mit den Rotpelzen mittlerweile ganz gut im Griff. Wir können uns also guten Gewissens anderen Aufgaben zuwenden. Vor einigen Jahren noch hätte ich das nicht für möglich gehalten, aber allem Anschein nach haben wir es in der Tat geschafft, den größten Teil der Pelzratten von unserem Land zu vertreiben. Daher wird es Zeit, dass wir uns auf ein paar andere, wichtige Dinge konzentrieren, die wegen des ständigen Ärgers mit den Suulak bislang liegengeblieben sind.“

Er warf Gerwulf und seiner Base nachdenkliche Blicke zu, ehe er sich anschickte, den Aufstieg zum Wehrgang in Angriff zu nehmen. Erst als sie oben alle drei wieder beeinander standen, fuhr der Baron fort.

„Ich sehe es so, Gerwulf: Die Waffenknechte sind an ihren Aufgaben gewachsen. Rotenforst verfügt jetzt über ein schlagkräftiges Trüppchen. Das versetzt mich in die Lage, das ein oder andere heiße Eisen anzupacken. Dinge, von denen ich mich bisher ferngehalten habe.“ Sie erreichten den größten der Wehrtürme und Erzelhardt hielt inne, um seinen Blick über das Land zu Füßen der Motte gleiten zu lassen. Nach Norden hinauf zur Roten Sichel und dann nach Süden hinab zu den Drachensteinen – oder zumindest in Richtung der Drachensteine, die man heute bestenfalls errahnen konnte, denn der Blick reichte kaum weiter als bis zum Vehn, das von geisterhaft wabernden Nebenschwaden umhüllt war.

„Die Leute dürfen ruhig ein bisschen was für ihren Sold tun. Man weiß ja, was geschieht, wenn Waffenvolk anfängt sich zu langweilen, nicht wahr? Das sollten wir tunlichst vermeiden. Deshalb werden wir ihnen etwas geben, was sie in Schwung hält“, abermals fuhr Erzelhardt sich über den Bart und wandte sich dann Gerwulf zu. „Wie sieht es aus, Hauptmann, bist du bereit, dich einer neuen Herausforderung zu stellen?“ Das war nicht wirklich eine Frage, dennoch schien er Gerwulfs Erwiderung abwarten zu wollen, denn er blickte ihn mit gerunzelter Stirn an.

„Aber sicher bin ich bereit! Die letzten Wunden sind schon bald wieder Geschichte, und am Kamin ausruhen kann ich mich, wenn ich alt und grau bin!“ Breitbeinig war Gerwulf neben Erzelhardt zum Halt gekommen. Die Daumen hatte er im Schwertgehänge eingehakt und war den Ausführungen seines Barons voller Interesse gefolgt. Nach wie vor wunderte er sich zwar über die Anwesenheit von Heidelore, bemühte sich jedoch, sich das nicht anmerken zu lassen, sondern lächelte sie sogar kurz verhalten an, nachdem er dem Baron geantwortet hatte.

„Sehr gut, so habe ich mir das vorgestellt“, Erzelhardt nickte zufrieden und wandte seinen Blick dann wieder in Richtung Süden. „Ganz hervorragend. Es gibt da nämlich etwas, das seit langer Zeit schon meinen Anstoß erregt und ich denke, wir sind nun endlich so weit, diese Sache in Angriff zu nehmen.“

Nachdenklich hielt er inne, stemmte seine Hände in die Hüften und nickte schließlich bedeutungsschwer. „Du lebst jetzt lange genug in Rotenforst, um zu wissen, dass ich oder vielmehr: dass meine Gattin und ich ... meine Familie ...“, er lächelte Heidelore entschuldigend zu, bevor er weitersprach, „... dass wir so unsere Schwierigkeiten mit dem Nachbarn im Südosten haben, Gerwulf. Du weißt, dass wir die Rauhenecks zähneknirschend dulden und nicht gern auf unserem Grund und Boden leben sehen. Wir haben die Zügel in den letzten Jahren schleifen

lassen, was nicht zuletzt daran lag, dass unsere Kampfkraft im Norden gebraucht wurde. Aber das hat jetzt ein Ende!“

Die Brauen entschieden zusammengezogen, wandte der Graufenbeiner sich seinem Hauptmann zu. „Das Gesindel hat im letzten halben Götterlauf zwei bornische Wagenzüge überfallen und außerdem die Frechheit besessen, ein... eine Vorladung nicht zu befolgen, die ich ihm zukommen ließ. Das Maß ist für mich voll. Und wer es erfolgreich mit Heerscharen von Goblins aufnehmen kann, der wird sicher nicht an der Aufgabe scheitern, eine Hand voll ehrloser Heckenreiter zur Raison zu bringen. Das kann ich mir jedenfalls nicht vorstellen. Daher wird es in den nächsten Monden unsere fürderste Aufgabe sein, dieser Sippschaft das Leben so schwer wie möglich zu machen. Wäre doch gelacht, wenn wir den Konflikt nicht ein für allemal beilegen könnten?!“ Erzelhardt bekräftigte seine Worte mit einer energischen Geste und warf Gerwulf dann einen prüfenden Blick zu.

„Da hätt ich wohl schon eher mal drauf komm können.“ Gerwulf fasste sich mit der Hand an den Kopf. Daher wehte also der Wind! Das freudige Aufleuchten in seinen Augen blieb den beiden anderen nicht verborgen. Wenn einer das Ansinnen des Barons nachvollziehen konnte, dann sein Hauptmann. Es war ihm schon fast peinlich gewesen, die Eskapaden dieser erhlosen Sippschaft ohne Reaktion hinzunehmen. Tenxwinds Sticheleien in der Schenke hallten ihm noch im Ohr. Doch was war ihnen anderes übrig geblieben in den vergangenen Zeiten? An zwei Fronten zugleich zu kämpfen wäre unklug gewesen.

Die Gerüchte über die Familie waren zahlreich. Doch am Ende zählte nur ein: Auch sie waren aus Fleisch und Blut. Solange keine Hexe an ihrer Seite kämpfte oder gar ein verderbter Magus, war alles gut. Ossel hatte da wohl auch noch eine Rechnung offen, fiel Gerwulf bei der Gelegenheit ein. Das würde ein Spaß werden. Endlich wieder was zu tun. Sein Freund war in der Tat schon auf dumme Gedanken gekommen. Er hatte was von ‚Treueschwur‘ gefaselt. Schnell verdrängte der gutausschende Hauptmann die unangenehmen Gedanken. Es wurde Zeit, dass er mal wieder frischen Wind um die Nase spüren durfte.

„Das wird sicher kein leichtes Unterfangen, aber mit der nötigen Planung sollte es uns gelingen.“ Unerschütterliches Selbstvertrauen strahlte aus jeder seiner Poren. Grinsend schaute er in die Runde und ließ laut vernehmlich seine Finger der Reihe nach knacken, als sollte es schon bald losgehen. Unternehmungslustig blickte er Erzelhardt an. „Habt Ihr schon einen Plan? Ich meine, einen Konflikt kann man auf die eine oder andere Art lösen.“ Bei diesen Worten warf er einen verstohlenen Blick in Richtung Heidelores. Er hatte keine Ahnung, was sie hier sollte und ihre Anwesenheit schien ihn in der Ausformulierung seiner Fragen zu hemmen. „Ich meine, was ist unser Ziel? Sollen sie von hier weg? Wollt ihr sie ihrer Vergehen wegen anklagen? Oder ist es eher so ein Taktieren und wir wollen sie ... in die Enge treiben, bis sie aufgeben?“

„Anklagen?“ polterte Erzelhardt unvermittelt los, „Ich bin der Gerichtsherr dieses Landes, ich klage nicht an, ich verurteile! Und was dieses Pack betrifft, so habe ich mittlerweile einen jeden von ihnen mindestens einmal verurteilt, in absentia zu meinem großen Bedauern. Wie vieler verschiedener Verbrechen sie von wie vielen Klägern gezeiht wurden, wie oft ich sie für eine Verhandlung hierher befohlen habe und sie dennoch nicht erschienen sind, darüber habe ich längst den Überblick verloren. Nein, Gerwulf, es ist sinnlos dieses nichtswürdige Lumpenpack

anzuklagen oder zu verurteilen, völlig sinnlos. Das habe wir in der Vergangenheit bereits zur Genüge erprobt.“

Der Hauptmann an seiner Seite beeilte sich, ihm beipflichtend zuzunicken. Die Bewegung fiel dabei etwas mechanisch aus, als ob er in Gedanken noch anderen Dingen nachhing.

Mit einer zornigen Geste fuhr sich der Graufenbeiner sich derweil über den Bart und schüttelte energisch den Kopf. „Es ist ebenso sinnlos, sie in ihrem Loch einzuschließen und darauf zu warten, dass sie verrecken. Auch das ist schon einmal versucht worden. Vor einigen Götterläufen habe ich einem Trüppchen gedungener Schergen des Kolenbranders Zugang zu meinem Land gewährt, damit sie genau jenes tun: die Brut aushungern. Das Unterfangen ist kläglich gescheitert. Kläglich! Das Land da drüben ist unwegsam und gefährlich. Die Rauhenecks kennen es wie ihre Westentasche, wir nicht. Zudem scheint diese Burg ... diese elende Feste, auf der sie hocken ... wie heißt sie noch gleich?“

„Krähennest“, Heidelore spuckte das Wort geradezu aus. „Sie hatte einst einen anderen, einen ehrwürdigen Namen, aber im Volksmund wird sie heuer nur noch Krähennest geheißen und das erscheint mir sehr passend, denn was sind sie als Krähen und widerliche Aasgeier, die in ihrem vermaledeiten Nest hocken und andere berauben?“

„Es scheint, als sei die Feste ohne schweres Gerät nicht einzunehmen“, fuhr Erzelhardt fort, nachdem seine Base geendet hatte. „Noch dazu ist es wenig ratsam, es mit der ganzen Sippschaft auf einmal aufzunehmen. Unsere Männer mögen gut sein, aber der alte Sturmratzvallter hat sechs Kinder an seiner Seite und man weiß nie, wie viele Verwandte sich gerade noch in diesem ‚Nest‘ tummeln. Zudem verfügt auch er über Waffenvolk. Ich mag wenig auf diese Mischpoke geben, weiß aber wohl, dass sie mehr als bloß eine vage Ahnung davon hat, wo an einem Schwert das gefährliche Ende ist. Einer offenen Schlacht werden sie sich nicht stellen und wenn wir uns auf ihr Land begeben, schalten sie uns einen nach dem anderen aus, wie es die Maraskaner damals auf ihrem verfluchten Eiland gehalten haben.“

Der Zorn Erzelhardts war mit jedem seiner Worte gewachsen, und woher er stammte war weder für Heidelore noch für Gerwulf ein Geheimnis: Seit vielen Jahren schon musste seine Familie einen Vasallen auf ihrem Lande dulden, der weder Steuern zahlte, noch Abgaben leistete, der Befehlen nicht folgte und mit seinen ehrlosen Taten die ganze Baronie in Verruf brachte. Bisher schien dagegen kein Kraut gewachsen. Dass so etwas dem rechtmäßigen Herrn eines Lehns nicht schmecken konnte, war nur zu verständlich. Und dass Erzelhardt sich trotz allem niemals nach Salthel gewandt hatte, um den Markverweser – oder heute den Grafen – um Hilfe zu bitten, verstand sich von selbst. Der Graufenbeiner war viel zu stolz und gefiel sich zu sehr in der Rolle des starken Herrschers, als dass er diesen Schritt hätte unternehmen können.

„Wir können den Konflikt mit diesem Pack nur auf eine Weise klären“, mit eisiger Stimme schaltete sich Heidelore abermals in das Gespräch ein und ihr Blick galt allein dem Burghauptmann als sie weitersprach. „Es gibt kein so oder so. Wir müssen den Abschaum ausmerzen, ein für allemal. Sei es nun im Kampf oder durch Hinrichtung, den Tod haben sie sich tausendfach verdient, ehrloses Gesindel, das sie sind.“

Die Augenbrauen des so ins Visier Geratenen ruckten überrascht ein Stück nach oben. Der unverkennbare Hass in der Stimme, der ansonsten eher unscheinbaren Frau überraschte ihn. Er wandte sich ab und blickte erwartungsvoll zu Erzelhardt. Scheinbar war hier irgendetwas im Busch. Etwas, wovon er bislang nicht den blassesten Schimmer gehabt hatte.

„Mit der nötigen Planung, wie du schon sagtest, Gerwulf. Wir werden sie uns der Reihe nach vornehmen, wenn es sich anders nicht einrichten lässt. Ein leichtes Unterfangen wird es in der Tat nicht werden, aber wir sind diesmal weit besser vorbereitet als je zuvor und wir haben die ersten Schritte bereits unternommen.“

„Und wir haben einen Plan“, ergänzte Heidelore mit funkelnden Augen.“

„Ja, wir haben einen Plan.“ Einmal mehr glitt der Blick des Barons zum Vehn hinüber und der Anblick des dichten Nebels entlockte ihm ein seltsames Lächeln. „Eines unserer größten Probleme ist stets gewesen, dass wir nicht wussten, wann wir uns wo hinbegeben müssen, um der Bagage habhaft zu werden. Wir wussten nicht, wann sie sich aus ihrem Nest trauen und wohin sie sich wenden würden. Das Einzige, was wir wussten, war, dass es früher oder später wieder einen Überfall im Vehn oder an der Grenze zum Bornland geben würde. Wie aber, wenn wir genau in diesem Punkt für Abhilfe gesorgt hätten ...?“ Er wandte sich erst Gerwulf zu und sah dann zu seiner Verwandten hinüber.

„Dann wäre es uns möglich, einen Hinterhalt zu legen“, Heidelores stahlblaue Augen richteten sich auf den Burghauptmann, derweil ihr Lächeln sein Unbehagen noch steigerte. „Wie würde Ihm das gefallen, Hauptmann?“

„Das wäre natürlich eine Gelegenheit, die man beim Schopfe greifen sollte.“ Die Art und Weise wie Gerwulf dies sagte, zeigte deutlich, dass sich seine Begeisterung in Grenzen hielt. Der Plan schien ihn nicht ganz zu überzeugen – vielleicht auch, weil er nicht von ihm war oder er das Gefühl hatte, erst hinzugezogen worden zu sein, als man schon längst begonnen hatte, ihn umzusetzen. „Wie könnt Ihr Euch sicher sein, dass die Quelle, von der Ihr gehört habt, was die da vorhaben, nur in eine Richtung plaudert? Ich kann mir zwar nicht vorstellen, dass die Rauhenecks ernstlich in Erwägung ziehen, gegen uns – egal ob offen oder durch eine List – vorzugehen, aber dennoch bin ich misstrauisch.“

„Diese Quelle“, Erzelhardt warf seinem Burghauptmann einen nachdenklichen Blick zu, „Hält sich nicht in Praiosingen auf und kennt unsere Pläne nicht.“

„Das würde sie ohnehin nicht tun, denn schließlich ist ihr daran gelegen, unser Wohlwollen zu erringen“, Heidelore machte eine wegwerfende Handbewegung, maß Gerwulf dann aber mit wachsamem Blick. „Wir sind es, die mit Informationen versorgt werden, nicht das Gesindel im Krähenest. Dieses tumbe Bauernpack würde doch niemals auf den Gedanken kommen, sich über die Absichten und Pläne des ‚Feindes‘ auf dem Laufenden zu halten. Die wähen sich seit langer Zeit schon in Sicherheit und jetzt endlich ist der Moment gekommen, in dem ihre Überheblichkeit ihnen das Genick brechen wird.“

Gerwulf zögerte erneut mit einer Antwort. Er maß Risiken und Nutzen dieser Sache scheinbar in Gedanken gegeneinander ab. Seine Blicke folgten dabei den Umrissen der umgebenden Bergkuppen. Inzwischen waren die grauen Riesen ihm vertraut, doch ohne Hilfe hiesiger Führer würde er nicht halb so gut zurechtkommen. Er konnte sich gut vorstellen, dass diese Sippe von Heckenreitern ihre Heimat so gut kannte, dass sie um jedes noch so kleine Versteck wusste und auch, wo man günstige Hinterhalte arrangieren konnte. Schließlich richtete er sein Augenmerk wieder auf seinen Dienstherrn und dessen Verwandte.

„Wenn Ihr Euch sicher seid ... ! Ich bin kein Zauderer, es geht mir nur darum, meine besten Leute nicht ins Verderben zu schicken. Wenn Euer Hochgeboren die Person für vertrauenswürdig hält und die Rauhenecks keinen Verdacht schöpfen, haben die Götter es wohl so gefügt und wir können endlich damit beginnen, sie ihren gerechten Strafen zuzuführen. Wann können wir zuschlagen? Und wo?“

„Bald schon“, meinte Erzelhardt mit entschiedener Stimme in das Nicken seiner Base hinein, „Bald.“ Der Blick des Barons heftete sich einmal mehr ans Moor. „Zwei Wochen vielleicht noch? Sicher nicht viel mehr. Drüben im Vehn, wo sie ihre Überfälle meist durchführen. Suche sieben der besten Kämpfer zusammen und nimm sie mit, Gerwulf. Wir werden dir außerdem zwei Bogenschützen und einen Ortskundigen mit auf den Weg geben ... und Marja als Späherin. Auch wenn ihr ohnehin schon wisst, wo sich die Rauhenecks aufhalten, wird es von Vorteil sein, jemanden zu haben, der sie dauerhaft im Auge behält. Diese Sache will nicht nur gut geplant, sondern auch sorgsam durchgeführt sein.“

Erzelhardt hielt inne und sah seinem Burghauptmann nachdenklich an. „Sehr sorgsam, Gerwulf. Sieh es als eine Art Bewährungsprobe. Wir verzichten darauf, einen Waldläufer des Ahrfoldeners oder Herrn Anshelm selbst an deine Seite zu stellen, was dir Gelegenheit gibt, dich gänzlich unabhängig zu beweisen. Der Hohe Herr soll nicht glauben, wir wären auf ihn oder sonst jemanden von fragwürdiger Gesinnung angewiesen. Vielleicht setzt das ja auch endlich jenen Denkprozess in Bewegung, dem er sich bisher so stur verweigert“ Letzteres klang eindeutig nach der Wortwahl Thargrins und so fiel es Gerwulf nicht schwer zu erraten, was für ein Denkprozess gemeint war.

„Wir sorgen dafür, dass Er und Seine Leute schon vor den Rauhenecks am Ort des Geschehens sind“, griff Heide Lore die Rede ihres Verwandten ungeduldig auf, „Dann kann Er sich mit den Gegebenheiten vertraut machen und sie späterhin vielleicht zu seinem Vorteil nutzen. Er muss sich nur gut verborgen halten und dafür Sorge tragen, dass die Falle zum rechten Zeitpunkt am rechten Orte zuschnappt. Das sollte ein Kinderspiel sein, oder etwa nicht?“

„Sicher, Euer Liebden. Soweit man überhaupt davon reden kann, dass es ein Kinderspiel sei, die Rauhenecks in die Finger zu kriegen, scheinen diese Gegebenheiten ideal dafür.“ Innerlich musste er über die Naivität der Frau den Kopf schütteln. Was wollte sie nur von ihm? Dass er rief: Ja ich bring sie dir in Stücken!? Sie würde ihren Allerwertesten nicht dafür hinhalten müssen, wenn es drum ging! Und wenn einer der Ihren im falschen Moment husten müsste, hätten sie vielleicht schon einen entscheidenden Vorteil verloren. Da waren die Worte des Barons schon angemessener. Er wusste, dass es auch mit diesem Vorteil kein leichtes Spiel sein würde.

Gerwulf blickte Erzelhardt wieder an. „Ich werde Eure Worte beherzigen, und gleich daran gehen, mir meine Leute zusammenzusuchen. Am Besten bespreche ich mich auch mit Marja. Würde ich sagen. Wenn wir uns erst mal ein paar Tage im Vehn aufhalten müssen, brauchen wir ein neues, für dieses Pack unbekanntes Versteck. Das soll sie am besten schon mal auskundschaften. Alles Weitere können wir in den verbleibenden Tagen besprechen.“ Gerwulf nickte seinem Baron zu, um ihm zu verstehen zu geben, dass er erst einmal genug Informationen für den Moment hatte.

Die Falle schnappt zu

Egisgrimoltsvehn, Baronie Rotenforst, Mitte Rondra 1033 BF

Seltsam war es, sich im Vehn aufzuhalten. Gerwulf konnte gut verstehen, dass dieser Ort von den Rotenforstern für gewöhnlich weiträumig umgangen wurde. Es war, als hielte man sich in einer anderen Welt auf. Er wusste, dass draußen die Hitze eines hochsommerlichen Tages flirrte, Grillen zirpten, Vögel zwitscherten und die Bauern singend auf den Feldern standen. Hier drin aber herrschte geradezu gespenstische Stille. Er hörte nichts als gelegentliches Gluckern und das Krachen altersschwachen Holzes. Dann war da noch das Sirren von Insekten, dem Klang nach zu urteilen recht großen Insekten, von denen er aber weit und breit nichts sah. Und als ob die nervenaufreibende Stille, der Nebel und die Moosfäden an den Ästen verkrüppelter Baumleichen nicht genug wären, schien das Egisgrimoltsvehn auch noch sein eigenes Wetter zu haben. Es war kälter hier drin. Kälter als draußen auf den Feldern Erdasangs und wahrscheinlich sogar kälter als in den Bergen Klingathanns. Fast wirkte es, als wolle das Moor jedes Anzeichen von Wärme und Leben tilgen.

Der Burghauptmann Praiosingens schüttelte unwirsch den Kopf. Das war natürlich Quatsch, aber dennoch konnte er sich des beklommenen Gefühls nicht erwehren, das sich seiner bemächtigt hatte. Ein Gefühl, als würde etwas Schweres auf seiner Brust lasten und ihm die Luft zum Atmen rauben. Es war höchste Zeit, diesen unheiligen Ort zu verlassen. Und wie es schien, würde er genau das in Bälde tun dürfen. Marja hatte ihn am Morgen bereits darüber in Kenntnis gesetzt, dass der schwer beladene Handelskarren auf dem Weg hierher war. Fehlten im Grunde nur noch die Rauhenecks. Um jene zu suchen, war seine Späherin vor einigen Wassermaß aufgebrochen und er hoffte, dass sie bald zurückkehren würde. Denn die Mittagsstunde war bereits verstrichen.

Er sah zu Janka hinüber, die sich wie stets in seiner Nähe aufhielt und offenbar ähnlich trüben Gedanken nachhing. Die Reckin bemerkte seinen Blick und schenkte ihm ein schwaches Lächeln. Sie schien etwas sagen zu wollen, sprang dann aber urplötzlich auf und schickte sich an, ihren Säbel zu zücken. Gerwulf tat es ihr gleich, fuhr herum und blickte direkt in das Gesicht Marjas, die eben aus dem dichten Gestrüpp trat.

„Ich bin es nur, ihr könnt die Waffen lassen, wo sie sind“, Gerwulfs Späherin grinste schief, derweil sie beschwichtigend ihre Hände hob. „Sie sind da.“

„Was? Die Händler?“, Janka scheidete ihren Säbel und trat neben Gerwulf.

„Nein, der ist noch gut ein Viertel Wassermaß entfernt. Aber die Rauhenecks sind angekommen. Ich kann nicht genau sagen, wie viele ... sie sind nicht in einer Gruppe angereist, sondern kamen aus verschiedenen Richtungen. War trotzdem erstaunlich leicht, deine Leute verborgen zu halten, Hauptmann. Es ist so, wie der Baron sagte: Sie rechnen überhaupt nicht damit, dass ihnen hier jemand auflauern könnte“, Marja grinste zufrieden. „Lärmen wie ein ganzes Regiment und haben sich kaum umgesehen. Außerdem weiß ich jetzt auch genau, wo sie zuschlagen wollen, weil sie

sich darüber offen ausgetauscht haben. Es ist tatsächlich die vorhergesagte Stelle. Wir sind also schon richtig postiert, Hauptamnn. Läuft alles wie am Schnürchen.“

Gerwulf nickte zufrieden. Nun erwies es sich als geschickter Schachzug, dass er seine Leute bereits im Vorhinein postiert hatte. So mussten sie sich nicht erst an den Feind heranschleichen, stets von der Befürchtung begleitet, dass einer von ihnen durch Lärm oder eine andere Unachtsamkeit auf sich aufmerksam machen würde.

„Wie viele ungefähr, Marja, wenigstens das wirst du doch wissen?“

„Glaub mal nicht, dass das so leicht ist. Die Sturmkrätzwaller haben auch gute Waldläufer, da darf man nicht sorglos sein.“

„Wie viele?“

„Nicht mehr als zehn, würde ich sagen. Und sie rechnen nicht mit uns. Die Chancen stehen also gar nicht schlecht. Wie lauten nun deine Befehle?“

Gerwulf strich energisch die sich widerspenstig in die Stirn kräuselnden Haare aus eben jener. Er musste inzwischen aussehen wie ein Kopf Krauskohl. Sein sonst so dezent gewelltes Haar war bei feuchter Witterung nicht mehr zu bändigen. Doch hier und jetzt war er froh, dass der Nebel aufwallte und für ihr Ansinnen sein Gutes hatte. Im Stillen dankte er Phex für dieses Glück.

„Marja, du gehst hinter eine der Baumformationen, die wir ausgewählt haben“, ein verräterisches Zucken um ihre Mundwinkel ließ ihn noch ergänzen, „oder eben in die Nähe, falls von den Waldläufern da welche rumschleichen, und wartest auf das Kommando.“

Sie hatten einen Pfiff als Angriffszeichen ausgemacht, der den Beginn aller Kampfhandlungen der Rotenforster markieren sollte. Ossel würde ihn nach einem Handzeichen Gerwulfs ausstoßen. Er hatte nicht vor, einen Hinterhalt in seiner unrühmlichsten Form gegen Adlige zu führen. Von Angesicht zu Angesicht würde er sie mitten bei dem Überfall stellen und ihnen die Möglichkeit geben, sich zu ergeben oder eben ... nicht.

Gerwulfs Leute waren motiviert, sehr motiviert, die rauhenecksche Sippschaft in die Finger zu kriegen. Nach zwei verdammt Tagen im Vehn, wollten sie den Grund ihres Hierseins endlich vor die Waffen bekommen. Er hoffte nur, dass keiner von seinen Männern und Frauen eine Dummheit begehen, die zur Folge hatte, dass ihnen eine der Ratten entwichte. Das durfte auf keinen Fall passieren. Darum war es auch Aufgabe der beiden Bogenschützen, die Flucht der Adligen auf die eine oder andere Weise unmöglich zu machen. Ob es nun die Pferde waren, die durch Schüsse ausgeschaltet würden, oder die Streiter selbst, war nebensächlich.

Marja hatte ihnen immer wieder gezeigt, welche Wege sie meiden sollten und was untrügliche Zeichen für festen Boden waren. Doch ob das im Kampf noch was zählen würde? Sie hatten an zwei Stellen, von denen Marja angenommen hatte, dass die Heckenritter kommen und vielleicht auch wieder verschwinden würden, je zwei Mann in Sichtweite postiert, die eine Flucht vereiteln sollten. Außerdem waren Janka, Ossel und er selbst ausschließlich auf das Ausschalten der

Hauptgegner aus. Ab jetzt würde es also nur noch darum gehen, dass jeder das von ihm Erwartete erfüllte.

„Alle Mann sind auf den Posten, ich erwarte, dass ihr ausharrt, bis es so weit ist. Und sollte sich diese Brut nicht ergeben, werden wir sie gefangennehmen“, stellte Gerwulf klar. „Wir brauchen alle Rauhenecks, die dabei sind. Aber bevor einer von unseren Leuten in ernsthafte Gefahr gerät, macht ihr kurzen Prozess mit denen.“ Entschlossen nickte er Janka und Marja noch einmal zu, bevor er sich dem Ort des Geschehens näherte.

Lautlos begab sich Gerwulf auf einen der Posten, die er bereits am ersten Tag im Moor für sich erkoren hatte. Er wusste Ossel irgendwo zu seiner Linken, der Rest der Praiosinger saß auf beiden Seiten des glitschigen Bohlenwegs verteilt. Irgendwo im Unterholz hielten sich nun vermutlich auch die Sturmkrätzvaller Heckenreiter und ihre gedungenen Schergen bereit. Der Burghauptmann konnte allerdings keinerlei Anhaltspunkte dafür entdecken, dass hier mittlerweile mehr als zwanzig Männer und Frauen aus verfeindeten Lagern zusammengekommen waren – auf engstem Raume. Es gelang ihm nicht, auch nur eine Schwertspitze, den Saum eines Mantels oder den hintersten Zipfel einer Gugel ausfindig zu machen. Er hatte keine Ahnung, wo sich seine Leute verborgen hielten und das Gleiche galt für die Brut aus dem Süden. Beachtlich das, allemal. Es hatte aber sicher auch mit den schwierigen Sichtverhältnissen im Vehn zu tun.

Eine Weile harrete der Hauptmann schweigend in seinem Versteck aus. Was hatte Marja noch gleich gesagt? Der Handelskarren war knapp ein Viertel Wassermaß entfernt? Musste er dann nicht langsam mal eintrudeln? Aufmerksam spähte er den Weg hinab, konnte aber nichts erkennen. Gerade als er dazu übergehen wollte, auf seine Ohren statt auf die Augen zu vertrauen, setzte der Nieselregen ein. Bindfäden. Ohne Unterlass. Nun schwand zwar die bisherige klamme Kälte, doch verbesserte sich die Situation dadurch nicht. Eher im Gegenteil. Allein, wen wunderte es? Dieser vermaledeite Ort musste irgendwo in den Rockschoßen der Niederhöhlen liegen. Da hatte man etwas anderes wohl kaum zu erwarten.

Als Gerwulf sich tiefer in den Busch einigeln wollte, der ihm eigentlich als Deckung und nicht als Regenschutz dienen sollte, hörte er mit einem Mal ein verdächtiges Geräusch – aus der falschen Richtung, von Osten her. Ein leises Schaben und Kratzen erst, dann ein Schnauben und schließlich dumpfen Hufschlag auf den durchnässten Holzbohlen, die den gewundenen Pfad durch das Vehn erst gangbar machten. Er drehte den Kopf und wurde eines Schemens gewahr, unheilvoll dräuend vor dem tristen Hintergrund der Sumpflandschaft.

Gemächlichen Schrittes näherte sich ein stämmiges Bergpony mit klatschnasser Mähne. Eines jener Tiere, denen so mancher Adelige im Osten der Sichelwacht den Vorzug vor schweren Kriegsrossen gab – aus durch und durch praktischen Erwägungen. Rotenforst war nicht gerade reich an Pferden, deshalb konnte der Burghauptmann mit Fug und Recht von sich behaupten, die meisten beim Namen zu kennen. Dieses Tier aber sah er gerade zum ersten Mal.

Neugierig ließ Gerwulf seinen Blick weiter nach oben wandern. Im Sattel des Zossen saß ein in sich zusammengesunkener Reiter, von der Haltung her an einen Aasgeier gemahnend, der lauernd auf seinem Ast hockt: die Schultern weit nach vorn geschoben, den Rücken rund und den Kopf hängend. Das ließ kaum Rückschlüsse auf die Größe des Fremden zu. Auch die

Tatsache, dass er von einem weiten Umhang umweht wurde, machte es nicht gerade leichter, sich einen Eindruck von seiner Statur zu verschaffen. Männlein oder Weiblein? Krieger oder Jäger? Vielleicht wenigstens ein Gesicht?

Gerwulf fixierte den Kopf des Reiters, sah aber nach wie vor nichts als die Kugel aus dunklem Loden. Kurz glaubte er ein metallisches Blitzen im Gesicht des Reiters zu erkennen. Bevor er sich darauf einen Reim machen konnte, parierte der Fremde jedoch sein Pferd und wandte sich von ihm ab. Während Gerwulf versuchte, ein genaueres Bild von seinem potentiellen Gegner zu gewinnen, machte der sich an seiner Seite zu schaffen, nestelte in aller Seelenruhe an etwas herum, das sein Beobachter nicht sehen konnte.

Nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, setzte der Reiter sein Pferd jedoch nicht etwa in Bewegung. Im Gegenteil, er machte es sich bequem, schien an Ort und Stelle verharren zu wollen bis ... ja, bis wann eigentlich? Und wieso hier? Noch einmal spähte Gerwulf den Bohlenweg hinab und glaubte nun tatsächlich den Schemen eines kleinen Handelskarrens zu erkennen. Was aber machte der Reiter dann mitten auf dem Weg? Wenn das hier ein Hinterhalt werden sollte, wäre es nicht besser gewesen, sich versteckt zu halten? Zumal viele Händler heuer mit ernst zu nehmender Bedeckung zu reisten?

Doch kaum dass er in der Lage war, den Handelskarren genauer in Augenschein zu nehmen, begriff Gerwulf. Dieses Vehn war nicht nur in einer Hinsicht eine Todesfalle. Es gab kein Zurück! Wenn man sich mit seinem Wagen einmal auf den Weg begab, war an eine Kehrtwende nicht mehr zu denken – oder jedenfalls nicht solange sich neben den hölzernen Bohlen keine trockene Stelle mit festem Halt für Räder und Hufe fand. Und das war hier nicht der Fall. So weit hatte er bisher noch nicht gedacht. Das Raubgesindel musste gar keine Angst davor haben, dass seine Opfer fliehen würden. Verdammtes Elend! Er befand sich inmitten seiner Erwägungen darüber, was für Auswirkungen diese Vorgehensweise auf ihre Pläne haben würde, als die Bremsen den Wagen zu einem quietschenden Halt brachten.

„Heda“, raunzte der Händler unwillig und machte eine weit ausholdende Geste. „Du stehst mir im Wege rum. Sieh’ zu, dass du wegkommst, ich hab’s eilig aus diesem verfluchten Moor rauszukommen. Himmel vergelt’s, ich werd mir ein Fass aufmachen, wenn ich heut Abend erst in einer warmen Taverne im Bornischen hocke. Das duldet keinen Aufschub!“

„Kein Aufschub? Was ist dir das wert?“, die Stimme des Vermummten klang seltsam verzerrt und doch war Gerwulf sich nun endlich sicher, es mit einer Frau zu tun zu haben. Schwanhildt vermutlich, jenes Weib, dem Erzelhardts besondere Abneigung galt.

„Was es mir wert ist? Na du hast vielleicht Nerven!“, der Händler mühte sich um Ungerührtheit, warf aber dennoch einen vorsichtigen Blick in die Runde. Er schien die im Verborgenen Wartenden allerdings ebenso wenig ausfindig machen zu können wie Gerwulf kurz zuvor und griff daher – wieder etwas mutiger – nach seiner Peitsche. „Ich werd dir das Fell nicht gerben. Das sollt es dir wert sein. Mach Platz da, für Ärger haben wir doch beide keine Zeit!“

„Hm“, gelassen griff die verhüllte Reiterin nach dem Gegenstand, an dem sie vorhin schon herumgenestelt hatte und richtete hernach mit beinahe schon grotesk zu nennender Langsamkeit

eine geladene Armbrust auf den armen Händler. „Lass uns neu verhandeln, Wertester, mir scheint deine Ausgangsposition hat sich gerade deutlich verschlechtert.“

„Aber meine Dame ...“, alle Farbe wich aus dem Gesicht des Bedrohten und er begann nervös am Griff seiner Peitsche herumzufingern, „... was soll das denn werden? Ich bin ein einfacher Händler, der sich nicht einmal eine ordentliche Bedeckung leisten kann. Glaubt Ihr etwa, ich würde Waren mit mir führen, die für Euch von Interesse wären?“

„Netter Versuch, Fettsack, aber mich kannst du nicht täuschen“, die Räuberin stützte ihre freie Linke lässig auf dem Oberschenkel ab. „Ich glaube es nicht bloß, ich weiß es. Also hör mit dem Gefasel auf und steig von deinem Kutschbock runter! Nanana, die Peitsche kannst du da lassen, die wirst du nicht brauchen. Immer schön vor mir her.“

Einmal mehr warf der Händler einen hektischen Blick in die Runde. Dann aber ließ er seine Peitsche mit einem vernehmlichen Seufzen fahren und schickte sich an, vom Bock zu steigen. Unterdessen lenkte seine Peinigerin ihr Pony ein paar Schritte näher – die Armbrust immer schön auf das Opfer gerichtet.

„Verdammt! So doch nicht, was muss der denn auch vom Kutschbock klettern ... ?!“ Innerlich fluchte Gerwulf. Wenn er erst mal da runter war, würde er den Kämpfern im Weg rumstehen und die Schützen behindern. Egal, Kotalschaden, oder wie sein Oberst in solchen Fällen immer zu sagen pflegte. War er von Hesinde mit einem bisschen gesunden Menschenverstand gesegnet, würde er sich unter den Wagen verkriechen wenns losging. Es half kein Lamentieren, jetzt galt es zu handeln. Langsam richtete sich Gerwulf so auf, dass Ossel ihn sehen konnte und hob die Hand – das verabredete Zeichen.

Ein lauter Pfiff ertönte.

Jetzt würden die Schützen die Frau ins Visier nehmen. Gerwulf machte sich bereit. Sicher hatte nicht nur Ossel ihn gesehen, sondern auch seine Gegner. Den Kusliker Säbel gezogen, kam er halb aus der Deckung heraus. Aus offensichtlichen Gründen hatten sie vereinbart, dass zunächst nur er, Ossel und Wiclaf aus den Verstecken kommen sollten. Zwischen den unermüdlich perlenden Tropfen konnte er den Schemen des jungen Praiosingers wahrnehmen, der ihm gegenüber Position bezogen hatte. Den schwergewichtigen Veteranen vermutete er hinter dem Fuhrwerk, von wo auch der Pfiff erklingen war.

„He da, keinen Schritt weiter oder du liegst schneller auf dem Bohlen als dir lieb ist, Weib“, hob Gerwulf lautsatrk an. „Dieser unkleidsame Mantel da verdeckt dein Antlitz. Oder schämst du dich etwa, den armen Mann um seinen Verdienst zu bringen. Ach nein, ich weiß: Vermutlich siehst du aus wie die Furunkel am Arsch meines Bruders und verhüllst dich deswegen.“

Schwanhildt diese derben Worte an den Kopf zu werfen, war ihm ein Bedürfnis. Wann konnte er schon mal straflos eine Adlige beschimpfen? Was es noch besser machte: Sie verfehlten ihre Wirkung nicht. Mitten in der Bewegung hielten Reiterin und Pony inne. Erstere saß einen Moment lang stumm im Sattel, starr wie eine Salzsäule. Dann aber glaubte Gerwulf ein leises Schnauben zu hören und die Räuberin wandte sich zu ihm um. Nun erkannte er auch den Grund

für das silbrige Blitzen, das ihm zuvor schon aufgefallen war: Die Frau trug eine Maske, wie man sie mancherorts zum Schutz im Krieg kannte. Eine fürchterliche Fratze schien es ihm auf den ersten Blick, doch konnte er sie nicht genauer betrachten. Denn während er auf das verhüllte Gesicht starrte, folgte der Arm der Reiterin ihrem Blick. Noch immer ohne Eile schwenkte die Spitze der Armbrust herum und war mit einem Mal auf seine Brust gerichtet.

Er rechnete fest damit, dass die Rauheneck nun ihrerseits eine Tirade vom Stapel lassen würde, sich umsehen und ein Bild von der Situation machen, erkennen, dass ihre Lage mehr als prekär war. Doch statt auch nur ein einziges Wort oder einen längeren Blick zu verschwenden, ließ sie das klare „Tschock“ ihrer Waffe erklingen. Gerwulf hatte noch gar nicht begriffen, wie ihm geschah, als er sich gepackt und zu Boden gerissen fühlte. Ein stechender Schmerz fuhr ihm in die Schulter, während er fiel. Und kaum dass er lag, ertönte über ihm das leicht überforderte Brüllen Jankas: „Nun schießt schon, ihr Deppen!“

Er hörte das Sirren von Bogensehnen, sah etwas Dunkles über sich hinweg fliegen und nahm aus den Augenwinkeln eine abrupte Bewegung zu seiner Rechten wahr: Die Räuberin war getroffen. Er hatte keine Ahnung von wie vielen Pfeilen, aber scheinbar saßen die Treffer gut, denn es sah ganz so aus, als wäre sie drauf und dran aus dem Sattel zu kippen.

„Geht es, Gerwulf? Steh auf!“ Der Burghauptmann fühlte sich von seiner Kameradin am Arm gepackt und auf die Füße gezogen. Seine linke Schulter schmerzte wie die Hölle, doch hatte er keine Zeit, sich mit solchen Kinkerlitzchen zu beschäftigen. Es hieß, seine Leute zu befehligen, denn schon sprangen allenthalben dunkle Schemen aus den Büschen hervor und stürzten sich brüllend und waffenklirrend aufeinander. Allein der Händler schien nicht recht zu wissen, wohin. Wo sich links und rechts von ihm verbissene Gegner fanden, hing er mit weit aufgerissenen Augen noch immer halb auf seinem Kutschbock und sah ganz so aus, als hätte er sich am liebsten in Luft aufgelöst.

Gerwulf beließ den armen Kerl in seinem Elend und sah sich stattdessen nach Schwanhildt um. Dieses dreckige Miststück! Die würde sich bald wünschen, ihm nie begegnet zu sein. Wenn er mit der erst einmal fertig war ... ! Grünen Blitzen gleich stachen Gerwulfs Augen aus dem geröteten Gesicht. Zusammen mit dem stoppeligen Bart und seiner wutverzerrten Miene sorgte das für eine Aura von Wildheit, die Janka bislang noch nicht kannte.

Rüde machte er sich trotz des sofort wieder aufbrandenden Schmerzes frei von der stützenden Hand und fing an, Befehle zu brüllen, derweil er versuchte, die Situation zu überblicken. Ihm wurde trotz der Witterung heiß vor Zorn. Wieso hatte er dieses Luder nicht einfach hinterrücks erschießen lassen? Anhand der Schemen im strömenden Nieseln konnte er zumindest seine Leute einigermaßen erkennen.

„Lasst die Reiterin nicht entkommen, die gehört mir!“ Heiser vor Wut tönte seine Stimme über das Kampfgeschehen. „Ossel, Janka, zu mir!“ Er sah den beliebten Veteranen wie er auf der anderen Seite des Weges herumsprang. „Wiclaf, bleib mit Algrid beim Karren.“ Der Junge war nicht blöde, er hatte sicher mitbekommen, dass hier was geraubt werden sollte, was wohl einiges an Wert hatte und daher geschützt werden musste. Die anderen Leute waren, so weit Gerwulf erkennen konnte, in kleinen Handgemengen gebunden.

Angestrengt hielt er nach weiteren Angehörigen der adeligen Sippschaft Ausschau. Konnte es sein, dass sie die Drecksarbeit nur von einer Frau machen ließen? Er war misstrauisch und ließ den Blick schweifen. blieb zu hoffen, dass alle Mann, die ein Entkommen unterbinden sollten, noch an ihre versprochene Belohnung dachten und seine Befehle im Auge behielten.

Eben traf einer von Marjas Pfeilen den Mann, der Ossel am Kommen gehindert hatte. Doch viele Pfeile würden die Schützen in dem Durcheinander nicht mehr ins Ziel bringen. Die Gefahr, die eigenen Leute zu treffen, war zu groß. Sie würden dann eben wie abgesprochen darauf achten müssen, dass keiner der Rädelsführer entkam.

Beim Weiterlaufen kämpfte Gerwulf gegen den dringenden Wunsch, sich seine Verletzung anzusehen. Der Bolzen schaute kurz unterhalb seines linken Schultergelenks aus dem Kettenhemd heraus. Schwanhildt hatte gefehlt, eigentlich hatte sie sein Herz treffen wollen, da war er sicher. Als er den Arm probeweise bewegte, wallte der Schmerz heiß auf. Sofort wurde ihm leicht schwummrig und schwarze Punkte tanzten vor seinen Augen. Der Hauptmann stolperte, doch einen Sturz konnte er gerade noch verhindern. Jankas besorgten Blick ignorierte er schnaubend. Gleich darauf beschleunigte er seinen Schritt, um zügig bei der Reiterin zu sein, die nach wie vor ziemlich schräg auf ihrem Tier hing.

Er knurrte an Janka gewandt: „Sollte noch einer von denen auftauchen: einfach ausschalten, ohne Federlesen.“ Dann machte er den letzten Schritt, der ihn vom Bohlenweg mit der verletzten Reiterin trennte. Er hatte nicht vor, noch einmal ehrenhaft zu handeln.

Das Schauspiel, das sich ihm bot, war ziemlich armselig. Es schien, als würde die Räuberin sich mit letzter Kraft im Sattel halten, während ihr Pony führungslos auf dem glitschigen Holz herum stolperte. Der Lärm und die wuselnden Menschen machten das Tier zwar nervös, verängstigten es aber wenigstens nicht so sehr, dass es sofort die Flucht ergriff. Und genau dieses Verhalten gereichte Gerwulf nun zum Vorteil. Es ermöglichte ihm die mühelose Annäherung an Ross und Reiterin. Doch gerade als er den Säbel in ihre Seite stoßen wollte, riss das Pony erschrocken den Kopf in die Höhe und machte ein paar ungelenke Schritte von ihm weg. Gerwulfs Angriff ging daher fehl, derweil hinter ihm ein heiserer Aufschrei erklang, begleitet von metallischem Klirren.

Wie es schien hatte der Feind aufgeschlossen und für die Dauer eines Lidschlags fragte sich Gerwulf, ob es nicht besser wäre, einen sichernden Blick zurück zu werfen. Dann aber landete Schwanhildt – oder vielmehr: die Vermummte, die er für Schwanhildt hielt – mit einem lauten Krachen direkt vor seinen Füßen auf den nassen Holzbohlen. Auf dem Rücken, wie ein fatter, hässlicher Käfer. Ihr schmerz erfülltes Stöhnen war Musik in seinen Ohren. Er sah, wie sie sich aufzurichten versuchte, als ihr der Ernst ihrer Lage bewusst wurde. Doch diesmal war Gerwulf in der besseren Position.

Ein rascher Schritt brachte ihn an die Seite der Räuberin und der Blick in ihre schreckensweit aufgerissenen Augen verschaffte ihm die Genugtuung, die er so dringend benötigte. Zufrieden lächelnd wollte er seinen Säbel an den Hals der geschlagenen Gegnerin setzen, als abermals etwas Unvorhergesehenes geschah. Hinter ihm ertönten markerschütterndes Brüllen, ein spitzer Schrei, das Scheppern wirbelnder Waffen und schließlich ein dumpfer Knall – als wäre etwas Großes mit enormer Wucht auf ein widerstrebendes Hindernis getroffen. Offenbar machte der Gegner in

seinem Rücken Janka mehr zu schaffen, als er es für möglich gehalten hätte. Doch bevor Gerwulf sich umdrehen konnte, um sich nun doch einen Überblick zu verschaffen, wurde er von etwas Schwerem im Rücken getroffen. Ein spitzer Gegenstand bohrte sich in seine Rippen, Schmerz schoss ihm in die linke Schulter, trieb Tränen in seine Augen und ließ ihn schwindeln. Wie aus weiter Ferne nahm er wahr, dass sein Säbel erneut fehlging. Statt am Hals der Dissidentin zur Ruhe zu kommen, schnitt er tief in ihre Schulter.

Dann riss das Gewicht Jankas ihn fort. Er taumelte ein paar Schritte, ging in die Knie, konnte den Sturz aber unter Aufbietung all seiner Kraft abfangen. Seine Kampfgefährtin hatte weniger Glück. Leise gurgelnd stürzte sie vornüber, der Länge nach in den Matsch und blieb dort mit dem Gesicht voran liegen. Gerwulf hatte keine Zeit, sich um das Schicksal der Reckin zu kümmern. Aus den Augenwinkeln nahm er eine rasche Bewegung wahr und riss seine Waffe reflexartig in die Höhe. Gerade noch rechtzeitig, um einen Schlag abzulenken, der mit solcher Wucht geführt wurde, dass es ihm nicht nur in die Schulter, sondern gleich in den ganzen Leib fuhr. Mit Schrecken nahm er das Erlahmen seines Schwertarms zur Kenntnis, das unkontrollierte Zucken seines Körpers, der sich vor Pein wand und ihn so den Säbel kostete. Zornig brummend sah er auf und erblickte über sich einen wahren Alptraum aus Muskeln, Fell und Stahl.

Riesenhaft türmte sich dort die Gestalt eines rasenden Wilden auf, der mit einer Waffe um sich schlug, deren Aussehen jeder Beschreibung spottete. Eine Chimäre aus Axt und Hammer, bewehrt mit einem langen Dorn und von einer Größe, die jeden halbwegs normalen Streiter hätte aus dem Gleichgewicht reißen müssen. Kein Wunder, dass sein Säbel ihm keine guten Dienste geleistet hatte. Schicksalsergeben sah Gerwulf dabei zu, wie der Fremde die Axt hob und zu einem gewaltigen Hieb ausholte, den er nicht mehr würde parieren können.

Doch dann hielt er wie durch ein Wunder inne. Nur am Rande nahm Gerwulf das Zucken wahr, das den hünenhaften Körper durchlief, als er von einem Pfeil getroffen wurde, der sicher von niemandem anders als Marja gekommen war. Das Zögern verschaffte dem Burghauptmann einen Augenblick Zeit. Einen Augenblick, in dem seine Hand zum Dolch ging, er aber bemerkte, dass er nicht schnell genug sein würde. Denn sein Gegner hielt nicht lange inne. Trotzdem blieb der tödliche Schlag aus, denn mit einem Mal war Ossel da. Wie ein schnaufendes Urviech sprang er auf den schwankenden Bohlenweg, schrie Zorn und Triumph aus sich heraus und stürzte sich ohne Zögern auf den Mann mit dem Hammer.

Fassungslos sah Gerwulf dabei zu, wie die Giganten aufeinandertrafen, sich hernach einmal umkreisten und schließlich so zum Stehen kamen, dass der eine die gefallene Räuberin beschirmte, der andere ihn und seine schwer getroffene Kameradin. Ein leises Blubbern an seiner Seite verriet dem Tralloper, dass Janka sich noch immer nicht aus dem Schlamm erhoben hatte. Im gleichen Moment fanden seine Fingerspitzen den Griff des Langdolchs, den Erzelhardt ihm zu seiner Beförderung geschenkt hatte. Um ihn herum herrschte allenthalben Chaos, doch schien es im Moment niemand auf ihn abgesehen zu haben, so dass ihm Zeit blieb, um zu überlegen, was er als nächstes tun wollte.

Die bulligen Kontrahenten und die Adlige im Auge behaltend, zog er Jankas Oberkörper hoch und drehte sie mit Bedacht auf die Seite, sodass sie zumindest nicht im Schlamm elend erstickte. Der Schmerz wallte in seiner Schulter unerbittlich immer wieder auf, sodass ihm bald Schweiß

auf der Stirn stand. Nun lehnte seine Kameradin wenigstens halb am Bohlenweg, von dem sie eben gerutscht war. Es stand nicht gut um sie, so viel konnte er bei einem flüchtigen Blick erkennen. Es schmerzte, der Kampfgefährtin keinen besseren Dienst erweisen zu können. So raunte er ihr nur noch zu:

„Halt durch Mädchen, ich hab noch keine Lust, dich an Rondras Tafel zu verlieren. Wir brauchen dich in Rotenforst.“

Sich selbst an Disziplin gemahnend suchte er anschließend nach der Möglichkeit, hilfreich in den wogenden Kampf einzugreifen. Die anderen Männer und Frauen kamen mit ihren Gegnern scheinbar gut zurecht, also sollte er zusehen, dass er sich hier nützlich machte – bei dem rasenden Irren mit der Hammer-Axt. Sicher würde noch die ein oder andere helfende Hand zu ihnen eilen, sobald ein Gegner ausgeschaltet war. Scheinbar war kein weiterer dieser Sippschaft aufgetaucht, zumindest konnte er keinen erkennen. Sie mussten sich des verfluchten Berserkers entledigen und je schneller das passierte, desto besser für alle.

Ganz genau beobachtete er ab jetzt den Kampf, den sich Ossel und das Tier von einem Mann lieferten. Der Praiosinger Veteran hatte gerade eine wütende Attacke des Hünen abgelenkt, sodass der mit vornüber geneigtem Körper die Wucht seines eigenen Schlags auffangen musste. Der dazu nötige Ausfallschritt verhinderte, dass er gleich wieder in Ossels Waffe stolperte. Der Zeitpunkt war gut, entschied der Gerwulf Eschenhain binnen eines Lidschlags.

Rondra hilf!

Ohne über die Folgen für sich nachzudenken, schnellte er mit der ihm verbliebenen Kraft vom Boden hoch, und rammte dem Axtschwinger seinen Dolch in die Kniekehle. Die Waffe drang mühelos durch die lederne Hose des Mannes und fraß sich tief in das ungeschützte Fleisch – so tief, dass sie schließlich auf Knochen traf und dunkles Blut aus der Wunde hervorschoß. Dabei war der Burghauptmann seinem Feind so nahe, dass er spürte, wie Zucken dessen Körper durchfuhr. Er hörte das tiefe Stöhnen, das sich seiner Kehle entrang und sah, wie der Mann herumfahren wollte. Im gleichen Moment jedoch verlor er die Kontrolle über sein Bein. Der Dolch schnitt noch tiefer in die Kniekehle hinein und mit einem Mal war es, als hätte man einen Turm seines Fundaments beraubt: Der Räuber wankte erst, verlor dann seinen sicheren Stand und brach in die Knie.

Noch bevor er gänzlich auf dem matschigen Boden aufschlug, wurde er von einem weiteren Hieb erwischt. Mit lautem Triumphgeschrei hatte Ossel seine Chance genutzt und zu einem gewaltigen Hieb ausgeholt. Wie durch ein Wunder gelang es dem Fremden im letzten Moment, seinen Oberkörper zur Seite zu drehen, sodass die schwere Axt ihm nicht den Schädel spaltete, sondern auf seine linke Schulter traf. Kreischend biss sich die Waffe des Praiosingers in eine Rüstung, die der Gerwulf bisher gar nicht wahrgenommen hatte, durchdrang sie ein gutes Stück weit und riss eine tiefe Wunde. Damit war der Gegner endgültig geschlagen ...

... oder zumindest glaubte der Praiosinger Burghauptmann das für einen Moment. Dann aber spürte er, dass sich etwas tat. Es war als würde die Kraft, die dem Körper des Fremden just entströmt war, mit einem Schlag zurückkehren. Ungläubig sah der Traloper dabei zu, wie der

Mann das verletzte Bein wieder unter seine Kontrolle zwang. Kein Laut des Schmerzes kam über seine Lippen, als er den schweren Treffer Ossels kassierte. Statt zusammenzubrechen, wuchtete er sich – des Dolchs in seiner Kniekehle vollkommen ungeachtet – wieder in die Höhe, griff nach dem Axtblatt, das fingertief in seiner Schulter steckte, und riss es mit einem zornigen Knurren aus der Wunde.

Über den Kopf des Fremden hinweg konnte Gerwulf das fassungslose Gesicht Ossels erkennen, der allem Anschein nach nicht glauben konnte, was er sah, und auch nicht wusste, wie er darauf reagieren sollte. Dann war es auch schon zu spät.

Einen gewaltigen Hieb später war der stiernackige Gefährte des Burghauptmanns mit seiner eigenen Waffe niedergestreckt worden. Bevor Gerwulf begreifen konnte, wie ihm geschah, fühlte er sich am Kragen gepackt und über glitschige Holzbohlen geschleift. Wie eine Puppe riss der Wüterich ihn in die Höhe und donnerte ihn mit dem Rücken gegen den Händlerwagen. Während die Zugpferde panisch wieherten und nervös auf der Stelle traten, spürte der Burghauptmann Praiosingens, wie eine kalte, nasse Hand sich um seinen Hals schloss. Er wehrte sich nach Kräften und landete einige gute Treffer, doch war das alles vergebene Liebesmüh', denn sein Gegner schien auf einmal keinen Schmerz mehr zu kennen.

Er starrte ihm jetzt direkt ins Gesicht. Hinter dem schmalen Sehschlitz des Helms konnte Gerwulf allerdings nur seine Augen erkennen, in denen die reinste Mordlust flackerte. Sein Schicksal war besiegelt, es fragte sich nur, ob der rasende Irre noch eine Waffe zur Hand hatte oder ihm einfach das Genick brechen würde.

„Schützt den Hauptmann!“, hörte er die Stimme Marjas wie aus weiter Ferne, derweil ihm die Luft weglieb und schwarze Flecken vor seinen Augen zu tanzen begannen. Durch dunkle Schlieren hindurch erkannte er noch, dass Wiclaf sich ihnen näherte, dann krachte der Helm des Fremden mit brutaler Gewalt gegen seine Stirn und ihm wurde schwarz vor Augen.

Was vom Auftrag übrig blieb

Egisgrimoltsvehn, Baronie Rotenforst, Mitte Rondra 1033 BF

„Gerwulf?“

Etwas klang in seinen Ohren, das ihm die Ruhe raubte. Und mit deren Schwinden kehrte der Schmerz zurück. Sein Schädel dröhnte, als habe er einen Mond lang durchgezecht und er wagte es gar nicht erst, die Augen zu öffnen. Seine linke Schulter schmerzte, als würde ein unheiliges Feuer in ihr brennen. Außerdem hatte er das unbestimmte Gefühl, von einem Brauereipferd in den Rücken getreten worden zu sein. Nein, er wollte eigentlich gar nicht wieder zu Bewusstsein kommen. Was Boron gerade an Schlaf und Vergessen zu bieten hatte, schien ihm um einiges verlockender als die deprimierende Alternative. Andererseits war er der Hauptmann hier und trug damit die Verantwortung über den baronlichen Haufen. Er musste sich also zusammenreißen und zusehen, dass er möglichst schnell wieder auf die Beine kam. Nur am Rande nahm er wahr, dass der Kampfärm verklungen war. Fragte sich, wie das Gemetzel ausgegangen war.

„Gerwulf?“ Das war die Stimme Marjas. Und im Grunde ließ ihre Anwesenheit nur einen Schluss zu: Sie mussten den Kampf gewonnen haben. Es sei denn sie waren alle miteinander gestorben. Aber Rondras Paradies stellte er sich eigentlich anders vor. Nicht so kalt, nicht so nass ... und bei weitem nicht so ... unheroisch.

„Gerwulf? Geht es dir gut? Kannst du aufstehen?“

„Wozu?“ Seine Stimme klang rauh wie ein Reibeisen. „Damit gleich noch einer dieser irren Rauhenecks auftaucht? Diesmal vielleicht einer mit Flügeln ... das hatten wir noch nicht.“

Ein irres Kichern entwich seiner Kehle, doch er bereute diese Regung sogleich. Das Lachen ließ seinen Körper erbeben, was weder sein Bauch noch sein Kopf ihm dankten. Bittere Säfte schossen in seinem Mund zusammen und sein Magen rebellierte. Untrüglich wusste er, dass wenn er erst mal die Augen aufmachte, das ganze Elend seines malträtierten Körpers über ihn hereinbrechen würde. Aber er hatte wohl keine Wahl. Seufzend öffnete er die Lider und wählte sich sogleich im Dämonenreich.

Es war zwar Marjas Stimme gewesen, die er gehört hatte, aber wieso hatte sie zwei Köpfe? Verschwommen näherten die sich einander an, wurden kurz zu einem und trennten sich dann gleich wieder. Ihm wurde speiübel bei dem Anblick. Gerade noch rechtzeitig drehte er sich weg, und überließ die spärlichen Reste des Frühstücks dem aufgeweichten Erdreich. Als er das erledigt hatte, ging es ihm etwas besser. Seine Wahrnehmung wurde allmählich. Er fasste sich an den Kopf und barg ihn erst einmal in den Händen. Sein Schädel brummte und er war sich nicht sicher, ob Rippen gebrochen waren. Das fahle Licht stach ihm wie mit Nadeln in die Augen, und jede Bewegung hätte er am liebsten mit einem Stöhnen des Schmerzes quittiert. Aber er war keine Memme. Vorsichtig versuchte er sich daher zu rühren.

„Verdammt, dieser Tag hat mich um Jahre älter werden lassen. Bericht ... was ist passiert ... ähm und Wasser, ja?“ Seine Stimme hatte an Kraft zugenommen und er ließ sich von der Waldläuferin

auf die Beine helfen. Wackelig sah er sich um und wartete ungeduldig auf die Schilderung des Kampfes nach seinem unrühmlichen Abgang.

Marja lachte. Etwas zu laut, als dass es noch überzeugend geklungen hätte. Doch immerhin ließ diese deutliche Überreaktion ihre Erleichterung erkennen. Sie nickte eifrig, bot Gerwulf ihren Arm als Stütze und brüllte dann ein heiseres „Wasser!“ in die Runde.

„Es geht dir gut“, meinte sie anschließend etwas leiser. „Wenn du schon wieder scherzen kannst, muss es dir gut gehen. Peraine sei’s gedankt! Als ich gesehen habe, wie dieses Tier dich über den Boden schleifte, dachte ich schon, das sei’s gewesen“, sie schluckte vernehmlich und reichte ihm dann plötzlich einen Wasserschlauch, der aus dem Nichts zu kommen schien. „Ich dachte schon, das wär’s ...“

Hastig stürzte Gerwulf ein paar Schlucke in sich hinein und fühlte sich gleich wieder etwas besser. „Einen Bericht, Marja“, brummte er dann ungeduldig, wusste er doch immer noch nicht, was passiert war, nachdem er das Bewusstsein verloren hatte.

„Ein Bericht, ja“, Marja nickte eifrig, ließ ihren Blick einmal wachsam über die Umgebung gleiten und räusperte sich leise. „Was passiert ist, nachdem du weg warst?“

Er nickte.

„Das ... naja ... also erst mal haben wir uns fast alle auf diesen Riesen gestürzt. Ich nehm an, dass das Bärfang von Rauhenneck gewesen ist, aber was tut das schon zur Sache? Er hat un...“

„Du nimmst an? Na, weißt du es denn nicht?“ Auch Gerwulf warf nun einen suchenden Blick in die Runde, konnte auf Anhieb aber nichts Außergewöhnliches entdecken.

„Wenn du schon fragst, lass mich auch ausreden“, raunzte sie ihn an und er machte gleich darauf eine entschuldigende Geste. „Wir haben uns alle auf ihn gestürzt, aber er hat uns ... ordentlich auf Trab gehalten. Hatte seine Waffe wieder in die Finger gekriegt und wir sind kaum an ihn ran gekommen. Die Leute haben Angst gehabt, man hat’s gemerkt und ich kann es ihnen nicht verdenken. Das war doch alles nicht normal! Dieser Kerl ist ... nicht normal. Na, egal. Irgendwann ist Wiclaf dann auf ihn drauf und hatte ihn fast, dann ist dieser Kerl da aufgetaucht“, sie deutete auf einen Mann mit langem rötlichem Haar, der reglos im Matsch lag, „und dem anderen beigesprungen. Hat einen Streich Wiclafs abgefangen, wurde kurz darauf aber selbst tödlich getroffen ... von Wiclaf. Das hat der andere gesehen und ist ... naja ... wie soll ich’s sagen? Wie ein wildes Tier eben. Er hat sich auf Wiclaf gestürzt und der hat gemerkt, dass es besser wär, Fersengeld zu geben. Er ist ab durch die Mitte und der Irre hinterher.“

„Wo sind sie jetzt?“

„Keine Ahnung. Ich hab Algrid und Ossel hinterher geschickt. Hoffe, sie finden ... was auch immer“, es entstand eine kurze Pause, doch bevor Gerwulf sich zu Wort melden konnte, hob die Waldläuferin wieder an. „Als er dann weg war, haben wir bemerkt, dass die andere auch nicht

mehr da ist. Die mit der Armbrust. Keine Ahnung, wie sie das geschafft hat. Jemand muss ihr geholfen haben. Wir waren unachtsam.“

„Soll das heißen, dass sie uns alle durch die Lappen gegangen sind?“ Gerwulf wurde schon wieder schlecht. Er konnte es kaum fassen. Wut und Unglauben bildeten einen großen, schweren Klumpen in seinem Magen. Alle weg?

„Scheint, als wären die Rauhenecks uns entkommen, ja, aber unsere Ausbeute kann sich trotzdem sehen lassen“, sie deutete auf zwei schmutzige Gestalten mit gebundenen Händen, die neben dem Händlerwagen saßen. „Seine Hochgeboren wird vermutlich toben und uns alle in den Senkel stellen. Aber er selbst hat noch niemals – und das kannst du mir ruhig glauben, ich lebe von Geburt an hier – einen schmerzhafteren Schlag gegen die Sturmkrätzwaller gelandet. Wir haben zwei von denen übel zugerichtet, einer dürfte dem Tode nahe sein. Wir haben einen ihrer Handlanger erschlagen und zwei weitere dingfest gemacht, von denen einer vermutlich auch eher heute als morgen zu Boron fährt. Wir kehren nicht mit leeren Händen zurück. Das wird selbst Seine Hochgeboren anerkennen müssen, egal wie sehr er zürnt. Abgesehen davon ... wie ich schon sagte: Dieser Bärfang ... das war nicht normal! Damit konnte keiner rechnen. Der hat uns einfach kalt erwischt und er hätte auch Erzelhardt kalt erwischt, da bin ich sicher!“

„Und bei uns?“

„Wir sind gut davongekommen. Ossel ist schon wieder auf den Beinen, Wiclaf zwar noch verschwunden, aber als ich ihn das letzte Mal sah, war er unverletzt. Versehrt haben wir ein paar, doch Tote sind nicht zu beklagen. Allerdings steht es schlecht um Janka. Wenn sie eine Chance haben soll, müssen wir so schnell wie möglich aufbrechen. Erzelhardts Heiler dürfte ihre einzige Hoffnung sein.“

Wütend zwang Gerwulf sich, noch einen Schluck Wasser zu trinken, bevor er auf ihren fragenden Blick reagierte. Er hatte alles, aber auch alles vermässelt. „Schick einen der Verletzten und noch einen Bogenschützen. Die müssen mit Janka los. Sie sollen das Fuhrwerk nehmen, mit dem Kutscher. Lass dir aber den Kram geben, den er dieser Schwanhildt vorenthalten wollt!“

„Das ist eine gute Idee, ja. Ich glaube, dass ein paar von ihren Rippen gebrochen sind und sie spuckt Blut, da ist der Wagen vermutlich noch die schonendste Möglichkeit zu zu befördern. Allerdings ...“, Marja neigte sich näher an Gerwulf heran und sprach nun sehr leise, „... hat der Händler gesagt, er müsse unbedingt weiter. Er will auch nichts dabei haben, was für uns von Interesse sein könnte. Sagt, diese Rauheneck hätte keine Ahnung gehabt, wovon sie redet.“ Die Waldläuferin runzelte zweifelnd ihre Stirn und sah zu dem dicklichen Mann rüber, der schon wieder auf seinem Kutschbock saß – offenbar fest entschlossen, jeden Moment aufzubrechen. „Ich hab’ ihm verboten loszufahren, solange du zu dem Thema noch nichts gesagt hast.“

Nachdem das gesagt war, nahm sie Gerwulf den Wasserschlauch wieder ab und trank selbst ein paar Schlucke – nur um ihm dann einen zweifelnden Blick zuzuwerfen. „Was ist mit dir? Willst du nicht gleich mit nach Praiosingen? Du solltest!“

„Wir beide bleiben hier und suchen nach Ossel und Algrid. Ist dieses Pony noch da, von der Sippe?“ Als Marja tadelnd die Stirn runzelte, statt ihm seine Frage zu beantworten, fuhr Gerwulf sie ungeduldig an: „WAS? Dass ich verletzt bin, weiß ich selber, aber ich will verdammt sein, wenn ich aufgebe, bevor ich mir sicher bin, dass ich nicht zumindest einen dieser flüchtigen Brut kriegen kann. Was zählt das schon, wenn sie halbtot sind, es aber bis hoch auf ihre beschissene Burg schaffen? Dann holen sie sich diesen ... diesen ... Druiden, der sie mit ... ach, ich will gar nicht drüber nachdenken, mit was er sie wieder aufpäppelt.“

Darüber wie Erzelhardt und Thargrin ihn empfangen würden, wollte er sich lieber auch keine Gedanken machen. Ah, und erst Heidelore von Graufenbein, die alte Jungfer. Über deren Äußerungen würden ihm nur Brannt in rauhen Mengen, Würfel, und viele wilde Nächte hinweghelfen. Dann fesselte etwas seine Aufmerksamkeit. Er machte ein paar vorsichtige Schritte weg von Marja und beugte sich über den rothaarigen Mann, dessen Tod Bärfang scheinbar so mitgenommen hatte.

„Sag mal?“ Der Hauptmann kratzte sich das Kinn und musterte den Gegner genau. „Hat schon mal wer diesen Wolfherz gesehen? Soll der nicht langes, rotblondes Haar haben, ganz wie der Alte früher?“ Wenn sie wenigstens einen erwischt hatten, konnte er guten Gewissens hier abziehen, sobald er seine Leute wieder beisammen hatte. Wenn nicht, musste er sicherstellen, dass die Rauhenecks bereits außer Reichweite waren. Wenn sie mit dem Pony weg waren, könnte man auch gut den Spuren folgen. „Wie lange sind die Anderen denn schon weg? Und was ist nun mit dem Pony? Haben sie es dabei?“

„Das Pony ist noch hier bei uns“, meinte Marja und folgte Gerwulf zu der Leiche. Zunächst schien sie kein besonderes Interesse für den Toten aufbringen zu können, als der Hauptmann jedoch den Namen Wolfherz erwähnte, trat sie näher.

„Ne, also ich hab’ den noch nie zu Gesicht bekommen, obwohl es heißt, er und sein Zwilling seien viel in den Wäldern unterwegs. Von den anderen hier ...“, sie warf einen raschen Blick auf ihre Begleiter und ging in die Hocke, um den Toten auf den Rücken zu drehen, „... glaube ich auch keiner. Die meisten sind ja in den letzten Jahren erst angeworben worden, oder haben immer schon in Praiosingen gelebt, wo die Rauhenecks ewig nicht mehr waren. Ich weiß allerdings, wie der Alte aussieht. Bevor er die Sturmärztin geheiratet hat und unser Feind geworden ist, war er ein paarmal unten in Birken ...“

Gemeinsam beugten sich Hauptmann und Waldläuferin über die reglose Gestalt und musterten sie aufmerksam. Erst nachdem Marja sich dazu herabgelassen hatte, wenigstens das Gesicht des Toten vom Matsch zu befreien, war überhaupt etwas zu erkennen. Eine große, breite Nase, hohe Wangenknochen und roter Vollbart.

„Also groß ist er ... und lange Haare hat er auch. Sieht noch ziemlich jung aus ...“, meinte Marja nachdenklich. „Wie alt sind die Zwillinge denn jetzt? Dreißig oder so? Na, keine Ahnung. Weißt du noch was über deren Aussehen zu berichten?“, sie sah zu Gerwulf auf, derweil ein vorsichtiges Lächeln ihre Lippen eroberte. „Dem alten Thorwaler sieht der hier jedenfalls ziemlich ähnlich. Ich würde fast sagen, das passt.“

Gerwulf klopfte ihr anerkennend den Rücken: „Wenigstens was!“ Dann drehte er sich zu dem Pfeffersack um, und marschierte staksig zu ihm hinüber. Sichtlich genervt baute er sich vor ihm auf, während er mit einer Hand seinen Rücken stütze. „Den Göttern sei Dank waren wir hier, nicht wahr?!?“ Der Sarkasmus troff nur so aus seinem Mund. Für so einen würde er sein Leben niemals geben wollen. „Ich kann mir schon vorstellen, dass Ihr auf jeden Fall zuallererst daran gedacht habt, dem zu danken, dem ihr Euer Leben verdankt.“

Irritation und Misstrauen zeigten sich auf dem feisten Gesicht des Händlers.

„Dieser Gedanke ist auch der einzig richtige!“, fuhr Gerwulf fort. „Ihr werdet unsere schwer verletzte Kameradin Janka auf die Motte bringen, wohin Ihr ja ohnehin wolltet, um Euch bei unserem Baron zu bedanken! Selbstverständlich wird Euch einer meiner Leute begleiten. Wie Ihr sicher schon geahnt habt, hat uns nicht der Zufall hergeführt. Genau wie die Räuberin haben wir unsere Quellen. Die sagten uns, wann Ihr hier durchkommt und dass Ihr als lohnendes Ziel betrachtet werdet. Wären wir nicht zu Eurer Rettung geeilt, wär es Euch heute ans Leder gegangen, das ist Euch hoffentlich klar? Und jetzt muss ich hören, dass Ihr behauptet, Ihr hättet gar nichts dabei, was für die Heckenreiter von Interesse sein könnte? Klang aus deren Mund ganz anders. Und nach allem, was wir wissen, wissen *die* normalerweise erstaunlich gut Bescheid ...“

Er betrachtete den Mann ohne Mitleid. Er hatte in seinem Gebaren schon zu viel Ähnlichkeit mit seinem Vater gezeigt, sodass er mit ihm keine Gnade zeigen würde. „Wir können das Ganze abkürzen und Ihr gebt mir hier und jetzt, was Ihr angeblich nicht bei Euch habt, als Zeichen der Dankbarkeit und ehrlichen Reue für Euren ... na, ich nehme mal an, den Versuch, etwas sehr Kostbares über die Grenzen des Mittelreichs zu schmuggeln?! Die andere Möglichkeit ist: Wir suchen danach, und da wir es eilig haben, werden wir nicht sonderlich sorgsam sein können. Weder mit Euch noch mit der Ware. Nun? Sprecht, Mann, ich bin nicht sonderlich geduldig!“

Der Händler schien im Angesicht von Gerwulfs Rede zunächst überrascht, dann verunsichert und schließlich zunehmend verärgert.

„Ja, sicher bin ich dankbar für Eure Hilfe, Hauptmann, ich bin auch Eurem Baron sehr dankbar. Und dafür, dass ich dieses ... diese Sache hier ohne einen Kratzer überlebt habe, werd' ich am nächsten Wegschrein eine gute Spende entrichten. Allerdings versteh ich nicht, warum ich nun zur Burg fahren soll. Ist es nicht im Grunde ... ganz ... normal, wenn ein Baron dafür sorgt, dass reisende Händler auf den Straßen und Wegen seines Lands nicht von streunendem Lumpenpack ausgenommen werden? Ist das nicht die Aufgabe eines Lehnsherrn? Schließlich hab' ich an der Grenze zwischen Rotenforst und Drachenstein meinen Obolus für die Nutzung des Sieben-Baronien-Wegs entrichtet – an dem kleinen Weghäuschen da. Danach muss ich ja wohl damit rechnen dürfen, dass man mich vor Raubgesindel schützt und ich das Bornland sicher erreiche?“, der Mann hob seine buschigen Brauen und sah fragend auf Gerwulf hinab.

„Und was das andere betrifft ... da weiß ich nun wirklich nicht, wovon Ihr redet. Was soll es denn sein, das ich da so Wertvolles mit mir führe? Ich wusste schon nicht, was dieses elende Weib damit meint und es wird auch dadurch nicht besser, dass Ihr jetzt noch mal fragt“, der Mann fuhr sich mit einer raschen Geste übers Kinn und schüttelte dann den Kopf. „Ich hab' nichts dabei. Ihr könnt gern meine Ladung überprüfen, wenn Ihr das nicht für vertane Zeit haltet, aber bitte,

bitte geht pfleglich damit um! Meine Familie und ich, wir müssen von dem Erlös leben und der Weg hier durch die Sichel ist alles andere als ungefährlich, da hat man sich nen gewissen Lohn doch redlich verdient. Also bitte ... habt Nachsicht!“

Knurrend drehte sich Gerwulf um und ließ den verdutzten Händler stehen, der nun sichtlich nervös wurde. Hohles Gefasel von einem Pfeffersack, dabei hatten sie keine Zeit, wenn er Janka nicht verlieren wollte. Mit herrischer Geste beorderte der Hauptmann einen der Bogenschützen heran, von dem er wusste, dass man ihn was heißen konnte. Mit dem Rücken zum Führer des Wagens gewandt, erklärte er ihm, was seine Aufgabe sein würde.

„Hör mir gut zu, Uffe. Ich denk, ihr braucht mit keinem Angriff mehr zu rechnen. Du bringst Janka hoch zur Motte und den Kerl da drüben, den übergibst du dem Baron persönlich. Lass den keinen Moment aus den Augen. Sag dem Baron, dass er behauptet, nichts Außergewöhnliches bei sich zu haben, aber Schwanhildt von Rauhenneck ganz gezielt nach etwas verlangte, was er scheinbar nicht verzollen wollte.“ Missmutig warf er dem Händler noch einen kurzen Blick zu, bevor er weiter sprach. „Außerdem gibst du Bescheid, dass wir noch die flüchtigen Rauhenocks verfolgen.“

Dann ging er zu Marja und hieß sie, die Verletzte aufladen. Es galt jetzt, keine Zeit zu verlieren, und doch wollte er noch versuchen, herauszubekommen, was die Gefangenen wussten. Müde näherte er sich den ziemlich belämmert dreinblickenden Gesellen, die gefesselt am Wagen des Händlers lehnten. Einer sah derart übel aus, dass er die Nacht sicher nicht überleben würde. Ihre eigenen Verletzten, abgesehen von Janka, waren weit besser dran.

„Hört zu, ich bin kein Unmensch“, hob er an. „Jeder kann mal auf der falschen Seite kämpfen. Wenn ihr euch jetzt besinnt, könnt ihr auf Gnade hoffen. Ich zumindest würde dafür sorgen, dass du hier so schnell wie möglich auf die Motte in Praiosingen kommst, wo sich jemand deiner Verletzungen annehmen kann. Ich will eigentlich nur die, die den Angriff zu verantworten haben.“ Er schaute den beiden aufmerksam in die ausgemergelten Gesichter. Viel hatte er ihnen nicht zu bieten, das wusste er. Aber sie ihm vermutlich auch nicht. Laufen lassen konnte er sie nicht. „Also, wie schaut’s aus? Habt ihr mir was zu sagen? Mich würde interessieren: Welchen Weg werden sie nehmen? Wer hat Schwanhildt abtransportiert? Worauf hattet ihr’s abgesehen? Können wir die noch irgendwie erwischen, ehe sie wieder in ihr Loch kriechen?“

„Auf Gnade?“, derjenige von beiden, der das Scharmützel mit kaum mehr als einer großen Schramme am linken Oberarm überstanden hatte, blickte hoffnungsvoll zu Gerwulf auf. „Ihr meint, wir können darauf hoffen, dass der Baron uns verschont, Herr Hauptmann?“ Er schien kaum glauben zu können, was er soeben gehört hatte und sah dann rasch zu seinem Kumpan hinüber. „Hast du das gehört? Der Hauptmann sagt, er wird sich für uns verwenden, wenn wir ihm helfen. Er sagt er wird dich so schnell wie möglich zum Heiler bringen.“

Nun hob auch der andere Strauchdieb den Kopf und stierte Gerwulf aus stumpfen Augen an. Der Tralloper erschrak ein wenig, als er erkannte, wie jung die Person war, deren Tod er für diese Nacht erwartete. Ein schmales Mädchen, fast noch ein Kind. Und sie schien große Schmerzen zu haben. „Glaub ich nicht“, ihre Stimme war heiser. „Der Herr Baron hat doch noch nie Gnade walten lassen. Und ich ... ich bin doch sowieso hinüber.“

„Sag so was nicht!“, die Stimme des älteren Mannes klang panisch und seine Miene hatte etwas Flehentliches, als er sich Gerwulf wieder zuwandte. „Wenn ich Euch alles sage, was ich weiß, nehmt Ihr mein Mädchen dann gleich jetzt mit hoch auf die Motte? Auf dem Wagen, meine ich, wie Eure Kameradin. Sie braucht einen Heiler, dringend!“

Der Kerl schien noch etwas anfügen zu wollen, doch just in dem Moment lenkte ein erleichterter Ausruf in seinem Rücken den Hauptmann ab: „Du lebst!“ Fast zeitgleich waren Wiclaf und Ossel an seiner Seite und er bekam einen freundschaftlichen Knuffzer in die Seite verpasst.

„Als ich gesehen hab, wie das Vieh mit dir den Boden aufwischte, dacht ich, dass es das für dich war, alter Halunke“, trotz eines blutigen Striemens quer über sein Gesicht, konnte Ossel schon wieder grinsen, wurde dann allerdings schnell sehr ernst. „Wo ist denn Janka?“

„Ossel, geh da rüber. Sie liegt auf dem Wagen. Man wird sie gleich zur Motte fahren.“ Gerwulf deutete auf das Gefährt und drehte sich zu den Gefangenen um. Ihm war daran gelegen, das abgebrochene Gespräch wieder aufzunehmen, bevor sein Kamerad ihm Dinge erzählte, die er auch anders herausbekommen konnte – und die dem verletzten Mädchen vielleicht eine Chance auf Gnade geben würden, wenn sie denn neu waren. Entschlossen blickte er dem Mann wieder in die Augen, dem das Leben der Halbstarken scheinbar so am Herzen lag.

„Ich werde mich für euch verwenden, alles Weitere liegt nicht in meinen Händen. Es ist wahr, der Baron kannte bislang keine Gnade. Doch ich weiß, dass ihm daran gelegen ist, diese Überfälle zu beenden. Und alles, was dazu beiträgt, wird sein Wohlfallen finden. Darum sprich jetzt, bevor deine Kunde nichts mehr wert ist.“ Die letzten Worte hatte er sehr leise gesprochen, deutlicher konnte er schlecht werden.

Gerwulf wollte keine halben Kinder richten. Im Kampf, wenn es sich nicht vermeiden ließ, aber nun gab es dazu kein Grund mehr. Schlimm genug, dass in Rotenforst Blut vergossen werden musste, um eine Bande irregeleiteter Adelige in ihre Schranken zu weisen, die außer Rand und Band geraten war. Und noch viel schlimmer, dass diese Bande ehrliche Bauern und Knechte zum Verbrechen verleitete. Schlimm auch für die Händler, welche den ohnehin schwierigen Weg durch das Vehn auf sich nahmen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

„Sie wird gleich mit dem Karren hochgebracht, wenn du jetzt sprichst ...“, fuhr der Hauptmann in fast schon verschwörerischem Tonfall fort. Vielleicht würde sich Thargrin ja ausnahmsweise von ihrer gnädigen Seite zeigen. Er würde sich jedenfalls dafür aussprechen.

„Welchen Weg, wollt Ihr wissen?“, der Mann überschlug sich fast beim Reden. Er schien sofort verstanden zu haben, was Gerwulf ihm sagen wollte und zögerte nicht einen Moment. „Hier durchs Vehn auf verschlungenen Pfaden und dann über die Hügel rüber nach Bërcweiler, würd ich meinen. Das ist nicht der übliche Weg, aber es gibt Verletzte, die es bis ins Krähenest wahrscheinlich gar nicht schaffen würden. Daher werden sie wohl einen Halt machen, unterwegs, um wenigstens die schlimmsten Wunden versorgen zu lassen. Lange bleiben sie da aber sicher nicht ... wenigstens nicht die Rauhenecks, die bleiben nie lang von zu Hause weg. So gut?“

Er warf Gerwulf einen fragenden Blick zu und sprach gleich weiter, als der eine auffordernde Geste machte: „Ich hab keine Ahnung, wer Schwanhildt abtransportiert hat, könnte jeder gewesen sein – bis auf Bärfang halt, der war ja von Sinnen. Wunder mich, dass Eure Leute zurückgekommen sind. Normalerweise macht er in dem Zustand nicht halt, bis alle um ihn herum tot sind oder sterbend auf dem Boden liegen.“

„Wieso erzählst du ihm das alles? Das wird uns nicht helfen ... und du verrätst unsere Herrschaft an den alten Schinder vom Berg“, das Mädchen durchlitt augenscheinlich Höllenqualen, war mit der Redseligkeit seines Begleiters aber dennoch nicht einverstanden. „Die Ahnen werden dich nicht haben wollen, wenn du stirbst. Weil du uns verraten hast!“

„Ich mach das für dich, dummes Ding! Wenn du nicht sterben wi...“

„Ich sterb sowieso. Wir sterben beide, das muss dir doch klar sein!“

Anstatt zu antworten wandte der Mann sein Gesicht dem Tralopper zu. Tränen der Verzweiflung standen in seinen Augen, als er sich zum Weitersprechen zwang: „Ich glaub nicht, dass Ihr sie noch erwischen könnt, Herr Hauptmann. Sie kennen das Gebiet wie ihre Westentasche. Der Herr Bärfang allzumal. Wenn überhaupt, dann in Bércweiler. Aber das könnte schwierig werden, die Bevölkerung dort ist auf den Baron nicht gut zu sprechen.“ Er machte eine zweifelnde Geste. „War das genug?“

Kurz starrte Gerwulf auf den Boden, bevor er antwortete: „Ja!“ Mürrisch drehte er sich von den Gefangenen weg und stapfte zu Marja und Ossel, die sich bei Janka stehend leise unterhielten. Auf das Gespräch mit seiner Herrschaft wegen diesen beiden freute er sich nicht. Was sollten die Leute, die auf die rauhenecksche Sippschaft angewiesen waren, denn machen? Sie folgten ihnen, schließlich sollten die Adeligen wissen, was richtig ist. Wie war das aber, wenn sie fehlten? Sollten ihre Bauern dann die Äcker verlassen und vor dem Baron klagen?

Gerwulfs seufzte leise und schüttelte den Kopf. Das war jetzt nicht seine größte Sorge! Was der Mann ihm erzählt hatte, bereitete ihm Kopfzerbrechen. Die Neuigkeiten passten ihm nicht. Sah ganz so aus, als ob sie's endgültig sein lassen mussten – für dieses Mal. Als er bei den anderen angekommen war, nahm er Ossels Rechte kurz und drückte sie kräftig.

„Na Dicker! Erzähl, was ist passiert, nachdem die mich schlafen gelegt haben? Ham wir noch ne Chance, einen von den Rauhenecks zu kriegen, oder muss ich mich allein besaufen?“ Er bemühte sich zwar, die Enttäuschung, die sich in ihm breitmachte, aus dem Gespräch raus zu halten, aber so ganz wollte ihm das nicht gelingen. Schleppend und müde klang er, um genau zu sein, und der Schmerz in der Schulter wurde zusehends unangenehmer.

„Allein besaufen musst du dich auf keinen Fall“, meinte Ossel lakonisch. „Ich denk mal einen paar anderen hier ist auch ganz dringend danach. Das ist doch alles ... ein wenig seltsam gelaufen.“ Er warf einen besorgten Blick auf Janka, die mittlerweile auf der Ladefläche des Händlerwagens lag – auf Umhänge und Rucksäcke gebettet. „Nachdem der Berserker dich schlafen gelegt hatte? Kann ich dir gar nicht alles erzählen, da er mich ja vorher auch schon umgehauen hatte. Aber ich sage dir jetzt gleich und beschwöre es: Nochmal werd ich mich von

diesem kreischenden Irren nicht so übertölpeln lassen. Das nächste Mal weiß ich, was mich erwartet und kann mich entsprechend drauf einstellen!“ Unzufrieden rotzte der bullige Riese auf den Boden.

„Ich bin wieder auf die beine gekommen, als Wiclaf gerade die Flucht ergriff – und das war gut so, wer weiß, ob der Kerl die armen Schäfchen hier sonst nicht alle totgehauen hätte? Er hat sie nämlich vorher alle miteinander auf Trab gehalten. Können ja immer nur soundsoviele auf einmal an einen Gegner ran, nech? Na, jedenfalls: Wiclaf ist weggerannt und kurz drauf hat Marja dann gesagt, ich soll hinterher. Sie wollte nicht, dass Algrid allein geht. Wir sind den Spuren gefolgt. War ja nicht so schwer, der ist wie ein Olifant durchs Gebüsch gebrochen. Haben auch die Spur von Wiclaf deutlich sehen können. Irgendwann sind wir aber an eine Stelle geraten, die ein bisschen ausgekühlt und mit diesem Moorwasser vollgelaufen war. Weiß nicht, vielleicht ist er da hingefallen und hat nen Moment gelegen? Auf jeden Fall gingen von da an nur die Spuren von Wiclaf weiter und die haben wir verfolgt. Warum bist du eigentlich weiter gerannt, Kleiner?“

Der junge Kerl, dessen Aussehen dem Tralloper so sehr zusagte, hob ratlos die Schultern. „Kann ich nicht genau sagen. Ich hab nur als gehört, wie das Untier schnaufend und krachend hinter mir her kam. Zum Glück war er ja nicht so schnell, schließlich hast du ihn am Knie einmal gut erwischt, Gerwulf. Damit hat er es nicht geschafft, mich einzuholen.“ Er warf dem Hauptmann einen anerkennenden Blick zu. „Na, und irgendwann ist es still geworden ... ganz still. Ich bin trotzdem weiter, weil ich nicht wusste, was los ist. Hab mal gehört, dass dieser Bärfang ein verdammt guter Waldläufer ist. Und ich wusst nicht, ob er vielleicht was ausheckt. Da bin ich einfach weitergerannt. Hatte ja schließlich vorher gesehen, was er mit euch beiden angestellt hat.“ Er warf seinem Hauptmann einen sorgenvollen Blick zu und seufzte. „Ich bin gerannt, bis ich nicht mehr konnte. Und irgendwann haben Ossel und Algrid mich gefunden.“

„Also wenn du mich fragst, wirds schwer werden, einen von denen zu erwischen“, brummelte Ossel. „Ich werd das jedenfalls ganz bestimmt nicht hinkriegen. Marja vielleicht, die ist ja gut im Spurenlesen. Aber hier im Vehn ... schwierig. Andererseits können die Rauhenecks ja beide nicht schnell unterwegs sein, schließlich haben wir sie jeweils gut erwischt. Wär halt die Frage, ob es drin ist, dass wir sie erwischen, bevor sie dieses elende Verbrechernest erreichen. Ich bin mir da nicht sicher. Weiß es einfach nicht.“

Schmerzen, die gerade wieder aufbrandeten, sprachen eine deutliche Sprache. Eine, die Gerwulf gar nicht in den Kram passte, doch daran war nichts zu ändern. Schwer schnaufend hielt er sich die Schulter, in der das Pochen inzwischen beträchtliche Ausmaße angenommen hatte. Sein Hemd war kalt und nass vom Blut, das an der Stelle austrat. Er fügte sich in den Ausgang der Schlacht, wenn er auch am liebsten jede Vernunft außer Acht lassend weiter in dieses Nest marschiert wäre – nur um zu zeigen, dass die Leute des Barons Eier in der Hose hatten.

„Gut, unsere Unverletzten begleiten Janka mit der Kutsche. Eilt euch. Ladet das junge Ding da noch mit auf, die soll auch behandelt werden, sonst schafft sie es nicht. Wir nehmen das Pony, falls einer von uns schwächelt, kann er ja reiten. Marja? Kannst du mal einen Blick auf die Wunde hier werfen? Das brennt wie Feuer ...!“

Während Marja sich an seiner Verletzung, zu schaffen machte, winkte Gerwulf Wiclaf zu sich her. „Rennen kannst du also wie ein Hase?“ Er schüttelte belustigt den Kopf. „Nix für ungut, is mir lieber so, als wenn ich dich tot aufm Pony nach Praiosingen schleif.“ Am liebsten hätte er ihn gedrückt, so froh war er, ihn zu sehen. Diesen unerfahrenen Jungen hätte er eigentlich gar nicht erst mit her nehmen dürfen. Kameradschaftlich boxte er ihm an die Schulter, was er jedoch sogleich bereute, da Marja ihm zur gleichen Zeit mit etwas an den Wundrändern entlang tupfte.

„Mensch, pass doch auf! Das tut weh!“ Anklagend und entrüstet schaute er sie an. „Ach so – Wiclaf, halt dich an Uffe, der weiß Bescheid“, bedeutungsvoll nickte er in Richtung des Kutschers. „Au, das kann doch nicht so schwer sein, Weib! Du bist ja schlimmer als der letzte Zahnreißer, der durch Praiosingen kam.“

Es dauerte nicht lange, bis sie es mit vereinten Kräften geschafft hatten, den Karren auf dem Bohlenweg zu wenden. Bald darauf war das Pferd wieder angespannt und das Gefährt rumpelte über den hölzernen Steg, als sei nichts gewesen. Einzig die Spuren rund um den Schauplatz des Kampfes verrieten, dass das nicht stimmte. Doch selbst diese Zeichen würde der Nebel bald wieder verdecken. Nachlaufendes Wasser würde sich mit Schlamm vermischen, die Kuhlen ihrer Fußabdrücke auffüllen und das Vehn läge wieder kühl, still, einsam und verlassen da.

Der Zorn des Herrschers

Burg Praiosingen, Baronie Rotenforst, Mitte Rondra 1033 BF

Es dämmerte bereits, als das Grüppchen Praiosingen erreichte. Ein bisschen waghalsig war es schon, sich im Dunkeln durch die Rotenforster Wildnis zu schlagen, doch blieb ihnen heute nichts anderes übrig. Oder jedenfalls sah Gerwulf das so. Schließlich hatte er zwei schwer Verletzte bei sich, für die jeder Augenblick zählte. Janka war noch dazu eine treue Gefährtin und hatte ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um das seine zu retten – kurz bevor ihr Brustkasten von einem Warunker Hammer zertrümmert wurde. Er durfte gar nicht daran denken. Und noch weniger daran, dass der Übeltäter entkommen war.

Der Wagen rumpelte knirschend über den unebenen Boden. Gerwulfs Leute strebten verbissen schweigend voran, während der Händler übel gelaunt nach vorn starrte, allem Anschein nach noch immer mit seinem Schicksal haderte und nicht verstand, warum es ihm so übel mitspielte. Der Praiosinger Hauptmann war sich mittlerweile nicht mehr sicher, ob der schmierige Typ ein Schauspiel für sie aufführte, oder ob sein Gewissen vielleicht wirklich rein war. Es scherte ihn aber auch nicht weiter, schließlich wusste er, dass Janka und das Räubermädchen aus Bércweiler den Weg zur Motte nicht überlebt hätten, wären sie auf ein anderes Transportmittel angewiesen gewesen.

„Wer da?“, hallte ihm mit einem Mal eine Stimme entgegen. Der Nachtwächter hockte offenbar auf dem winzigen Turm über dem einzigen Tor in der Palisade Dorf Praiosingens. „Zeigt Eure Gesichter, nennt mir Namen und Begehr!“

„Mach schon auf! Wir sinds. Hauptmann Gerwulf Eschenhain und seine Leute von der Motte. Wir haben Verletzte.“ Der Tralloper war vorgetreten und seine Stimme hatte deutlich gezeigt, dass nun auch seine Kräfte aufgezehrt waren. Mit dieser Körperhaltung würde er keinem Appell mehr standhalten. Seine Schulter fühlte sich inzwischen an, als ob darin Sand herumschaben würde. Er hatte sich aus einem Hemdstreifen eine Art Schlaufe gemacht, in die er seinen Arm hängen konnte.

„Hauptmann Gerwulf?“, die Stimme des Nachtwächters klang verwundert und er neigte sich sogar aus seinem Türmchen heraus, um einen prüfenden Blick auf das Grüppchen zu werfen, das sich vor dem Tor zum Dorf versammelt hatte. „Tatsächlich!“ Der Kopf verschwand, ein deutlich vernehmbares Knarzen verriet, dass der Wächter die Leiter hinabstieg und dann erteilte er jemandem anders einige kurze Befehle. Gerwulf hörte, wie Schritte sich rasch entfernten, bevor sich endlich jemand am Tor zu schaffen machte und ihnen aufsperrte.

Kurze Zeit später fand sich das Trüppchen des Rotenforster Burghauptmanns im Innenhof der Motte wieder. Ohne Janka, denn der Wagen des Händlers war zu breit für den hölzernen Steg, der Dorf Praiosingen mit der Burg verband. Um ihrer schwer verletzten Kameradin die Tortur des Aufstiegs zu ersparen, hatten sie sie beim Gasthaus zurückgelassen, wohin Gerwulf den

Heiler Erzelhardts gleich als Erstes zu schicken gedachte. Die sieche Räuberin allerdings war wenig mitleidig von der Ladefläche gehoben worden und man hatte sie bis hierher geschleift. Nun hockte das Mädchen auf dem schlammigen Boden, schief wie ein Schluck Wasser in der Kurve, kaum in der Lage, sich aufrecht zu halten. Ihr Kumpan war an ihrer Seite, stützte sie und murmelte ihr einen Schwall unverständlicher Worte zu.

Doch Gerwulf hatte weder Augen noch Ohren für die beiden, denn sehr zu seiner Überraschung wurde ihm der Empfang trotz der ungünstigen Stunde direkt im Hof bereitet. Allem Anschein nach hatte der Bote sich stark geeilt, jedenfalls war Erzelhardt nicht nur wach, sondern bereits in Schale geschmissen und erwartete hoch aufgerichtet die Ankunft seiner Kämpfer. Neben einer Schar Bediensteter standen Thargrin und Heidelore bei ihm. Gemeinsam blickte das Triumvirat den Neuankömmlingen entgegen. Aus den Mienen der Graufenbeiner ließ sich Unterschiedliches entnehmen. Während der Baron und seine Base bis aufs Äußerste gespannt wirkte, ließ sich die Baronsgemahlin keine Regung anmerken.

Schweigend warteten die Adligen darauf, dass Gerwulfs Trüppchen sich auf dem Hof sammelte. Als es endlich soweit war, trat Erzelhardt vor und bedachte seinen Burghauptmann mit einem prüfenden Blick. Ihm war natürlich nicht entgangen, dass Gerwulf einige ernstzunehmende Verletzungen davongetragen hatte, doch ignorierte er diese fürs Erste.

„Den Zwölfen zum Gruße“, meinte der Baron, während er die Streiter Gerwulfs und die beiden Gefangenen prüfend musterte. Sollte er Enttäuschung ob der mageren Ausbeute des Hauptmanns empfinden, so ließ Erzelhardt sich dies nicht anmerken. Ohne mit der Wimper zu zucken, trat er auf den Burghauptmann zu. „Allem Anschein nach ist es tatsächlich zu einem Kampf mit den Heckenreitern gekommen, wie?“, sein Blick ruhte nun wieder auf dem Tralloper. „Berichte! Gib mir einen kurzen Abriss, Gerwulf, auf dass ich mir einen ersten Überblick verschaffen kann.“

„Die Rauhenecks kam mit zwei bis drei Mitgliedern ihrer Familie und ein paar ihrer Leute ins Vehn. Einer der Toten auf dem Wagen könnte vielleicht Wolfherz sein. Ich habe ihn selbst noch nie gesehen, daher kann ich es nicht sagen.“ Der Hauptmann zuckte kurz bedauernd mit den Schultern, war es ihm doch selbst ein Anliegen gewesen, wenigstens einen der Bande zu fassen. „Bärfang von Rauheneck ist bestenfalls im Moor geblieben, zumindest haben wir dort seine Spur verloren. Ansonsten wäre er weiter flüchtig, ebenso wie seine Schwester Schwanhildt, die sich im Kampfgetümmel davongestohlen hat. Beide sind jedoch so schwer in Mitleidenschaft gezogen, dass fraglich ist, ob sie überleben. Wir haben zudem zwei ihrer Spießgesellen gefasst, wovon einer sehr kooperativ war. Seine Tochter ist ebenfalls verletzt, man sollte sich um sie kümmern, da sie sonst Praios Strahlen am Morgen wohl nicht mehr sieht. Auch Janka wurde von Bärfang fast gemetzelt. Sie braucht schleunigst Hilfe von Eurem Heiler, wenn man sie noch retten will.“

Gerwulf machte eine kurze Pause, um wieder zu Atem zu kommen und fuhr dann hastig fort: „Der Händler hier hat die Verletzten mit dem Wagen mitgenommen, und will weiterfahren. Doch ich wollte noch geklärt wissen, wieso die Rauheneck felsenfest überzeugt war, dass er wertvolle Güter mit sich führt, die er am Zoll vorbei schmuggeln will ...“ Kurz dachte er noch einmal nach, ob alles Wichtige gesagt war, nickte dann und trat wieder einen Schritt zurück in die Reihe seiner Männer. Seine Gedanken wanderten weg zu Janka. Stumm sprach er wie so oft in

den vergangenen Stundengläsern ein kurzes Gebet gen Alveran, auf dass man der Kriegerin noch weitere Aufgaben hier unten schenken möge.

„Recht getan, Gerwulf“, Erzelhardt würdigte den Händler, der sich eifrig verneigte, nur eines kurzen Blickes, ehe er sich den beiden Gefangenen zu wandte. „Darum kümmern wir uns später. Seine Ware jedenfalls ist hiermit beschlagnahmt.“ Thargrin stand schräg hinter ihrem Gatten. Sie war dem Bericht des Burghauptmanns aufmerksam gefolgt, jedoch ohne irgendeine Regung erkennen zu lassen. Gerwulf war sich schon gar nicht mehr sicher, ob sie wirklich gnädiger als ihr Gatte sein würde. Eines aber stand außer Frage: Seine Worte versetzten Heidelore von Graufenbein in helle Aufregung. Das verdrießliche Gesicht, das sie bei seiner Ankunft noch gemacht hatte, hellte sich merklich auf, als sie hörte, dass der Kampf im Moor möglicherweise einen Rauheneck das Leben gekostet hatte.

„Ihr habt seine Spur verloren?“, hob Erzelhardt schließlich erneut an, derweil er Marja mit einem tadelnden Blick maß. „Mir ist bekannt, dass der Kerl in der Wildnis gut zurechtkommt, aber ich wäre davon ausgegangen, dass du dich nicht von ihm übertölpeln lässt. Scheint, als müsste ich euch beim nächsten Mal doch den Ahrfoldener mitgeben? Feuer bekämpft man offenbar noch immer am besten mit Feuer.“

Als Marja etwas auf seinen Vorwurf erwidern wollte, hob der Baron ungeduldig die Hand und schnitt ihr so das Wort ab.

„Allzumal das Gleiche für seine Schwester gilt, von der ich bisher noch nicht gehört habe, dass sie eine begnadete Waldläuferin wäre. Schwer verletzt und dennoch entkommen. Beide.“ Erzelhardt schüttelte den Kopf und bezog nun auch Gerwulf in den Tadel ein. „Bleibt uns nur der Trost, dass ihr wenigstens einen von ihnen erwischt habt. Wir werden nach Birken schicken. Jemand von dort soll her kommen, um sich den Toten anzuschauen. Ich denke, niemand hier im Ort kann mit Gewissheit sagen, wie das Gesocks aussieht. Hofft und betet also, da...“

„Hochgeboren“, zu Gerwulfs Verwunderung trat Thargrin an ihren Gatten heran und legte ihm sacht die Hand auf den Arm. „Geht nicht so hart mit ihnen ins Gericht. Sie haben Gutes geleistet. Überlegt nur, wie lange es uns nicht mehr gelungen ist, diese Heckenreiter überhaupt zu erwischen. Und nun sind sie von unseren Streitern in die Flucht geschlagen worden, mussten Blut lassen, darben womöglich im Vehn. Das ist mehr, als ich erwartet hatte.“

„Hmpf“, Erzelhardt schniefte unzufrieden, „Hört, hört.“

„Wir können noch guten Mutes darauf hoffen, dass das Pack im Moor verrecken wird. Nicht so gut, als wenn sie von unserer Hand sterben. Aber allein dort im Dreck ... ein würdiger Tod für einen Rauheneck“, meinte Heidelore unvermittelt. „Ich will den anderen sehen. Ist er unten beim Gasthof? Da wo auch Janka ist? Ich nehme den Heiler mit.“

Erzelhardt wollte seine Base schon entlassen, als Thargrin ihn mit einer knappen Geste auf das sieche Mädchen deutete. „Heimo“, meinte er daraufhin knapp, „Schau dir erst die Gefangene an, sie soll ihrer gerechten Strafe nicht auf diesem Wege entkommen.“

„Ja, Herr.“

Während der Heiler auf die beiden Gefangenen zu schritt, richtete Erzelhardt das Wort an sie: „Bis wir uns ein Urteil von Ausmaß eurer Verdorbenheit gemacht haben, werdet ihr im Kerker Praiosingens bleiben. Dort habt ihr Zeit, darüber nachzusinnen, ob es eine gute Idee gewesen ist, sich dieser Verbrecherbande anzuschließen. Dachtet ihr, euch könne nichts passieren? Weil bisher nichts passiert ist? Trugschluss! Wer sich mit Gesindel einlässt und selbst wie Gesindel handelt, wird auch als Gesindel sterben.“

„Aber Herr ... Hochwohlgeboren ... ich bitt Euch ...“

„Tust du nicht, Vater“, die Stimme des Mädchens war kaum mehr als ein blubberndes Zischen und Pfeifen und sie scheute sich nicht, dem Baron einen verächtlichen Blick zuzuwerfen. „Wir bitten nur einen!“

„Pssst!“, der arme Mann mühte sich, seinem renitenten Sprössling den Mund zuzuhalten.

Unterdessen war Erzelhardt einen Schritt näher an die beiden herangetreten und maß das Mädchen mit einem abschätzigen Blick: „So jung und schon so verdorben.“

„Ich bitt Euch, Herr, sie hat große Schmerzen, ist schon nicht mehr ganz bei Sich, sie weiß nicht, was sie sagt.“ Der Vater des Mädchens sprach in Erzelhardts Richtung, sein Blick aber – flehentlich und völlig verzweifelt – galt Gerwulf. Dann machte er Platz, damit der Heiler sich die Wunden seiner Tochter ansehen konnte und entließ den Burghauptmann daher aus seiner Aufmerksamkeit.

„Du sagst sie sind kooperativ?“, fragte Erzelhardt schließlich, er schien von Gerwulfs Worten nicht wirklich überzeugt zu sein. „Inwiefern?“

Gerwulf hatte dem Mädchen hitzige Blicke zugeworfen. Sie war verblendet und scheinbar von diesem Irrglauben an Geister und sonstige Dinge beseelt. Doch ihr Vater ... oder Onkel ... ihm waren ihr Leben und ihr Seelenheil etwas wert und er war es auch gewesen, der ihm über die Rauhenecks berichtet hatte.

„Der Mann hat uns erzählt, dass die Rauhenecks nach Bërcweiler und dann aufs Krähennest eilen würden – wegen der Verwundeten. Hätten wir tatsächlich die Verfolgung aufgenommen, hätte uns das sicher weitergeholfen. Zudem, er hat uns davor gewarnt, dass wir dort nicht willkommen geheißen würden. Er hätte das nicht sagen müssen. Er hätte uns auch aufs Geratewohl in den Weiler marschieren lassen können. Es scheint so, dass die Rauhenecks eine gewisse Skepsis, was Eure Person angeht, in der Bevölkerung gestreut haben und zudem noch einem Glauben angehörig sind, der mit dem an die Zwölfgötter nur wenig gemein hat.“ Der Hauptmann machte eine Pause, um abzuwarten, wie seine Worte auf die hohen Herrschaften gewirkt hatten.

„Ketzer sind sie, alle miteinander! Das wissen wir nicht erst seit gestern“, begehrte Heidelore auf und auch Thargrin runzelte verärgert die Stirn.

„In der Tat“, meinte die Baronsgemahlin leise. „Die sturen Böcke sind in mehr als einer Hinsicht unverbesserlich. Wenn es dabei nur um ihr Seelenheil ginge, könnte es mir gleich sein. Allerdings neigt das Volk dazu, sich solchen Irrlehren anzuschließen, umfassen sie doch viele ... Gebräuche und Riten, die für den einfachen Verstand leichter zu fassen sind als das, was die Zwölf einem Gläubigen abverlangen. Wer es ablehnt, nach den Regeln des Herrn Praios und seiner göttlichen Geschwister zu leben, sollte sich allerdings auch der Tatsache bewusst sein, dass er seiner unsterblichen Seele verlustig geht!“ Thargrin richtete ihren Blick auf das verletzte Mädchen, das sich von ihren Worten allerdings leidlich unbeeindruckt zeigte.

„Und Er bestreitet nicht, ein treuer Gefolgsmann dieser ehrlosen Heckenreiter und Mittäter bei ihren Schandtaten zu sein?“ Erzelhardt war vor den zitternden Bauern getreten, der das Knie gebeugt und sein Haupt ehrfürchtig geneigt hielt.

„Nein, Herr, das leugne ich nicht.“

„Aus freien Stücken ist Er ihnen gefolgt?“

„Nun ja, Euer Hochwohlgeboren, Ihr wisste ja, wo wir leben. In Sturm...“

Erzelhardt schnitt dem Mann mit einer herrischen Geste das Wort ab. „Und Er ist bereit, sein Wissen mit uns zu teilen? Soweit es die Umtriebe der Rauhenecks betrifft?“

„Also ...“, der Bauer warf einen hektischen Blick auf das verwundete Mädchen an seiner Seite und sah dann rasch zu Gerwulf auf, „... also wenn Ihr Euch vorstellen könntet, das Leben meiner Tochter zu schonen? Sie ist noch so jung ...“

Wieder unterbrach der Baron die Rede des Gemeinen mit einem knappen Fingerzeig. Zornig diesmal, die buschigen Brauen hatte er nun voll Unmut zusammengezogen. „Flegel“, zischte Erzelhardt und warf dem armen Bauern einen flammenden Blick zu. „Er wagt es, Bedingungen zu stellen? Was Er weiß, sagt er mir entweder freiwillig oder Wir lassen es aus ihm herauspressen. Gnade für eine Verblendete, die es mir gegenüber in meinem eigenen Hof an Respekt mangeln lässt, wird es niemals geben. Sie haben – beide haben Sie – den Pfad der Tugend verlassen, als Sie sich diesen Verbrechern anschlossen und sind somit gleichermaßen Verbrecher geworden. Der Herre Praios gibt uns die Strafen für solcherlei Fehlritte vor und kein Mensch sollte sich darüber hinwegsetzen.“

Der Blick des Bauern huschte einmal mehr zu Gerwulf und nackte Angst funkelte nunmehr in seinen Augen. „Aber Herr Erz...“

Diesmal war es der Heiler, der den Mann unterbrach. Mit einer raschen Bewegung erhob er sich und trat an den Baron heran. Erzelhardt warf ihm einen fragenden Blick zu, den er aber mit einem Kopfschütteln beantwortete: „Kaum mehr als ein Wassermaß, mein Herr, es grenzt an ein Wunder, dass sie überhaupt noch lebt.“

Während der Bauer am Boden laut aufheulte und die Worte des Heilers verzweifelt in Frage stellte, ihn bat, seine Tochter doch noch einmal genauer zu untersuchen, wandte sich Erzelhardt

zu seiner Gattin um, deren Blick eine gute Weile nachdenklich auf dem Antlitz des jungen Dings geruht hatte. Die beiden sprachen kein Wort und schienen einander dennoch zu verstehen. Auf Thargrins stummes Nicken hin, rief Erzelhardt über seine Schulter in Richtung Pallas: „Ildefons, hol den Henker aus dem Bett! Wir haben ihn nicht umsonst her gerufen. Es gibt Arbeit zu tun, früher als gedacht.“ Dann bedeutete er einer nahebei stehenden Wächterin, das verwundete Mädchen zu ergreifen.

Gerwulf räusperte sich kurz und sah den Baron und seine Gemahlin fragend an. Als ihm signalisiert wurde, dass er sprechen dürfe, war ihm ganz und gar nicht wohl bei der Sache, doch das Schicksal dieser armen Leute rührte ihn irgendwie. Vor allem, da er sicher war, dass dies nur zwei von vielen waren.

„Vermutlich ist das eine sehr unpassende Frage, doch sie drängt sich mir gerade auf ...“. Er schluckte, doch er konnte nicht mehr einhalten, nachdem er einmal begonnen hatte. „Den Höchsten der Zwölfe habe ich noch nie in Frage gestellt. Einem jeden wurde der Platz gewiesen, wo er das Seine zu tun hat. Doch nun frage ich mich, was wäre das richtige Benehmen für diese Leute hier gewesen? Ihr Platz ist auf dem Land, das den Rauhenecks überlassen wurde. Hätten sie ihre Äcker verlassen sollen und hier in Praiosingen vor Euch treten müssen, um die Herren von Sturmætzvallt ihrer Verbrechen und Untaten zu zeihen? Hatten sie denn überhaupt eine Möglichkeit, sich für das Richtige zu entscheiden?“

„Das Land wurde dem Gesindel nicht überlassen!“, polterte Erzelhardt in beachtlicher Lautstärke los. Gerwulf erkannte, dass die verräterische Ader an der Schläfe des Barons wie wild zu pochen begann – er stand kurz davor, einen seiner gefürchteten Wutanfälle zu erleiden. „Tausendfach haben Wir es zurückgefordert und wenn Uns die Mittel gegeben wären, hätten Wir es bereits vor einer Dekade aus den kalten Fingern des Letzten dieser verdorbenen Sippschaft gerissen. Ich gebe nichts auf ihre Behauptung, die Herzoge allei... „

„Hochgeboren“, die Stimme Thargrins klang beinahe sanft, als sie neben den Graufenbeiner trat und beschwichtigend nach seiner Hand griff. „Ich bitte Euch. Das war nicht die eigentliche Frage, die aber durchaus eine Antwort verdient.“

Nach einem stummen Blickduell mit ihrem vor Zorn bebenden Gatten wandte sie sich dem ehemaligen Reichssoldaten zu: „Man hat immer eine Wahl, Gerwulf. Einem jeden von uns steht es in jeder Lage seines Lebens zu, sich für das Richtige zu entscheiden. Und wer da fehlgelt, den strafen die Götter in ihrer allumfassenden Weisheit, um die Gerechtigkeit wiederherzustellen. Sie strafen durch uns als ihre unvollkommenen, irdischen Werkzeuge“, als Thargrin den ratlosen Blick des Burghauptmanns bemerkte, seufzte sie leise. „Die Rauhenecks halten ihr Land seit Jahren unrechtmäßig. Vor einiger Zeit haben wir ihre Vasallen dazu angehalten, ihnen die Gefolgschaft zu kündigen. Wir haben einem jeden, der sich entscheidet, den Heckenreitern dort drüben nicht weiter zu dienen und stattdessen hierher zu uns zu kommen, ein gutes Auskommen zugesichert, so er denn ...“

„Zu viel!“, giftete Heidelore energisch. „Viel zu viel des Entgegenkommens, das kaum einer von dem Lumpenpack richtig zu würdigen wusste! Wie viele von denen sind seinerzeit aus Sturmætzvallt hierher zu uns gekommen? Zehn? Fünfzehn? Diese Hunde sind mit seiner

Herrschaft verbandelt wie Pech mit Schwefel. Alles, was von dort unten hier rauf kommt, ist unaufrichtig und verdorben. Keiner von denen ist reinen Geistes. Sie alle haben sich zu Verbrechern – oder zu Mitwissern – gemacht. Niemals werden sie richtig entsagen Niemals auf die Seite des Rechts und des Lichts zurückkehren. Die armen Schlucker glauben doch, es ginge ihnen gut dort drüben. Der Tod ist das Einzige, was wir ihnen noch geben sollten!“

Erzelhardt nickte stumm zu den Worten seiner Base und gab Wächterin zu verstehen, dass sie sich nun endlich des tödlich verwundeten Mädchens annehmen sollte. Bevor die junge Frau überhaupt so weit kam, kämpfte sich der Vater der Räuberin jedoch auf die Füße und stellte sich ihr in den Weg.

„Nein! Neiheiüüüüin, ich bitte Euch. Habt Erbarmen! Sie ist doch noch ein Kind! Ihr könnt doch kein Kind hängen, das kann niemals im Sinne der Götter sein“, heulend wie ein Nebelhorn hob er abwehrend die Hände und stieß die Burgwächterin zurück.

„Es kann niemals im Sinne der Götter sein, dass eine gemeine Verbrecherin die Ehre erhält, durch das Schwert zu sterben – die vornehmste aller Waffen. Niemals gleich einer Adelsperson oder einem Streiter, der sich durch sein Wirken das Recht auf einen Tod erworben hat, wie er der Donnernden gefällig ist“, fuhr Thargrin auf und wirkte mit einem Male alles andere als sanft. Wie ein eisiger Wind peitschte die Stimme der Praioranerin über den düsteren Hof und ließ sogar das Geschrei des verzweiferten Vaters für einen Moment verstummen: „Ergreift sie und führt sie dem Henker zu, auf dass Gerechtigkeit getan werde. So, wie es sich vor dem Fürsten der Götter geziemt. Auf Räuberei steht der Tod durch den Strang.“

Erschrocken fuhr die Wächterin herum und versuchte, sich an dem Bauern vorbei zu schieben, der jedoch mit dem Mut der Verzweiflung gegenhielt und brüllte: „Nein. Niemals!“

Mit steifen Gliedmaßen und innerlich noch ganz aufgewühlt von den Worten Thargrins stapfte der Hauptmann mechanisch über den Hof, um der Frau zu helfen. Er umschlang die Arme des verbissen kämpfenden Vaters von hinten. Wiclaf kam ihm zu Hilfe, als die Kraft des Verzweiferten und Gerwulfs Verletzung fast dazu geführt hätten, dass er sich erneut auf die Burgwächterin stürzen konnte. Der Hauptmann zwang den Bauern nun, ihn anzublicken. Er selbst fühlte sich elend und er hätte viel darum gegeben, schon bei Tenxwind im Horn zu sein, statt hier den lodernden Blick des Mannes auf sich zu fühlen, der um das Leben seines Kinds kämpfte und ihn anklagend ansah.

„Verabschiede dich jetzt!“, meinte er mit rauher Stimme. Dann drehte er sich der Verurteilten zu: „Und du ...“ Er schaute auf das halbtote Mädchen, in dessen Blick noch immer der Funke des Widerstandes glomm, doch dann machte er eine resignierte Geste mit der Hand. Hier war jedes Wort verloren. Der Vater allerdings tat ihm leid. Sein Vater hätte nie so um ihn gekämpft. Schon gar nicht in Momenten, in denen sie nicht einer Meinung waren.

Müde wandte er sich von dem Geschehen ab und fühlte dennoch, dass ihm das sein Gewissen nicht wirklich erleichtern würde. Nach den ersten Schritten merkte er, wie ihm schwummrig wurde. Die Lage seines Körpers und die des Bodens schienen in merkwürdigem Verhältnis zueinander zu stehen. Er hatte das Gefühl, der Hof würde ihm entgegen kommen. Instinktiv

suchte er mit der gesunden Hand am Mauerwerk Halt und lehnte sich schließlich erschöpft daran an. Überdeutlich fühlte er ein Pochen in der Schulter, und ein Blick auf die Brust bestätigte seine Vermutung. Er blutete wieder.

Seltsam unwirklich hallte das Wehklagen des Bauern unterdessen in seinem Kopf, erinnerte bisweilen eher an die gequälten Laute eines waidwunden Tiers, denn an die eines verzweifelten Menschen. Es war ihm unerträglich. Das nicht abreißen wollende Geschrei des Mannes zu hören, stach in seiner Seele und zerriss ihm schier das Herz. Liebend gern hätte Gerwulf sich einfach die Ohren zugehalten, doch traute er sich nicht, seine Hände vom stützenden Mauerwerk zu lösen. Als er schließlich glaubte, die süße Ohnmacht würde ihn von seiner Qual erlösen, tauchte vor ihm eine verschwommene Gestalt auf. Helles Haar umkränzte fedrigen Wolken gleich ein noch helleres Gesicht, dessen Konturen zu verschwimmen schienen.

„Komm mit mir, Gerwulf“, die Stimme der Baronsgemahlin waberte wie aus weiter Ferne an ihn heran, „Ich kümmere mich um deine Wunden.“

Als sein erster Versuch, sich von der Wand abzustößen, in unwürdiges Gestolper mündeten, griffen schmale, doch erstaunlich kräftige Hände nach seiner unverletzten Schulter und er fühlte sich zielsicher zum Haupthaus Burg Praiosingens geleitet.

Der unterschätzte Gegner

Dorf Bärweiler, Baronie Rotenforst, Mitte Rondra 1033 BF

In einem Sumpfloch liegend hatten sie ihn gefunden. Einem Sumpfloch! Und jetzt war er dabei, elendiglich zu verrecken. Schwanhildt warf einen bangen Blick auf den geschundenen Leib ihres Bruders. Seit dem Zusammenstoß mit den Praiosingern war Bärfang nicht wieder zur Besinnung gekommen. Sie wusste, dass die Raserei ihn schwächte. Das hatte sie immer schon getan. Allerdings war Bärfang bisher noch nie so übel zugerichtet worden wie diesmal. Seine Wunden hatte sie gereinigt und notdürftig verbunden. Das war gestern gewesen. Seither hatte sie die Verbände dreimal wechseln müssen und jetzt quoll schon wieder Blut durch das Leinen. Die Verletzung in seiner Kniekehle war tief. So tief, dass sie nicht wusste, ob er je wieder richtig würde laufen können. Ein Schnitt zog sich quer über seinen Rücken, in der rechten Schulter steckte der Stumpf eines Pfeils und die linke war völlig zertrümmert. Durch den Verband konnte sie die das gebrochenen Schlüsselbein erkennen, dessen gesplitteter Knochen aus der Haut hervorstach. Elendes Pack! Schwanhildt versetzte dem Pony einen Hieb auf die Kruppe.

„Mach hin, Schandmähre!“

Das Torfloch war in Sichtweite und Rettung nahte hoffentlich bereits. Sie hatte ihre Begleiter vorausgeschickt. Zu Wîswartari den einen, heim die andere. Sie allein war an der Seite ihres Bruders geblieben und würde auch bleiben, bis der Hüter kam. Das Tragegestell, das sie eilig zusammengezimmert hatten, ruckelte knirschend über den Boden und jede Unebenheit bereitete ihr nahezu körperliche Schmerzen. Sie litt, wenn sie in das blasse Gesicht ihres Bruders sah – und vergaß ihre eigenen Blessuren darüber fast. Denn auch sie war nicht unverletzt. Ein Pfeil brannte wie Feuer in ihrem Oberschenkel und an ihrer Seite siffte schon wieder Blut hinab. Dieser Praiosinger Widerling, der Hauptmann, den sie gestern das erste Mal gesehen hatte ... dieser Mistkerl hatte sie gut getroffen.

„Herrinje, Schwanhildt. Was ist passiert?“ Vom Haus eilte eine dralle Blondine mit sorgenvoller Miene herbei. Glynnis, die Geliebte Wolfherz' und Mutter seiner Kinder. „Wie kann ich helfen?“

„Sie haben uns erwischt. Die Leute des Barons haben uns auf frischer Tat ertappt und uns dann nach allen Regeln der Kunst auseinandergenommen. Konnte ja keiner mit rechnen, dass die da auf einmal auftauchen ... nach all den Jahren.“

„Wo sind die anderen?“

„Tot. Gefangen. Auf dem Weg zum Hüter und meiner Familie.“

Glynnis erhaschte einen ersten Blick auf Bärfang und schlug entsetzt die Hände vor den Mund: „Bei allen Zwölfen ...!“

„Hilf mir. Wir bringen ihn zu dir. Er muss irgendwo bleiben, bis Wîswartari kommt.“

Botschaft erhalten, Botschaft versandt

Feste Klagenfels, Baronie Rotenforst, Mitte Rundra 1033 BF

„Und die anderen?“

Wolfherz interessierte sich offenbar nicht im Geringsten für die Antwort auf diese Frage. Zornig sprang er auf, um sein Geschirr mit einer weit ausholenden Geste und viel Kraft vom Tisch zu wischen. Myrta zuckte erschrocken zusammen, als das schöne Steingut gegen die Wand krachte und klirrend zersprang.

„ICH WERDE SIE ALLE UMBRINGEN! DAFÜR SOLLEN SIE IN D...“

„Die anderen!“ Eine herrische Geste Widderichs brachte den rasenden Hünen zum Schweigen und Myrta dazu, sich wieder voll und ganz auf ihn zu konzentrieren. Der Erbe des Hauses wirkte ungeduldig. Und wenn der erst die Fassung verlor – so viel stand fest – würde alles, was Wolfherz hier gerade veranstaltete, wie horasisches Ringelpietz mit Anfassen wirken. Einen solchen Ausbruch zu verhindern, daran galt es nun alles zu setzen.

„Die Foldegrunds haben sie erwischt und mit nach Praiosingen genommen und Thorulf ...“, sie hielt inne, um einen unsicheren Blick auf den Herrn des Hauses zu werfen. Der alte Mann saß an der Stirnseite des Tisches und starrte sie fassungslos an. Myrta trat nervös von einem Bein auf das andere, bevor sie sich wieder Widderich zuwandte. „Ich habe es leider nicht genau gesehen, musste mich ja schließlich auch sputen und so. Aber ich fürchte, Thorulf ist erschlagen worden, als er versucht hat, Bärfangs Rücken zu decken. Die Praiosinger sind zu fünft auf Euren Bruder losgegangen, er hatte keine Chance. Und Thorulf stand am nächsten dran. Da hat er sich halt mitten rein geworfen.“

Ein gequältes Stöhnen am Kopfende des Tafel verriet ihr, dass Brandulf von Rauheneck die Nachricht nicht so gelassen aufnahm, wie der älteste Sohn seiner vor vielen Jahren verstorbenen Gattin. Kein Wunder, der Tote war ein Bankert des Alten gewesen – und damit kein direkter Verwandter Widderichs. An der Seite Brandulfs schlug Firnfee von Rauheneck hingegen entsetzt die Hände vor ihr Gesicht und Wolfherz brüllte in namenlosem Zorn auf. Da kein weiteres Geschirr zur Verfügung stand, schlug er auf die massive Tischplatte, sodass das altersdunkle Holz gefährlich ächzte.

„Von wem?“

„Hä?“, Myrta blinzelte den Erben des Hauses irritiert an.

„Von wem er erschlagen wurde.“

„Woher soll ich das wissen? Ist ja nicht so, als ob ich die Praiosinger ken...“, sie verstummte, als der Blick Widderichs sie mit voller Wucht traf. „Ach so! Na, jedenfalls nicht von Bärfang. Der hat zwar um sich geschlagen wie ein Wilder, aber nicht gegen Thorulf. Hat auch gesehen, wie der

was abbekam und ist gleich hinter dem Kerl her, der das zu verantworten hatte. Die zwei sind dann ab ins Moor. So schnell konnte ich gar nicht gucken. Hab ja schon erzählt, dass wir ihn da dann später auch gefunden haben, oder?“

„Und ihr habt wirklich keinen von denen erwischt? Nicht einen einzigen?“, Firnfees Stimme knarzte verdächtig.

„Bärfang hat dem Hauptmann ordentlich eins mitgegeben, das ist mal klar. Wenn die Praiosinger ihm nicht plötzlich alle ins Genick gesprungen wären, hätt er ihm den Hals gebrochen. War drauf und dran. Vorher hatte er auch schon so ein Weib erwischt. Die, die dafür gesorgt hat, dass der Hauptmann nicht von Schwanhildt erschossen wurde. Hat ganz schön Glück gehabt, das Bürschchen. Und später hat Bärfang ein paar von den anderen umgehauen, aber ich glaube, die sind alle wieder aufgestanden. Sonst ... wie hätten wir sie erwischen sollen? Wir waren ja viel zu überrascht. Ist doch niemand davon ausgegangen, dass die da auf uns warten würden. Woher wussten sie überhaupt, wo sie uns finden?“

Alle Blicke richteten sich auf Widderich. Als wüsste der eine Antwort auf diese Frage. Doch der Sichelritter war in Schweigen verfallen. Er starrte mit finsterer Miene ins Leere. Ein Fanal mühsam unterdrückter Wut, der niemand zusätzliche Nahrung geben wollte. Auf einen Moment des Schweigens folgte daher wildes Durcheinander.

„Er war doch noch ein Kind“, hörte Myrta den alten Junker sagen. „Ist der Graufenbeiner jetzt dazu übergegangen, Kinder zu erschlagen?“

Unterdessen tat Firnfee es ihrem Bruder gleich und sprang auf. Die Geschwister standen einander nun von Angesicht zu Angesicht gegenüber und schrieten sich an, als gäbe es kein Morgen. Die großen Hunde, die bis eben noch um die lange Abendtafel verteilt gelegen hatten, erhoben sich kurz darauf ebenfalls und begannen, das Durcheinander mit heiserem Gebell zu untermalen.

Während sich am Tisch in übelsten Hasstiraden gegen den Baron ergangen wurde, der Hauptmann verflucht und dem Mörder Thorulfs ein grausiger Tod prophezeit, schien niemand mehr auf Myrta zu achten. Das war ihr auch ganz recht, denn sie hatte das Gefühl, in dieser aufgeheizten Stimmung ohnehin nur Schaden nehmen zu können. Erst als Firnfee nach ihrem Bruder Eberion fragte, wurde es schlagartig still.

„Wo ist er?“, rief sie schrill und warf Wolfherz einen besorgten Blick zu. „Etwa wieder nach Praiosingen geritten? Wegen dieser...“

„Nein“, mit Grabesmiene erhob sich nun auch Brandulf. Trotz seines Alters war der Herr des Hauses von imposanter Gestalt. Sogar Wolfherz – und mit ihm Bärfang – überragte er um ein gutes Stück. Das Haar des Thorwalers war zwar mittlerweile ergraut und sein Bart erinnerte ein wenig an das verfilzte Geflecht, dessen sich Waldschrate gemeinhin rühmten. Er hielt sich jedoch aufrecht und an seinen Armen und Schultern wölbten sich die immensen Muskelberge eines leidenschaftlichen Schmieds. „Er ist ins Bornland geritten, zu dem ...“

„Schon gut, mehr muss ich nicht wissen!“, Firnfee schüttelte den Kopf und seufzte leise. „Da sollte er in Sicherheit sein.“

„Unn? Was jetz? Is das alls, was uns intressiert?“, blaffte Wolfherz. Es sah ganz so aus, als hätte Bärfangs Zwilling sich am liebsten ein beliebiges Opfer geschnappt und ihm brüllend den Schädel eingeschlagen. Oder sich gerüstet und bewaffnet, um nach Praiosingen zu reiten und Erzelhardt sofort ein möglichst blutiges Ende zu bereiten.

„Natürlich nicht“, giftete Firnfee zurück. „Aber man wird ja wohl noch fragen dürfen. Schließlich bin ich nicht diejenige, die zu entscheiden hat, was jetzt passiert.“ Sie schniefte und ließ ihren Blick zu Brandulf gleiten.

Der Alte schüttelte jedoch den Kopf. Trauer füllte die tiefen Furchen, die das entbehrungsreiche Leben ihm ins Gesicht gegraben hatte, und er wirkte seltsam kraftlos. Offenbar wollte er nicht entscheiden.

„Was machn wir jetz?“, die nächste Frage kam von Wolfherz' und war an seinen älteren Bruder Widderich gerichtet.

„Nichts“, der Blick des Sichelritters ging nach wie vor ins Leere. „Wir machen gar nichts. Was sollen wir schon machen?“

Für einen Moment herrschte fassungsloses Schweigen im Saal. Genau wie Myrta starrten Firnfee, Wolfherz und Brandulf den Erben des Klagenfels ungläubig an.

„Was solln das heißen?“, polterte Wolfherz dann los. „Bist du wahnsinnig? Willst du hier sitzn bleim und drauf wartn, dass der alte Sack uns einnachmannern abschlacht? Diesmal isser wirklich zu weit gegangen. Das könn wir uns doch nicht bieth lassn!“

Endlich kehrte Widderich aus seiner Gedankenwelt zurück. Als letzter der Rauhenecks erhob er sich und schien dabei zu einer überlebensgroßen Schreckensgestalt heranzuwachsen, obwohl er hier am Tisch der Kleinste war. Sein zorniger Blick brannte sich förmlich in den des jüngeren Bruders hinein.

„Zu weit gegangen? Indem er versucht hat, die Ordnung auf seinem Land wiederherzustellen? So wie er es den Rotenforstern schuldet. Indem er sich bemüht hat, seinen Pflichten als Lehnsherr nachzukommen? Den Rotpelz hat er mittlerweile im Griff, was lag da näher, als sich uns zuzuwenden? Erzählt mir nicht, dass Euch das überrascht! Seit Jahr und Tag predige ich Euch den gleichen Sermon, aber ihr wollt ja einfach nicht auf mich hören: Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um! Ihr könnt dem Mann nicht vorwerfen, dass er versucht, dem Verbrechen Einhalt zu gebieten. Diesen Kampf im Vehn, den hat nicht er zu verantworten, sondern wir.“

„Du sprichst von meinem Bruder, Mann, da interessiert mich nich, wer die Sache zu verantwortn hat. Egal aus welchem Grund jemand Hand an Bärfang legt: Ich werd immer da sein, um für ihn einzustehn – so wie für jeds andre meiner Geschwister! Sogar für dich, treuloser Unhold. Wenn er stirbt, werd ich das Land dieses nichtswürdign Schwächlings mit Tod überziehn, isdas klar?!“

Wolfherz' Gesicht war puterrot angelaufen, eine dicke Ader an seinem Hals pulsierte gefährlich und es schien ihm völlig egal zu sein, mit wem er sich gerade anlegte.

„Er ist auch mein Bruder. Und ich lasse mir nicht von d...“

„Nur scheinst du dir nicht im Klaren drüber zu sein, dass Familie über alles geht. Blut ist ... Blut ist dicker als das Pergament auf dem deine blöden Gesetzestexte stehen. Traurig, wenn du über so was vergisst, wa...“

„Halt dein dummes Maul, du Trottel, oder ich stopfe es dir!“

Tatsächlich verstummte Wolfherz, als Widderich sich ihm in eindeutig drohender Geste zuneigte. Firnfee, die eben das Wort hatte ergreifen wollen, schloss ihren Mund unverrichteter Dinge und Brandulf schüttelte betreten den Kopf.

„Ich weiß, wem meine Treue gilt. Und ich halte sie“, fuhr Widderich fort. „Dass das für euch nicht immer offen genug geschieht, ist nicht mein Problem. Begreift ihr denn nicht, in was für eine Lage uns eure dämlichen Spielereien bringen. Ja, wir liegen im Streit mit Erzelhardt, aber das liegt doch nicht an ihm! Wir sind es, die ihm seit Jahr und Tag die Gefolgschaft verweigern und seine Gäste berauben. Es ist sein gutes Recht, uns in die Schranken zu weisen. Mit welcher Begründung wollt ihr ihm da jetzt an den Kragen? Kann mir das einer verraten?“

Als die anderen schwiegen, machte er eben selbst weiter:

„Es gibt keine, die vor irgendeinem Gericht des Herzogtums auch nur für die Dauer eines Lidschlags Gewicht hätte. Mir ist recht, dass ihr euch euren Kleinkrieg mit dem Graufenbeiner liefert. Er ist ein schwacher Herrscher und maßt sich an, unser Land als das seine zu betrachten. Ich setze mich für so was aber nicht dem Zorn des Grafen aus und schon gar nicht dem der Herzogin – oder der Kirchen. Ihr habt es nicht anders gewollt, jetzt lebt mit den Folgen!“

Als Wolfherz aufbegehren wollte, schnitt er ihm erneut das Wort ab – diesmal mit einem knappen Wink der rechten Hand.

„Damit hier keine Missverständnisse aufkommen: Ich würde *euch* am liebsten an den Kragen gehen! Dafür, dass ihr mich in diese Situation bringt. Ich würde Erzelhardt auch gern ans Bein pissen, aber ich stelle mich dafür nicht auf die Seite des Unrechts. Keiner von uns sollte das tun, nicht mehr als es eh schon geschehen ist!“

Abermals entstand atemlose Stille, dann ließ sich Wolfherz mit einem tiefen Seufzer auf seinen Stuhl sinken.

Firnfee schüttelte hingegen energisch den Kopf. Sie gab noch nicht auf: „Es geht hier doch weniger darum, *dass* er es gemacht hat, als vielmehr darum, *wie* er es gemacht hat, Widderich. Er hätte uns vorwarnen können. Eine Gnadenfrist geben. Sonst was. Nachdem er sich jahrelang überhaupt nicht gerührt hat, schlägt er jetzt ganz plötzlich mit aller Härte zu. Aus dem Hinterhalt

sozusagen, ohne uns eine Chance zur Besinnung zu geben. Und er hat seinen Leuten offenbar die Erlaubnis erteilt, uns zu erschlagen. Das gehört sich nicht!“

„Ich weiß.“

„Zudem ... ich mache mir Sorgen! Myrta hat recht, wenn sie fragt, woher die überhaupt wussten, dass wir im Vehn sein werden. Und wo dort. Das stinkt doch zum Himmel.“

„Ich weiß.“

Die Haltung Widderichs durchlief einen raschen Wandel. Allem Anschein nach hatte Firnfee einen wunden Punkt getroffen, genau das Thema angesprochen, das ihrem Bruder am meisten zu denken gab. Jedenfalls verfinsterte sich seine Miene zusehends – etwas, das Myrta gar nicht mehr für möglich gehalten hätte.

„Das kann doch eigentlich nur eines bedeuten. Wir müssen unter uns einen Verräter haben“, fuhr Firnfee leise fort.

„Ja.“

„WAS?“, wie vom Gaul getreten sprang Wolfherz wieder auf. „Ein Verräter? Hier? Das kann nicht sein! Das gabs noch nie. So was ...“

Er fluchte weiter, doch Myrta hörte nicht hin. Sie interessierte sich mehr für den Blick, den Widderich und Firnfee austauschten. Die beiden schienen ein stummes Zwiegespräch zu führen, ihre Gedanken den gleichen Weg zu nehmen. Fast erschrocken schüttelte die junge Rauhenneck schließlich den Kopf: „Meinst du wirklich?“

Widderich antwortete nicht. Bevor seine Schwester ihre Frage überhaupt zu Ende gestellt hatte, machte er auf der Hacke kehrt und eilte mit großen Schritten aus dem Raum.

„Wo will er hin?“, fragte Wolfherz verdattert.

„In die Küche, nehme ich an.“

„Wrum?“

„Gernhild.“

„Ihr meint ... ?!“

„Er hatte sie schon mal im Verdacht. Wegen dieser Geschichte mit dem Gürtelende. Und ich würde meine Hand auch nicht für sie ins Feuer legen.“

Im Speisesaal kehrte betretenes Schweigen ein. Sogar die Hunde hörten auf zu hecheln. Offenbar hatte plötzlich niemand mehr Zweifel daran, dass der Erbe des Hauses seiner Familie gegenüber

loyal war und keine Gnade mit ihren Feinden kannte. Myrta spürte, wie sich die feinen Härchen in ihrem Nacken aufrichteten. Sie fürchtete, dass sie kurz davor stand, etwas mitzerleben, das sie lieber nicht erleben wollte. Und tatsächlich: Auf die völlige Stille folgte ein Lärm, der nichts Gutes verhieß. Spitze Schreie hallten mit einem Mal über die Flure der Feste. Die Rauhenecks sahen gespannt zur Tür hinüber und blinzelten überrascht, als sich diese nicht wieder öffnete, sondern der Krach an ihr vorbeizog.

„... mein Schwert ...“

Myrta war schneller als die anderen, denn sie stand näher an der Tür. Wie der Blitz wischte sie unter dem Sturz hindurch und befand sich gleich darauf im Gang. Widderich stand nur ein paar Schritte entfernt und funkelte einen jungen Knecht an. Der schien nicht zu wissen, wie ihm geschah, denn er hob ratlos die Schultern.

„MEIN SCHWERT!“, fuhr der Rauheneck den Burschen an. „Hol es!“

Dann wandte er sich ab, folgte dem Gang in Richtung Hinterhof. In seinem Schlepptau hatte er eine kleine Frau, die Myrta aus weit aufgerissenen Augen anstarrte. Ein schmerzgefüllter Schrei ertönte, als sich Widderich wieder in Bewegung setzte. Jetzt erst sah die Bärweileranerin, dass seine Hand ins Haar der Magd verkrallt war und er sie an eben jenem hinter sich her zerrte. Den Gang entlang, ohne dass ihre verzweifelte Gegenwehr ihm irgendwelche Probleme bereitete.

Neben Myrta murmelte Brandulf etwas in der Sprache seiner Vorfäter und stürmte dann ebenfalls los. Gemeinsam mit seinen Kindern nahm sie die Verfolgung auf. Über lange Gänge, das Geschrei der Magd stets in ihren Ohren, ihr Stolpern und hilfloses Armrudern vor Augen. Kurz bevor sie die Tür zum Hof erreichten, fiel die Frau, doch auch das hielt ihren Peiniger nicht auf. Er schleifte sie einfach an den Haaren ins Freie, ließ sie erst in der Mitte des Hofes los, wo sie sich zeternd auf die Beine kämpfte.

„Ich weiß nicht, was Ihr von mir wollt, Hoher Herr. Ich habe nichts getan!“, mit tränenerstickter Stimme jammerte sie und hob die Hände flehentlich.

Doch das Bild des Elends prallte wirkungslos am Rauheneck ab. Wie ein schroffer Fels ragte er über der unglücklichen Magd auf. Es war schon recht dunkel, sodass Myrta nicht alles sehen konnte. Sie glaubte allerdings, ein eisiges Glitzern in seinen Augen zu erkennen. Als die Frau nach den Händen des Adligen griff, verpasste er ihr einen kräftigen Stoß, der sie zurücktaumeln und wieder stürzen ließ.

Liese wimmernd blieb sie am Boden: „Ich habe nichts getan!“

„Steh auf und sieh mich an, wenn du mit mir sprichst, Weib!“

Doch die Magd blieb lieber, wo sie war, und nestelte wie ein Bettler an den Schößen seiner Tunika herum, während sie sprach: „Erbarmen! Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen. Ich weiß nicht, wie Ihr darauf kommt, dass ich Euch verraten habe. Nicht mal im Traum würde mir das einfallen. Ihr seid mir stets ein guter Herr gewesen. Wie könnte ich da?“

Als die Magd sich anschickte, den Saum seines Rocks zu küssen, packte Widderich sie am Kragen und richtete sie auf.

„Du – sollst – nicht – lügen!“ Die Stimme des Ritters grollte wie ein Donner und seine Hände zitterten vor Wut. „Glaubst du etwa, dass ich mich von dir für dumm verkaufen lasse? Du hast uns an den Graufenbeiner verkauft. Besser du gibst es zu, dann muss ich es nicht aus dir rausprügeln. Und glaub mir: Das werde ich!“

Sein Gesicht war jetzt nur noch wenige Halbfinger von dem der Magd entfernt und die Frau schien vor Angst schier zu vergehen. Hilflos mit den Armen rudernd versuchte sie, mehr Abstand zwischen sich und ihren Peiniger bringen, scheiterte aber kläglich, denn sie hatte seiner Kraft ebenso wenig entgegenzusetzen wie seinem Zorn.

„Herr, ich bin ein Mädchen ... eine Frau, Ihr könnt doch nicht ...“, mit weinerlicher Stimme begehrte sie auf. „Ihr könnt nicht jemanden wie mich ... eine wehrlose Magd ... verprügeln. Ohne dass ich überhaupt was getan habe? Was für ein Ritter seid Ihr denn?“

„Du hast dich ins Heim meiner Ahnen eingeschlichen, um uns dem Feind auszuliefern. Was erwartest du da? Dass ich Gnade walten lasse, weil du eine Frau bist? Eine Frau ...“, freudloses Lachen entrang sich der Kehle des Rauhenneck. „Was willst du damit überhaupt sagen? Dass die schützenswerter sind als Männer? Selbst wenn sie einem gerade einen Dolch in den Rücken gestoßen haben? Zum wiederholten Mal!“

Aus der Stimme des Sichelritters klang tiefe Verachtung heraus und Myrta war nicht sicher, ob die gegen Verräter an sich gerichtet war oder gegen verräterische Frauen ... oder vielleicht auch einfach gegen Frauen im Allgemeinen? Auf jeden Fall konnte sich die Bercweileranerin des Eindrucks nicht erwehren, dass die Magd gerade einen Schritt in die völlig falsche Richtung gemacht hatte. Und das schien die auch zu begreifen: Ihr Gesicht verriet nackte Panik, als sie erkannte, dass die Taktik keinen Erfolg versprach.

„Gnade erfährst du, wenn du die Wahrheit sprichst.“ Widderichs Lippen verzogen sich zu einem geringschätzigen Lächeln, als er die Magd mit einer ruckartigen Bewegung wieder freigab. „Dann gewähre ich dir einen schnellen Tod. Verdien ihn dir, indem du nicht weiter auf dem Boden rumkriechst und billige Ausflüchte machst! Nichts davon wird dich retten.“

Die Frau senkte den Kopf und schloss für einen Moment die Augen. Sie schien angestrengt nachzudenken. Wahrscheinlich darüber, welche Optionen ihr jetzt noch blieben. Was sie tun konnte, um das Schlimmste abzuwenden. Müßig, das Ganze! Jedenfalls glaubte Myrta das. Sie war überzeugt davon, dass es aus der Situation keinen Ausweg für die treulose Magd gab. Sie würde sterben. Hier und heute. Die Frage war nur: Wie?

„Ich stehe unter dem Schutz der Graufenbeiner! Des Barons, seiner Gemahlin und seiner Base“, fuhr die junge Frau da plötzlich überraschend energisch auf. Der Gedanke war ihr offenbar spontan gekommen und wie es schien, glaubte sie wirklich, dass die Botschaft etwas bewirken könnte, denn es kehrte ein wenig Haltung in ihren dünnen Körper zurück. „Leg Hand an mich, du

widerlicher Schinder, und es bleibt deiner Familie kein Weg zurück. Dann gibt es Krieg hier in Rotenforst und ihr werdet alle sterben.“

„Krieg? Weil ich eine Gemeinde erschlage? Meinst du nicht, dass du deine Bedeutung ein bisschen überschätzt?“, fragte Widderich mit einem ungerührten Lächeln auf den Lippen.

„Herrn Erzelhardt wird das nicht gefallen. Er wird sich das nicht von Euch bieten lassen!“

„Was den Graufenbeinern gefällt und was nicht, interessiert hier in Sturmratzvalt niemanden. Hat es noch nie. Seit ihrer Ankunft in der Zeit der Priesterkaiser nicht“, gab Widderich zurück. „Also ... wenn das alles ist, was du von dir geben willst ... leere Drohungen, dann halt lieber ganz den Rand, denn die interessieren mich nicht. Wenn du hingegen dein Gewissen erleichtern und ein paar Wahrheiten ausspucken willst, bin ich ganz Ohr.“

„Wahrheiten? Pffft! Was für Wahrheiten denn?“

„Hast du den Graufenbeinern verraten, was meine Geschwister im Vehn planen? Hast du mein Gürtelende gestohlen und es in Erdasang platziert, damit alle denken, ich hätte diese Birkener Schäferin verschwinden lassen?“

„Pft!“, machte die Magd noch einmal und schüttelte den Kopf. „Du willst Wahrheiten, Unhold? Wie wäre es mit der hier: Du bist armselig! Sitzt mit einer Rotte Bastarde auf einer Burg, die aussieht, als würde sie jederzeit einstürzen und hast dich auf Land festgezeckt, das euch nicht mehr gehört, weil du sonst nirgends hin kannst. Hast keine Freunde, keine Verbündeten und deine Nachbarn verachten dich, weil sie wissen, dass du nicht auf dem absteigenden Ast sitzt, sondern längst am Boden liegst und dich im Dreck suhlst.“

Bei diesen Worten zitterte die Stimme der Praiosingerin zwar ängstlich, sie wich dem Blick des Ritters aber nicht länger aus. Anscheinend hatte sie begriffen, dass ihr einziger Trumpf bei ihm nicht stach. Dass es für sie hier nichts mehr zu gewinnen gab, egal, wie sehr sie sich bemühte. Also stellte sie alle Bemühungen ein und ging stattdessen zum Angriff über.

„Spuckst hier große Töne darüber, wie bedeutungslos ich bin, dabei hast du selbst nichts vorzuweisen. Du bist nichts, Widderich von Rauheneck. Ein Niemand! Bring mich nur um und geb den Graufenbeinern einen Grund mehr, gegen dich vorgehen zu wollen. Jetzt lachst du noch, aber wenn es ernst wird und ihr allein auf weiter Flur dasteht, wird dir das schnell vergehen. Ihr seid nicht unverwundbar und ich habe Recht daran getan, euch einen Vorgeschmack auf das zu geben, was noch kommen wird.“

Im Angesicht dieses Sturms der Entrüstung blinzelte Myrta irritiert. Was war das denn? Hatte das Weib in seiner Zeit auf dem Klagenfels wirklich so sehr leiden müssen? War es so hart gewesen, zum Schweigen verdammt zu sein, dass jetzt alles auf einmal raus musste? Myrta blickte in das versteinerte Gesicht der Magd und kam zu dem Schluss, dass die aufgegeben hatte. Sie fügte sich in ihr Schicksal, wollte jedoch mit einem Knall abtreten.

Widderich wirkte allerdings kein bisschen angefasster als vor der Tirade. Im Gegenteil: Es schien Myrta fast, als hätte der Ritter während des Schwall an Beleidigungen zu seiner Contenance zurückgefunden. Vielleicht, weil das vertrautes Terrain war? Beschimpft werden, damit kannte er sich aus. Zumindest besser als damit, Verräterinnen ihrer Strafe zuzuführen. Nahm Myrta an. Womöglich war das hier aber auch einfach nur seine Art, die Kapitulation zu erklären? Hatte er auch aufgegeben? Eingesehen, dass es nichts bringen würde, weiter mit Gernhild zu reden? Noch irgendetwas aus ihr herausholen zu wollen?

„Verstehe“, brummte der Sichelritter. „Ich nehme an, ich kann mir die Frage sparen, was wir getan haben, um all den Hass zu verdienen?“

„Das sind meine Wahrheiten“, gab Gernhild bockig zurück. „Bekomme ich dafür nun die versprochene Gnade?“

Widderich brummte leise und ließ den Blick dann suchend über den Hof gleiten. Als er den Knecht ausmachte, den er geschickt hatte, um sein Schwert zu holen, bedeutete er ihm, dass er die Waffe jetzt haben wollte. Just in dem Moment, in dem er der Magd den Rücken zukehrte, machte die eine hektische Bewegung der Magd: Sie nutzte seine Unachtsamkeit, um nach dem Dolch an ihrem Gürtel zu greifen – der Mut der Verzweiflung wohl. Oder auch einfach nur rasende Wut? Blinder Hass? Gernhild konnte ja wohl nicht ernstlich glauben, dass ihr hier nun ein Mordanschlag gelingen würde?

Zeitgleich mit Widderichs Geschwistern stieß Myrta einen Warnruf aus. Da hatte der sich aber schon wieder umgewandt, die Hand der Angreiferin abgefangen, umgeleitet und sich in eine tödliche Umarmung mit ihr begeben. Tödlich für Gernhild, wohlgemerkt, deren Messer tief in ihre Brust fuhr und die nun fassungslos in die Augen des Rauheneck starrte. Offenbar war er bei weitem nicht so unachtsam gewesen war, wie es gewirkt hatte. Für einen Moment fragte sich Myrta gar, ob er den Angriff vielleicht provoziert hatte, weil es ihm so lieber war? Weil er sich mit dem Gedanken, einer wehlosen Frau den Kopf abzuschlagen, nicht anfreunden konnte?

Bevor sie in der Sache zu einem Schluss kam, sackte die Magd lautlos in sich zusammen. Widderich ließ sie ohne mit der Wimper zu zucken auf den gepflasterten Boden gleiten. Das blutige Messer allerdings behielt er in der Hand. Sein Blick wanderte ein paarmal nachdeklich zwischen ihm und der Leiche der Verräterin hin und her. Myrta hatte eine vage Ahnung, was in seinem Kopf vorging, und stöhnte im Anbetracht dessen gequält auf. Sie hatte ja bereits geahnt, dass heute noch Dinge geschehen würden, die sie nicht wirklich sehen wollte ...

Zwischenspiel

RON 1033 BF:

Einige Tage nach dem Kampf im Vehn lässt Erzelhardt den einzigen noch lebenden Gefangenen am Rihtboum hängen und die Leiche in einen dieser schönen Käfige setzen, wo die Vögel sich an ihr gütlich tun können. Den Anblick kennt man in Rotenforst. Besonders wird es erst dadurch, dass Thorulf und die renitente Halbstarke auch schon da hängen.

Kurze Zeit später erreicht ein Bote aus Sturmrätzvallt Praiosingen: Heidelore erhält den Kopf ihrer Spionin zurück, der Rest des Körpers bleibt verschollen. Erzelhardts Base ist amtlich enttäuscht, wobei sie das Schicksal der Magd weniger interessiert als die vertane Chance. Auf Gerwulf ist sie eine Weile schlecht zu sprechen. Vor allem nachdem sich herausstellt, dass Thorulf doch nicht Wolfherz von Rauheneck ist.

EFF 1033 BF:

Nachdem im Rondra schon niemand etwas von ihm zu Gesicht bekommen hat, bleibt Wíswartari auch im Efferd verschollen, was vor allem im Hinblick darauf beachtlich ist, dass eigentlich einige Rituale zur Besänftigung der launischen Flussgeister abgehalten werden müssten.

Unter den „wahrhaft gläubigen Rotenforstern“ kursieren Gerüchte, wonach die Baronsgemahlin den Hüter hat verschwinden lassen. Da sie im Kampf um den Glauben der Rotenforster bisher kaum Siege davongetragen hat, musste sie seiner ja irgendwie Herr werden

Die Altgläubigen werden zunehmend unruhig.

Vom Siechtum verhindert

Burg Praiosingen, Baronie Rotenforst, Mitte Rundra 1033 BF

Nervös trat Ildefons von einem Fuß auf den anderen. Seit einer geraumen Zeit stand er nun schon vor der Tür zu den baronlichen Gemächern und wartete darauf, dass Erzelhardt ihn zu sich rief. Nichts lief so, wie es eigentlich geplant war. In wenigen Tagen sollte Gerbold, der Baronet Rotenforsts, den Weg in Richtung Bornland antreten, wo man ihn als Pagen am Hof seiner – Ildefons’ – Familie erwartete. Seit Jahren schon stand fest, dass es so geschehen würde. Die Zeit als Page sollte der Junge im Bornischen verbringen, seine Knappenschaft dann wieder im heimischen Weiden. Eigentlich bei Baron Sirlan Schwertestreich von Silkenau, dem Vater Thargrins und besten Freund von Erzelhardt. So war es bereits bei Gebolds Geburt beschlossen worden. Doch dieser Plan hatte sich mit dem Tod der Sichler Heermeisters beim letzten Goblinfeldzug erledigt. Nun hoffte der Praiosinger Haushofmeister inbrünstig, dass wenigstens beim Pagendienst alles in den vorbestimmten Bahnen verlaufen würde.

Gegenwärtig sah es allerdings nicht so aus. Zwar hatte seine Schwester drüben im Bornischen schon alles für den Empfang des Barons und seines Sohnes vorbereitet und erwartete deren Ankunft voller Vorfreude. Vor wenigen Tagen jedoch war Erzelhardt überraschend erkrankt und kurz nach ihm auch seine Gattin, die die Reise in seiner Vertretung hatte antreten wollen. Nun lagen sie beide darnieder – im Fieber und mit schmerzenden Gliedern, kaum in der Lage, das Licht der Sonne zu ertragen. Und Ildefons sorgte sich. Nicht nur um den Zustand seiner Herrschaften, sondern auch darum, dass die von langer Hand geplanten Feierlichkeiten auf dem Gut seiner Familie nicht würden stattfinden können. Ein Drama, wenn man bedachte, wie viel Aufwand betrieben worden war und dass seine Geschwister schon lange nicht mehr zu jenen gehörten, die sich solche Feste guten Gewissens leisten konnten. Als seine innere Anspannung nahezu unerträglich wurde, öffnete sich die Tür endlich und eine Zofe trat an ihn heran.

„Seine Hochgeboren wird Euch nun empfangen. Es wird das Beste sein, Ihr sprecht gedämpft.“ Sie knickste und verschwand dann flugs den Gang hinunter, eine hölzerne Schale unter den Arm geklemmt und einige Leinentücher in der Hand.

Ildefons hielt kurz inne. Er sammelte sich, holte dann einmal tief Luft und trat ein. Erzelhardt saß im Vorzimmer seines Schlafgemachs auf einem kunstvoll gedrechselten Sessel, auf dem eine dicke Decke ausgebreitet worden war, die er eng um seine Körpermitte geschlungen hatte. Die Fenster waren abgedunkelt, so dass das Licht nicht ungehindert in die Augen des Barons fallen konnte, und im Kamin brannte ein ordentliches Feuer. Unerwartet schweißtreibende Wärme umfing Ildefons augenblicklich, doch er ließ sich davon nicht aus dem Takt bringen, sondern trat an Erzelhardt heran. Nach einer leichten Verneigung musterte er seinen Herrn mit sorgenvoller Miene. Die blasse, fast wächserne Haut des Barons sah alles andere als gut aus und sein Atem ging stoßweise, rasselnd fast. Die erste Erkältung des Herbstes schien in diesem Jahr schwerer auszufallen als sonst.

„Ich werde mich nicht lange aufhalten, Ildefons. Der Heiler sagt, ich muss ruhen, wenn ich schnell gesunden will. Scheint mir, als hätte er diesmal recht.“ Erzelhardt hustete leise.

„Natürlich, Hochgeboren, haltet Euch wegen mir nicht auf.“

„Es geht um Gerbold.“ Der Baron machte eine vage Geste in Richtung des Kamins.

Jetzt erst fiel Ildefons auf, dass der Junge dort drüben auf dem Boden saß und etwas bedröppelt an seinem Holzsword herumfingerte. Ihm war natürlich nicht entgangen, dass seine lang ersehnte Reise ins wilde Bornland Gefahr lief, auszufallen. Allem Anschein nach machte das dem kleinen Kerl arg zu schaffen.

„Komm her, mein Junge“, Erzehlhardt winkte seinen Sohn heran und fuhr ihm liebevoll über den blonden Schopf, als er neben dem Stuhl stehenblieb. „Und es geht um Eure Schwester, die sich meines Wissens nahezu ganz verausgabt hat, um meinem Sohn und mir einen angemessenen Empfang bereiten zu können?“

Ildefons nickte schweigend. Es fiel ihm schon schwer, sich die begrenzten Mittel seiner Familie selbst einzugestehen – das Gleiche galt natürlich in viel schärferem Maß noch für Zugeständnisse anderen gegenüber, allzumal seinem Herrn. Erzehlhardt nahm es mit einem schwachen Lächeln zur Kenntnis und Gerbold zog eine traurige Schnute. Der Junge hatte keine große Ähnlichkeit mit seinem Vater, vielmehr war er der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten. Die blonden Haare und die hohe Stirn, schmale Lippen, ein spitzes Kinn und die gleiche schmale, aber nichtsdestoweniger sehnige Gestalt. Einzig seine Augen strahlten in der gleichen Farbe wie die des Barons.

„Ich will nicht, dass mein Sohn und Eure Schwester unter der Erkrankung unsererseits leiden müssen. Ich denke, es wird Eurer Familie lieber sein, meinen Sohn in Begleitung von jemandem anders zu empfangen als gar niemanden?!“

Abermals nickte Ildefons.

„Und Gerbold ist es sicher egal, ob er sich hier oder drüben im Bornland von mir verabschiedet. Hauptsache er kann die Wunder, die du ihm seit Jahren schilderst, endlich mit eigenen Augen schauen. Ist es nicht so, mein Junge?“

Leicht betreten starrte der Baronet auf den Boden und räusperte sich dann leise. „Ich will schon gern ins Bornland reisen und zum Hof der Tynjanoffs, aber ich finde es auch schade, dass du nicht mitkommen kannst.“ Eine reife Antwort für einen achtjährigen Knaben, doch Ildefons hatte nichts anderes erwartet. Die Erziehung des Jungen war tadellos.

„Ich komme dich später einmal besuchen, Gerbold, versprochen. Zusammen mit deiner Mutter dann.“ Das schien den Baronet ein wenig zu versöhnen, denn er lächelte schüchtern und nickte zufrieden. „Bis da hin müssen wir zusehen, dass wir ihn wohlbehalten zum Gut Eurer Schwester bekommen, Ildefons. Da weder ich noch mein Weib ihn in unserem gegenwärtigen Zustand begleiten können, will ich ihn in die Hände meiner zuverlässigsten Vasallin geben, denn mit nichts anderem werde ich mich begnügen.“

Wieder nickte Ildefons. „Soll ich nach der Edlen von Erdasang schicken lassen?“

„Unverzüglich, sie müssen ja bald aufbrechen, wenn sie das Ziel rechtzeitig erreichen wollen. Lasst Salgard ausrichten, dass ich sie hier auf der Burg erwarte. Sie soll Gerbold zum Haus deiner Familie begleiten und hierher zurückkommen, sobald der Höflichkeit Genüge getan ist. Ich möchte außerdem, dass du sechs unserer besten Kämpfer mit ihr schickst, darunter zwei Schützen, damit sie in angemessenem Gefolge reitet. Frag Gerwulf, wer sich dafür anbietet. Er selbst wird aber hierbleiben, es gibt noch andere Dinge zu tun.“

„Ich danke Euch, Hochgeboren. Ihr hättet keine Rücksicht auf die Geschicke meiner Familie nehmen müssen, das ist sehr freundlich von Euch.“

„Papperlapapp, Ildefons, es wäre ungehörig gewesen, nachdem deine Schwester einen solchen Aufwand betrieben hat“, der Baron hielt inne und verzog dann den Mund, „Eines nur.“

„Ja, Euer Hochgeboren?“

„Jetzt, da mein Weib und ich nicht in der Lage sind, die Geschäfte zu führen, kannst ich dich nicht mit ihnen reisen lassen. Wir brauchen jemanden, der die Dinge hier zusammenhält. Meine Base wird mit der Lhandroval gehen, damit wenigstens ein Vertreter des Hauses Graufenbein deiner Schwester die Ehre erweist. Das gebietet der Anstand.“

Es versetzte Ildefons einen Stich. Er hatte sich schon lange auf die Reise in die Heimat gefreut und umfassende Vorbereitungen getroffen. Aber natürlich hatte Erzelhardt recht. Es war nicht denkbar, dass der Verwalter seinen Posten verließ, wenn die Herrschaft außerstande war, ihren Aufgaben nachzugehen. „Das versteht sich von selbst, Hochgeboren“, meinte er daher leise, auch wenn es ihn Mühe kostete, das Bedauern aus seiner Stimme herauszuhalten.

„Dann ist die Sache hiermit geklärt?“

„Jawohl, sie ist geklärt.“

„Setze Ihre Liebden in Kenntnis, damit sie weiß, dass es bald losgeht, und trage Sorge dafür, dass ein Bote in Richtung Sadurac aufbricht. Umgehend, die Sache duldet keine Verzögerung. Bereite auch Gerwulf darauf vor, dass er sechs Leute abstellen muss.“

„Das werde ich tun.“

„Siehst du, Gerbold, so wirst du doch noch dazu kommen, deinen Dienst als Page rechtzeitig anzutreten. Ist damit wieder alles im Lot?“

Der Knabe lächelte und seine Augen strahlten, dass es die reinste Freude war. Bei dem Anblick konnte nicht einmal Ildefons an seiner Verstimtheit festhalten.

Wenn die Mutter mit der Tochter ...

Gut Sadurac, Baronie Rotenforst, Ende Rondra 1033 BF

„Lasst mich gehen, Mutter! Wenn es eine weite Reise ist – und ich nehme an, damit meint er eine Reise ins Bornland – fällt mir diese doch wesentlich leichter als Euch. Ich will nicht respektlos klingen, doch ich bin das Leben im Sattel weit mehr gewöhnt als Ihr. Und gut so, schließlich habt Ihr Euer Scherflein bereits beigetragen, Ihr verdient die Ruhe von Sadurac.“

„Seine Hochgeboren hat aber nicht nach dir verlangt, Leakardia, sondern nach mir. Wenn es um das geht, was wir annehmen, wäre seiner Sache nicht gedient, würde er einen Grünschnabel schicken und das – bei allem Respekt – bist du im Vergleich zu mir. Man will die Bornischen schließlich nicht verärgern und ein paar Wochen im Sattel werden mich schon nicht umbringen.“

Leakardia von Lhandroval runzelte die Stirn und holte Luft.

Interessiert blickte Ailfir auf. Er saß auf seinem geliebten Schaukelstuhl nahe beim Kamin und stopfte seine Pfeife gerade mit süß durftendem Tabak. Verhalten grinsend blickte er von seiner Tochter, die kurz davor stand zu platzen, zu seiner Gemahlin, die gelassen damit beschäftigt war, Anweisungen zu Pergament zu bringen. Heute wurde ja mal richtig was geboten.

„Grünschnabel?! Also ... DAS ...“

„... muss so scheinen, mein Kind“, Salgard unterbrach ihre Tochter und lächelte versöhnlich.
„Wie bitte sieht es denn aus, wenn Baron und Gemahlin sich ankündigen und dann die Tochter einer Edlen schicken. Nicht mal die Edle selbst? Sicher, du warst Rundhelmin ...“

„Ich BIN Rundhelmin, gegenwärtig nur außer Dienst. Ein Rundhelm ist man sein Leben lang, Mutter“, fiel Leakardia ihrer Mutter mit deutlich beleidigter Stimme ins Wort.

„Wie auch immer, außer Dienst kann man im fernen Bornland gern auch mal als ehemalig verstehen. Es bliebe politisch gesehen ungeschickt und genau darum reite ICH. Glaub nicht, es würde dir langweilig werden, Tochter. Du willst schon lange mehr Verantwortung in Erdasang, das weiß ich wohl. Nun hast du sie. Ich werde sicherlich einige Wochen weg sein. In dieser Zeit ist Erdasang das deine. Einige Ratschläge findest du hier, ansonsten sei alles weitere dir überlassen. Doch vergiss den Winter nicht!“

„Hrmpf! Wie könnte ich?! Dann nehmt aber wenigstens zwei eigene Waffenknechte mit. Nur für den Fall. Die beiden Bornischen ...“

„...wohl kaum gerade die! Aber ja, du hast recht, ich nehme eigene Leute mit. Rumpo wird mich begleiten, auf ihn kann ich mich verlassen und er führt eine gefährliche Axt. Und natürlich jemanden, der mir aufwarten kann. So wenig es mich sonst dauert, nun fehlt mir ein Knappe doch ein wenig. Ich werde Kunna fragen, ob sie die lange Reise auf sich nehmen will. Immerhin hat sie drei kleine Kinder zu Hause, da wäre es töricht, es ihr zu befehlen.“

Leakardia war noch immer verstimmt. Sie brummte missgelaunt und ließ sich schwungvoll in einen Sessel fallen. „Seht Ihr wohl! Ich habe eine Knappin und nach wie vor sehe ich nicht, dass ich die Sache des Barons nicht standesgemäß vertreten kö...“

„Das wäre vielleicht die Idee, Salgard“, Ailfir paffte vernehmlich und fasste seine Frau dabei ins Auge. Freileich sah man sein Gesicht hinter den dichten Wolken aus Pfeifenrauch kaum. „Leih dir doch Leakardias Knappin aus. So wären zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen: Die Kleine würde was von der Welt sehen und du hättest eine Knappin. Nur auf Zeit zwar, aber ihr beiden kennt euch ja. Odila von Weißenstein ... das ist zudem ein klingender Name, eh?“

Verblüfft starrten ihn seine beiden Frauen an, für den Moment sprachlos. Er grinste breit. Schade nur, dass er das als Einziger mitbekam.

„Wie bitte?“ Leakardia wollte schon wieder auffahren, doch Salgard nickte: „Warum nicht? Es ist eigentlich kein allzu schlechter Gedanke. Es sei denn natürlich, Leakardia würde das für eine schlechte Idee halten, weil ich nicht in der Lage bin, das Mädchen in den kommenden Wochen in ritterlicher Tradition zu erziehen.“

Die Gesichter ihrer Eltern wandten sich Leakardia zu. In beiden waren die Brauen fragend gehoben. Wirkte ihr Vater noch höflich interessiert, der Blick ihrer Mutter war lauernd. Vielleicht hätte sie in der ganzen Sache nicht so insistieren sollen. Woher aber hätte sie auch wissen sollen, dass der Ritterstolz noch so tief in ihrer Mutter verankert war. Sie hatte immer gedacht, diese sei froh gewesen, als sie das alles hatte hinter sich lassen können. Doch wenn sie jetzt noch einen falschen Schritt machte, verärgerte sie Salgard vermutlich ernsthaft.

„Ähm ... natürlich ... äh ... nicht! Das würde mir nicht in den Sinn kommen, es ist nur ...“

„Fein, dann ist das ja geklärt. Von Sadurac kommen also ein Waffenknecht und eine Knappin nebst der Edlen. Das ist angemessen, will ich meinen. Willst du es Odila selbst sagen, Leakardia?“ Ailfir von Lhandroval setzte die Pfeife ab und stopfte sie sorgfältig nach. Er warf seiner Tochter einen vergnügten Blick unter seinen buschigen Brauen zu und zwinkerte aufmunternd: „Dann haben wir mal ein paar ruhige Wochen, Tochter, nur wir beide. Das ist doch auch was, eh?! Allzumal in der rechten Zeit für die Beiz. Wie wärs mit einer kleinen Wette? Welcher Greifer schlägt wohl mehr Rebhühner: meiner oder deiner?“

Der Aufbruch des Baronets

Burg Praiosingen, Baronie Rotenforst, Anfang Efferd 1033 BF

Es dauerte einen Moment, bis sich Salgard an das schummrige Licht im Praiosinger Thronsaal gewöhnt hatte. Die kleinen Fenster waren mit Leinentüchern verhängt worden, so dass Praios güldener Glanz dem Baronspaar nicht allzu sehr in die Augen stach. Ein ungewöhnlicher Anblick, legte Thargrin doch normalerweise Wert darauf, dass die kleinen und ungemütlichen Räume der Burg wenigstens lichtdurchflutet waren, um sie so etwas heimeliger wirken zu lassen. Heute jedoch saß die Baronsgemahlin schweigend und trotz ihrer Leichenblässe kerzengrade im Halbschatten der Hohen Halle, in der zwei Kamine bollerten als gäbe es kein Morgen. In ihrer Rüstung begann die Edle von Erdasang fast augenblicklich zu schwitzen und wünschte sich, sie hätte ihren Umhang noch abgelegt, bevor sie eintrat. Draußen war es zugig und kalt gewesen – wie immer. Hier drin aber herrschte eine Temperatur wie im tiefen Süden.

Thargrin hatte es sich auf dem Stuhl neben dem Thron ihres Gatten bequem gemacht und trotz der sengenden Hitze lag eine gewebte Decke über ihren Beinen. Auch Erzelhardt wirkte angeschlagen, die Falten tiefer als sonst. Neben den beiden wirkte Klein-Gerbold wie ein Ausbund reiner Lebenskraft. Der blonde Schopf des Jungen glänzte im Schein des Feuers, seine Wangen waren wegen der unerträglichen Hitze von einem überaus gesunden Rot gezeichnet und die blauen Augen funkelten und blitzten wie geschliffene Edelsteine. Man konnte ihm ansehen, dass er sich auf die Reise freute, das kunstvoll beschnitzte Übungsschwert, das an seiner Seite hing, war nicht der einzige Hinweis darauf. Salgard – und mit Abstrichen auch Odila – starrte der kleine Baronet geradezu ehrfürchtig an und wirkte ganz so, als hätte er sie am liebsten sofort mit einem ganzen Wust von Fragen bestürmt.

Erzelhardt schien das zu spüren, denn er legte seinem direkt neben dem Thron stehenden Sohn beschwichtigend die Hand auf den Kopf und lächelte verständnisheischend. „Den Göttern zum Gruße, Wohlgeboren, Rondra ihnen allen voran“, meinte er schließlich mit kraftloser Stimme. „Ich bin sehr erfreut darüber, dass Ihr den Weg hierher so schnell gefunden und dann auch noch Verstärkung mit Euch gebracht habt.“ Der Baron nickte Odila zu: „Willkommen auf Praiosingen, junge Dame.“

Odila verbeugte sich hastig mit der Faust über dem Herzen. Ihre Unsicherheit, vermutlich auch Verlegenheit, war greifbar.

Salgard indessen wirkte ruhig. Sie verneigte sich ganz der Etikette folgend erst vor ihrem Baron, dann vor dessen Gemahlin. „Rondra und Praios zum Gruße, Hochgeboren. Mir ist die Wichtigkeit dieser Queste vollauf bewusst und ich hielt es für angemessen, mit eigener Bedeckung zu kommen. In Ermangelung einer Knappin habe ich das ... freundliche Angebot meiner Tochter Leakardia gern angenommen, die ihr anvertraute junge Dame mit auf die anstehende Reise zu nehmen. Zu meiner Entlastung und im Sinne ihrer umfassenden Erziehung. Es freut mich, wenn dies in Eurem Sinne ist, Hochgeboren.“ Die Hitze setzte der Edlen nun immer mehr zu und sie wischte sich hastig den Schweiß von der Stirn.

„Absolut“, Erzelhardt nickte bestätigend und schien noch etwas anfügen zu wollen, doch Thargrin kam ihm zuvor.

Allem Anschein nach war der Baronsgemahlin am heutigen Tag nicht nach höflichem Geplänkel zumute. Sie räusperte sich leise und hub dann ohne Rücksicht auf ihren Gatten zu sprechen an: „Ich nehme an, Ildefons wird Euch die wichtigsten Informationen bereits gegeben haben, Wohlgeboren?“ Sie machte eine vage Geste in Richtung des Kamins. Salgard bemerkte jetzt erst, dass der Praiosinger Haushofmeister dort stand, leise und unauffällig wie ein Schatten. Sein Gesicht sah noch griesgrämiger aus als sie es in Erinnerung hatte und er wirkte beinahe trotzig, als er mit dem Schürhaken in die Glut stach, um sie weiter anzufachen.

„Eure Reise führt Euch in die bornische Mark, Wohlgeboren, sie ist nicht sehr weit und wird daher auch nicht allzu viel Zeit in Anspruch nehmen“, nahm Erzelhardt den Faden wieder auf, nachdem Salgard Thargrin bestätigend zugnickt hatte. „Ich vertraue darauf, dass Ihr wissen werdet, wann der rechte Zeitpunkt gekommen ist, um Abschied zu nehmen. Meine Base, Ihre Liebden Heidelore, wird Euch begleiten, damit wenigstens ein erwachsener Vertreter der Familie Graufenbein vor Ort ist. Wir wollen dem Haus derer von Tynjanoff allen Respekt erweisen, der ihm zusteht – wissen wir doch, dass die Bornischen es mit solcherlei sehr genau nehmen.“ Der Hauch eines Lächelns huschte über die Züge des Barons, als er seinem Kastellan einen kurzen Blick zuwarf. „Die Streiter, die Euch begleiten werden, stehen bereits im Hof bereit. Sie wissen, wem ihre Loyalität für die Dauer der Reise zu gelten hat.“ Offenbar Salgard und nicht etwa der Base des Barons. Das mutete ungewöhnlich an, doch schien Erzelhardt es für selbstverständlich zu halten und fügte daher kein Wort der Erklärung an.

„Wir haben Euch für diese Aufgabe gewählt, Wohlgeboren, weil wir Euch für unsere loyalste, aufrichtigste und zugleich auch zuverlässigste Gefolgsfrau halten“, obwohl ein fiebriger Glanz auf den Augen der Baronsgemahlin lag, blickte sie Salgard durchdringend an. „Wir geben unseren kostbarsten Schatz in Eure Obhut und sind überzeugt davon, dass Ihr Euch unseres Vertrauens auch diesmal wieder als würdig erweist.“

„Gerbold wird bei Euch so gut aufgehoben sein wie bei einem von uns“, ergänzte Erzelhardt ohne mit einer Wimper zu zucken und nickte knapp. „Gibt es noch irgendwelche Fragen, die geklärt werden müssen, bevor Ihr Eure Reise antreten könnt?“

Salgard legte ihre offene Rechte auf die Brust, ehe sie sich tief verneigte. „Ihr erweist mir große Ehre, Hochgeboren, ich danke Euch.“ Sie hob den Kopf und sah Thargrin direkt in die Augen. „Euer Sohn, Euer hochgeborene Gnaden, wird mir für die Dauer dieser Reise ebenso teuer sein wie mein eigenes Kind, das versichere ich Euch.“ Damit wandte sie sich wieder dem Baron zu und deutete ein Kopfschütteln an. „Ich denke, wir haben alles von Bedeutung geklärt. Die Route ist mir wohl bekannt, ebenso die Tatsache, dass wir mit Unwägbarkeiten rechnen müssen. Unsere Vorbereitungen sind weitgehend abgeschlossen, oder vielmehr: sollten es sein, wenn ich auf den Hof zurückkehre. Wir können unmittelbar aufbrechen – oder morgen in aller Frühe. Dies zu entscheiden, würde ich Euch überlassen.“

„Unmittelbar. Es steht alles bereit“, Erzelhardt nickte entschieden und zog seinen Sohn zu sich heran. „Nun ist es so weit, Gerbold, du brichst auf. Wir haben uns in den letzten Tagen ja bereits

oft genug über deine Reise unterhalten, nicht wahr? Da gibt es nichts weiter zu sagen. Also sei ein guter Junge und benimm dich, wie du es hier stets getan hast. Dass mir ja keine Klagen kommen, hörst du? Weder von Frau Salgard noch von der Familie Tynjanoff. Du gehorchst den Wohlgeborenen aufs Wort!“ Der Junge nickte, während er von seinem Vater geherzt und schließlich mit einem liebevollen Struwwel durchs Haar entlassen wurde.

Gleich darauf winkte Thargrin den Kleinen zu sich heran. Die Baronsgemahlin sah wirklich arg angeschlagen aus und Salgard meinte mit Bestimmtheit zu wissen: Dies war nicht nur der Krankheit geschuldet, sondern auch – womöglich sogar viel mehr noch – der Tatsache, dass Gerbold den Hof nun verlassen würde. Ihr war aus eigener Erfahrung bekannt, wie schwer es fiel, ein Kind ziehen zu lassen. Allzumal wenn man wusste, dass nichts je wieder so sein würde wie früher. Mit dem Beginn des Pagendienstes war Gerbolds Kindheit so gut wie vorüber. In wenigen Götterläufen bereits würde er seine Zeit als Knappe antreten und bis da hin kaum noch einmal zu Hause weilen. Daher konnte Salgard die Kraftlosigkeit, die den Bewegungen ihrer Herrin anhaftete, bestens nachvollziehen. Trotzdem war sie überrascht, als sie einen feuchten Schimmer in den Augen der Geweihten zu erkennen meinte.

Die Abschiedsszene zwischen dem Rotenforster Herrscherpaar und seinem einzigen Kind zog sich noch eine Weile – eine für die Birkenerin sehr lange Weile – hin. Doch ertrug sie die Hitze schweigend und ohne Ärger über die Verzögerung zu verspüren. Schließlich löste Ildefons sich auf einen Wink Erzelhardts hin aus dem Schatten des wuchtigen Kamins und kam zu ihnen hinüber. „Bring die drei in den Hof, sie werden bereits erwartet“, sagte der Baron.

Kurze Zeit später fand sich Salgard im Freien wieder, wo die Temperatur nach der Hitze im Thronsaal nachgerade stechend kalt war. Heidelore von Graufenbein, die Base ihres Lehnsherrn, empfing sie mit einem knappen Nicken und schwang sich sofort aufs Pferd. Die alternde Jungfer wirkte in etwa so missvergnügt wie Ildefons und hatte es offenbar sehr eilig.

Das hielt Salgard jedoch nicht davon ab, einen aufmerksamen Blick über ihre Leute gleiten zu lassen. Neben dem Burghauptmann, den sie schon im letzten Götterlauf kennengelernt hatte, standen die sechs fein säuberlich aufgereiht. Vier Waffenknechte und zwei Schützen. Von der verzierten Sorte, wenn sie es recht sah. Erfahrende Leute. Der jüngste von ihnen ein gewisser Wiclaf, dessen Namen sie kannte, weil sein Vater aus Birken kam. Ein guter Mann, und wenn man den Gerüchten glaubte, kam der Sohn ganz nach ihm. Mit einem zufriedenen Nicken beendete die Lhandroval ihre Begutachtung. Es sah in der Tat so aus, als hätte Erzelhardt einige seiner besten Männer gewählt.

Als sie sich wieder umwandte, saß Gerbold bereits im Sattel eines jener zähen Bergponies, die sie nur zu gut von ihren Nachbarn im Osten kannte. Der Besitz des Tiers schien den Baronet noch viel glücklicher zu machen als der seines verzierten Holzschwerts. Stolz wie ein König saß er auf dem Pferdlein und strahlte seine ritterliche Begleiterin aus riesigen Blauaugen an:

„Reiten wir jetzt los, Frau von Lhandroval?“

„Das tun wir“, Salgard lächelte den Knaben freundlich an und nickte. Sie winkte Odila heran, die ihren betagten Wallach Anghalas so stellte, dass die Ritterin aufsteigen konnte. Der Dunkelfuchs

ließ es geduldig geschehen, drehte den Kopf gelangweilt und schnaubte leise. Salgard versammelte ihr Streitross, bedeutete Odila ebenfalls aufzusteigen und lenkte Anghalas dann an Gerbolds Seite. Noch immer milde lächelnd blickte sie auf den Knaben herab. „Zügigen Schrittes werden wir reisen, damit wir Sadurac sicher erreichen. Morgen in aller Frühe und ausgeschlafen reiten wir dann ins Vehn, um die Grenze zum Bornland noch am selben Tag – so die Götter uns hold sind – zu überqueren. Fühlt Ihr Euch dem gewachsen?“

„Ins Vehn?“, der Junge riss die Augen auf und starrte Salgard ungläubig an, „Wir reiten durchs Vehn?“ Naserümpfend mühte er sich hernach um eine zuversichtliche Miene. Offenbar hatte ihm bisher noch niemand gesagt, dass es außer dem durch das Moor keine brauchbaren Wege in Bornland gab. „Klar schaffe ich das. Hossa, los geht’s ... oder?“

„Recht so, recht so“, Salgard schmunzelte, während sie bekräftigend zu ihren Worten nickte. „Und los geht es, junger Mann. Wenn Ihr mir denn die Ehre angedeihen lasst, Euch zu flankieren?“ Der Anblick des Baronets nahm sie einige Momente gefangen und sie erging sich gedanklich in ihrem größten Wunschtraum, in nicht allzu ferner Zukunft das Kind ihrer Tochter ebenso deutlich vor sich zu sehen wie Gerbold in diesem Augenblick. Sie seufzte und wandte sich dann dem Weg zu. Bevor dieser Traum Wirklichkeit werden konnte, müsste Leakardia schließlich noch einen Mann finden. Dahingehend verspürte Salgard inzwischen eine gewisse Resignation und immer öfter Anklänge von Verzweiflung.

„Mich ... äh ... ja, natürlich. Gern, Euer Wohlgeboren“, es war eine vielsagende Geste seiner Großcousine gewesen, die den jungen Graufenbeiner auf die richtige Spur brachte. Mit einem knappen Nicken bedeutete sie ihm loszureiten – und genau das tat er wenige Augenblicke später. Stolz noch als zuvor nahm er die Zügel seines Pferdchens auf und bedeutete ihm, den wackeligen Steg hinab zum Dorf in Angriff zu nehmen.

Derweil warf Salgard einen prüfenden Blick über die Schulter und gab ihren Leuten den Befehl zum Abmarsch. Nun galt es.

Kurz darauf verließ das Rotenforster Grüppchen die schützenden Palisaden Dorf Praiosingens und nahm den schmalen Weg in Richtung Birken. Morgen schon würden sie auf dem Sieben-Baronien-Weg unterwegs sein, der ein gutes Stück weit ins Bornland hinein reichte.

Tod im Vehn

Egisgrimoltsvehn, Baronie Rotenforst, Anfang Efferd 1033 BF

Es war nicht weiter verwunderlich, dass der Baronet etwas von seiner sonstigen Lebhaftigkeit eingebüßt hatte. Salgard selbst konnte es auch spüren: das Gefühl der Bedrückung, das einen leiser werden und schließlich ganz verstummen ließ. Seit Jahrzehnten war sie vertraut mit dem Eindruck, dass das Vehn nicht nur viele Geräusche verschlang, sondern auch jede fröhliche oder unbeschwerte Regung. Dass es sich auf das Gemüt senkte wie ein schweres Leichentuch und die Lebenslust gnadenlos erstickte. Sie hasste diesen Ort von ganzem Herzen und das nicht erst seit gestern. Schon als Kind hatte sie ihn gemieden und bereitwillig jedes Schauermärchen geglaubt, das man sich über ihn erzählte.

Gesetzlose und Irrlichter waren noch das Harmloseste, was sich hier herumtrieb, davon war sie überzeugt. Nach langen Jahren in direkter Nachbarschaft zu dem unheimlichen Bruchwald war sie auch im Erwachsenenalter noch geneigt, den alten Geschichten Glauben zu schenken. In einer davon hatten die Barone von Rotenforst einst einen Pakt mit den Dämonen des Vehns geschlossen, kurz darauf die düster dräuende Trauerweide an seiner Scheide zum Richtbaum erkoren und opferten seither die Seelen verlorener Sünder, die die Sumpflandschaft nur allzu gierig in sich aufzog. Ein Besänftigungsritual, um die Schrecken des Landes im Zaum zu halten. So hieß es jedenfalls, und wenn man diesen götterverlassenen Ort durchquerte, sickerte der Glauben an die schauerliche Mär gemeinsam mit Unwohlsein und rastloser Beklommenheit in das Bewusstsein ein, machte jeden Schritt zur Tortur.

Salgard ließ den Blick prüfend über einige Bäume entlang des Wegs gleiten. Flechten und Moose hingen von den Ästen wie lange Geisterfinger, tanzten lautlos im Wind und raschelten leise. Wie stets in der warmen Jahreszeit war es hier kühler als draußen, die Luft war feucht und das laute Knacken sterbenden Holzes erfüllte sie – begleitet vom leisem Gluckern und Plätschern des tückischen Grunds. Der Hufschlag der Pferde auf den feuchten Bohlen des Weges war in dieser unheimlichen Umgebung eine wahre Gnade – das einzige unüberhörbare Zeichen von Leben, denn unterhalten tat sich ja niemand mehr.

Dies allerdings war ein Zustand, den sie nun zu ändern gedachte, da Klein-Gerbold ihr mittlerweile wirklich sehr leidtat. Mit Augen so groß wie Untertassen sah er sich um und zuckte bei jedem unvorhergesehenen Geräusch zusammen, als würde er erwarten, dass ein grauslicher Unhold aus dem Gebüsch sprang. Das arme Kind war kaum wiederzuerkennen, redete es doch normalerweise wie ein Wasserfall und konnte kaum einmal stillsitzen. Salgard war beeindruckt von dem wachen Geist des Baronets und von seinen erlesenen Manieren. Er war ein gutes Kind und hatte es nicht verdient, so zu leiden.

„Hochgeboren“, rief sie ihn daher nach einer Weile leise an. „Erzählt mir von der Familie des Haushofmeisters. Ich würde gern wissen, was uns in der Mark erwartet und was Ihr über das Gut der Tynjanoffs berichten könnt. Euer Herr Vater hat mich wissen lassen, dass Ihr Euch sehr darauf freut, Eure Zeit als Page endlich beginnen zu dürfen? Unter anderem deshalb, weil es im Haus Eurer Gastgeber eine weit gerühmte Hundezucht gibt?!“

„Bronnsois“, Gerbold löste seinen Blick nur zu gern von einigen Baumleichen am Wegesrand. Er strahlte seine ritterliche Beschützerin an und nickte heftig. „Die gehören zu den schönsten Jagdhunden des ganzen Nordens. Eine Schande, dass sie nicht dem Mittelreich entstammen.“ Das musste ein Zitat seines Vaters sein. Die helle Stimme des Knaben schnitt durch die Stille des Moors wie ein heißes Messer durch Butter. Salgard musste sich erst daran gewöhnen und auch ein paar der begleitenden Waffenknechte zeigten für einen Moment recht verkniffene Gesichter. Sie schienen kaum weniger nervös als der Sohn ihres Herrn.

Nur Heidelore hatte weder Augen noch Ohren für die unheimliche Stimmung. Sie brummte leise und schüttelte dann energisch den Kopf. „So schön nun auch wieder nicht. Und vor allem nicht klug, sonst würden sie kaum Gesindel wie den Rauhenecks dienen“, behauptete sie missmutig. „Wer wollte sich schon Hunde zulegen, die man unter anderem in deren Saustall finden kann? Nein, Gerbold, da halten wir es doch lieber mit Bracken, Wolfsjägern und Saupackern. Wer will diese zotteligen Riesenviecher schon bei sich zu Hause haben? Fressen für zwei und haben Hirn für grad mal einen halben.“

Salgard blinzelte irritiert und wollte sich der Base des Barons gerade zuwenden, als sie aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Von Osten her näherte sich rasch die Späherin, die sie vor einem guten Wassermaß ausgeschickt hatte, um den Weg zu erkunden. Angespannt starrte die Edle auf das Gesicht der grauhaarigen Frau, erkannte aber sofort, dass dieses von einem breiten Grinsen geziert wurde und machte es sich daraufhin im Sattel bequem. Wie es schien, hatte sie keine potenziellen Gefahren ausmachen können.

„Nun, Euer Liebden“, meinte die Edle erleichtert und lächelte Gerbold verschwörerisch zu, obwohl ihre Worte eigentlich an seine Großcousine gerichtet waren, „Ich weiß nicht, ob ich mich der Einschätzung ganz ohne Widerworte anschließen kann. Immerhin ist mein Gatte ein ausgewiesener Hundekenner und hat viel Gutes über die Hunde der Bronnja...“

Während sie sprach, hatte sich die Späherin ihrem kleinen Trupp bis auf etwa fünfzehn Schritt angenähert. Salgard hob bereits grüßend die Hand und wollte ihr bedeuten, sich gleich wieder in den Verband der Waffenknechte einzugliedern, als die Frau plötzlich aus dem Tritt geriet. Für einen Moment glaubte die Edle, dass es lediglich den Tücken der glitschigen Holzbohlen geschuldet sei. Dann aber bemerkte sie das schmerzverzerrte Gesicht der Späherin, die mit einem heiseren Aufschrei vornüber stürzte und hart auf dem Boden aufschlug. Etwas schien sie am Kopf getroffen zu haben – mit einiger Wucht, denn Salgard konnte Blut erkennen, das über das helle Haar rann. Im gleichen Moment zischte etwas an ihrer linken Schulter vorbei und fiel polternd auf den Bohlenweg.

Alarmiert zügelte sie ihr Pferd und warf einen prüfenden Blick in die Runde. Plötzlich glaubte sie Bewegung zu sehen. Überall da, wo gerade noch Totenstille geherrscht hatte, erhob sich ein Rascheln und Knacken, das nur eines bedeuten konnte: Sie waren in einen Hinterhalt geraten. Irgendjemand hatte inmitten des Moors auf der Lauer gelegen.

„Hinterhalt, ein Hinterhalt!“, brüllte die alternde Ritterin und Unglauben vibrierte in ihrer Stimme. Sie hob ihren Schild und mühte sich, das Langschwert aus der Scheide zu reißen.

„Bogenschützen, schießt nach eigenem Willen, macht nieder, was uns angreift und deckt die Unsrigen. Alle anderen: schützt den Jungen, mit Eurem Leben!“

Salgard hatte endlich Halt am Schwertgriff gefunden und riss die Klinge heraus. Ihr Schlachtross stampfte unruhig und sie brachte es mit einigen Hilfen dazu, ganz nah an das Pony des Baronets zu treten. „Keine Angst, mein Junge“, raunte sie ihm zu. „Es geschieht Euch nichts, bleibt nur dicht bei mir.“ Ehe sie erneut die Lage sondierte, sah die Lhandroval dem Knaben tief in die Augen und nickte aufmunternd. Dann hob sie umgehend den Kopf und blickte sich suchend um. Wer griff sie an, welche Taktik verfolgte er, von wo kam der Hauptangriff? All dies musste sie umgehend erfassen, wollte sie diesem Angriff begegnen.

Derweil hatten die Schützen die ersten Pfeile eingelegt und die voraus gehenden Waffenknechte sich ein wenig in ihre Richtung zurückgezogen, während die Nachhut aufschloss.

Erzelhardts Leute benahmen sich so, wie man es von erfahrenen Waffenknechten erwarten konnte: Sie hielten gerade genug Abstand, um die Pferde nicht zu behindern, rückten aber immerhin so nahe, dass ihre Schilde dem Baronet Schutz spendeten – und das keinen Moment zu früh. Denn schon hörte Salgard, wie Geschosse am Schildwall abprallten. Eine ganze Menge davon. Dumpf trafen Steine und auch einige Pfeile auf die verstärkte Wehr, wurde sie von einem schmerzhaften Treffer an der Seite erwischt, und dennoch waren keine Gegner auszumachen. Jedenfalls fürs Erste nicht.

Noch einmal ließ die Lhandroval ihren Blick über das Unterholz streichen und sah, wie die Schützen es ihr gleichtaten. Heidelores Pferd stand etwas außerhalb des schützenden Kreises und tänzelte nervös. Schräg hinter dem Baronet hatte unterdessen Odila von Weißenstein zu ihnen aufgeschlossen. Ihr Kopf ruckte unruhig umher, während sie ihren Schild fest umklammert hielt. Doch gerade als Salgard ihr ein paar beruhigende Worte zurufen wollte, ergoss sich ein neuerlicher Steinregen über den baronlichen Trupp. Wieder klangen die Geschosse auf Holz, einer der beiden Schützen zuckte zusammen, nur um gleich darauf mit erhobenem Bogen herumzufahren und seinen Pfeil in eines der Gebüsche zu entlassen. Offenbar hatte er etwas gesehen, das allen anderen entgangen war. Und offenbar saß sein Schuss, denn ein lautes Kreischen ertönte, das kurz darauf von vielstimmigem Gebrüll abgelöst wurde. Und dann brach der Feind aus allen Richtungen über sie herein.

Salgard hatte bereits gehaut, was da kommen würde, nun wurde aus ihrer Ahnung traurige Gewissheit: Wie eine rote Flut ergoss sich der Goblin aus dem Unterholz, strömte kreischend und waffenschwingend heran. Es waren viele Rotpelze. Viel mehr als sich an diesem Ort hätten aufhalten dürfen, nachdem Erzelhardt der Plage im letzten Jahr doch Herr geworden war ... nachdem die Rauhenecks die Pelzratten schon seit einer Dekade erbarmungslos verfolgten, um die Situation unter Kontrolle zu bekommen. Wo nur kamen die kleinen Biester mit einem Mal wieder her? Aber was für einen Unterschied machte das schon?

„Standhalten!“, brüllte Salgard und wunderte sich für einen Moment über die Ruhe in ihrer eigenen Stimme. Rasch fing sie einen heranfliegenden Pfeil ab und nahm aus den Augenwinkeln gerade noch ein flammendes Geschoss wahr, das laut klirrend links von ihr auf den Bohlen landete. Das panische Wiehern eines Pferdes gellte in ihren Ohren, begleitet vom Geschrei einer

Frau – Heidelore. Doch sie hatte keine Zeit, sich darum zu kümmern. Die ersten Goblins waren kaum noch fünf Schritt entfernt.

Mit grimmiger Genugtuung sah sie, wie einer der kleinen Plagegeister mit einem Pfeil in der Brust zu Boden ging. Und noch einer, an der Schulter erwischt. Zwei vorzügliche Treffer und gut für die Moral ihrer Truppe. Die Speere der Fußkämpfer staken wehrhaft wie Stacheln aus dem Wall hervor, doch auf jeden von ihnen kamen mindestens fünf Goblins. Sie würden dieses Gefecht nicht mit weniger als einer Glanzleistung, einem kleinen Wunder, stehen können.

Noch bevor die Goblins heran waren, brachte Salgard sich in Position. Inmitten des Schildwalls war sie von keinem Nutzen und ihren Leuten zudem kein Beispiel, an dem sie sich orientieren konnten. Sie bellte einen Befehl, der Odila an die Seite des Baronets brachte und ihr eine schmale Bresche öffnete, durch die sie ihr Ross mit einigen Galoppsprüngen hinaus und auf den Bohlenweg springen ließ. An Flucht war nicht zu denken, nicht auf diesem unsicheren Pfad. Also galt es dem Rotpelz das Fell zu gerben, koste es, was es wolle!

Sie war den Goblins sogar ein wenig entgegengekommen, was für Irritation sorgte. Nun setzte sie sich im Sattel in Positur und nahm gleich drei Angreifer ins Visier. Ihre Hilfen brachten das Schlachtross dazu, zu steigen. Die eisenbeschlagenen Hufe wirbelten durch die Luft und trafen den ersten Goblin vor die Brust. Schreiend fiel der vorwitzige Rotpelz zu Boden, wo seine Schulter vom zweiten Huf zermahlen wurde, als das treue Ross zu stampfen begann. Die beiden anderen stürmten weiter auf sie zu und Salgard entschloss sich, einen weiten Doppelschlag zu versuchen, der beiden gelten würde. Als wäre sie eine Meisterin an der Waffe und stünde im Zenit ihrer Kraft, wirbelte sie das Langschwert herum. Den Ersten traf sie vortrefflich in den Hals, zog das Schwert für seinen weiten Weg auf die andere Seite empor und stieß es speergleich auf den dritten Gegner nieder. Auch dieser Angriff hatte Erfolg und Hoffnung machte sich in Salgard breit. Vielleicht war Rondra mit ihnen, vielleicht war dies ein Tag für Wunder!

Sie zügelte ihr Ross und bemühte sich erneut um Überblick.

Der Feind war nun heran. Oder zumindest der Teil des feindlichen Verbands, der sich aus seinem Versteck herausgewagt hatte. Goblinskrieger, teils in lederne Rüstungen gekleidet und mit schartigen Säbeln bewaffnet, drangen von allen Seiten auf die Praiosinger Streiter ein, doch diese hielten sich gut – sicher nicht zuletzt, weil Salgards Streich drei der verhassten Rotpelze auf einmal außer Gefecht gesetzt hatte. In der Mitte des Schildwalls thronte Odila auf ihrem Ross und beschirmte den Baronet, so gut es ihr möglich war. Da sich nach wie vor Steine über sie ergossen, sicher nicht die schlechteste Idee, denn die Waffenknechte waren mittlerweile zu sehr damit beschäftigt, die Flut der Suulak irgendwie aufzuhalten.

Für die Lhandroval brauchte es nur diesen kurzen Blick, um zu erkennen, dass die Goblins in ihrem Streben nach vorn merkwürdig planvoll vorgingen. Es gab einen guten Grund, warum Gerbold bisher weder von Stein noch von Pfeil getroffen worden war: Keines der Geschosse kam auch nur in seine Nähe. Dafür setzten die Nahkämpfer alles daran, zu ihm vorzudringen und vernachlässigten dabei ihre Wehr, was den Praiosingern wiederum sehr zupass kam.

Bevor die Edle von Sadurac sich einen Reim auf dieses Verhalten machen konnte, wurde sie aus ihren Gedanken gerissen. Kaum fünf Schritt von ihr entfernt explodierte abermals eines dieser vermaledeiten Feuergeschosse. Sofort war die Luft erfüllt vom Gestank brennenden Fells. Während ihr Ross nur nervös zu tänzeln begann, verlor das Heidelores endgültig die Nerven. Aus den Augenwinkeln nahm Salgard wahr, wie der massige Schemen sich in Bewegung setzte, Geschwindigkeit aufnahm und auf gefährlichem Kurs durch die Reihen der Feinde brach. Die Augen in grenzenloser Panik verdreht, den Kopf hoch erhoben, stieg das Tier über Freund und Feind hinweg, um dann krachend und berstend vom Bohlenweg zu springen, mitten ins Vehn hinein zu flüchten – und die Base des Barons dabei mit sich zu tragen.

Einer der Schützen war vom Körper der Tiers herumgerissen worden und er ging nun in einer Woge aus rotem Pelz unter. Den Anblick des stürzenden Mannes konnte eine der Reisigen offenbar nicht ertragen: Mit einem schrillen Zorneschrei stürzte sie vor, mitten in das heillose Durcheinander hinein, und entblößte dabei Odilas rechte Flanke. Als hätten sie darauf nur gewartet, geriet sofort Bewegung in die Reihen der Goblins. Sie setzten tatsächlich alles daran, den Baronet zu erreichen.

Salgard wollte ihren Anghalas gerade wieder in Bewegung setzen, als das Tier von einem gewaltigen Aufprall aus der Bahn geworfen wurde. Irgendetwas Schweres schien in den Wallach hinein gerannt zu sein. Sie konnte jedoch nicht erkennen, was es gewesen war, denn im nächsten Moment hing ein besonders kräftiger Goblin hinter ihr auf dem Rücken des Pferdes. Noch war er nur damit beschäftigt, nicht gleich wieder zu fallen, ein Bestreben, das Salgard nicht zu unterstützen gedachte.

Grob rammte sie den gepanzerten Ellenbogen nach hinten und traf den grunzenden Suulak mitten in sein hässliches Gesicht. Gleichzeitig zerrte sie am Zügel und veranlasste ihren Wallach, erneut zu steigen. Die Anstrengung lohnte sich, denn der Goblin rutschte über die Hinterhand Anghalas zu Boden. Salgard trieb ihr Schlachtross an und der Waldrappe tat ihr den Gefallen, auszuweichen, was den Goblin seinen letzten Halt kostete.

Die Lhandroval beachtete es nicht weiter, sondern drängte umgehend in die Bresche im Schildwall, die sich eben so ungünstig aufgetan hatte. Auf dem Weg dahin musste sie sich durch die Goblins kämpfen, die ihr selbst und ihrem Ross hart zusetzten.

Odila unterdessen befand sich in einer Zwickmühle. Einerseits hatte sie den klaren Befehl, Gerbold zu beschützen. Andererseits hatte sie nur zwei Hände, eine krampfte sich um die Zügel, die andere hielt den Schild, obgleich keines der Wurfgeschosse bislang in ihre Nähe gekommen war. So ganz ohne Waffe fühlte sich die Knappin aber entschieden zu unwohl. Sie presste ihre Knie fest in den Sattel und stemmte die Stiefel in die Steigbügel, derweil sie stumm zu den Göttern betete, ihr Zossen möge stehenbleiben, auch wenn sie die Zügel fahren ließ.

Sie beeilte sich, ihr Schwert aus der Scheide zu reißen, als sie erkennen musste, dass es höchste Zeit war. Ihre Flanke war entblößt und die Goblins stürzten sich auf die Lücke, als gäbe es kein Morgen. Unruhig tänzelte das Pferd, doch Odila bemerkte es nur am Rande. Die Mutter ihrer Ausbilderin donnerte heran und mitten unter die Goblins. Ihre Klinge beschrieb blitzende Kreise und traf auch den einen oder anderen Feind. Aber sie und ihr Ross wurden ebenfalls getroffen.

Anghalas wicherte schmerzerfüllt auf und brach ein wenig zur Seite aus, als ein rostiger Säbel ihn an der Schulter traf.

„Hier, halt das“, rief die Fuchshagerin atemlos und gab Gerbold den Schild. Er war sicher schon groß genug, um sich selbst zu schützen. Sie würde versuchen, die erste Welle der Goblins abzufangen. Erstaunlicherweise fügte sich ihr Pferd umgehend und die Knappin bezog Stellung zwischen der Lücke im Schildwall und dem Baronet Rotenforsts.

So widmeten sich Rittfrau und Knappin gemeinsam der Lücke, die durch die Unbeherrschtheit jener einen Reisigen entstanden war. Salgard nahm nur am Rande wahr, wie die Frau jenseits des schützenden Walls von allen Seiten bestürmt wurde. Sie hatte die Reihe ihrer Kameraden verlassen und damit ihr eigenes Todesurteil unterschrieben – so viel stand fest. Denn der Schutz des Baronets war wichtiger und die Erdasanger Edle konnte sich um das Schicksal der Frau nicht kümmern.

Stattdessen wandte sie sich wieder den nahenden Goblins zu. Mit Händen und Füßen wehrte sie sich, ließ ihr Pferd steigen und beugte sich weit im Sattel vor, um die kleinen Kriecher erwischen zu können. Sie spürte Unsicherheiten in Anghalas' Bewegungen, wähnte sich manches Mal auf einem schwankenden Turm, der kurz vor dem Einstürzen stand – und hatte davor mehr Angst als vor der roten Plage, gegen die sie bisher wenigstens einigermaßen ankam. Wenn ihr Ross aber stürzte Der Wallach bekam auf dem glitschigen Holz ohnehin keinen guten Halt; wie es schien, hatte er sich irgendwann in den letzten Momenten des Kampfes aber auch eine schwere Verletzung zugezogen. Sollte ihr Glück sich nun doch noch wenden?

Odila hatte keine Ahnung, wo der Goblin plötzlich herkam, wie er durch die Reihen der Verteidiger gebrochen war, aber sie stürzte sich sofort auf ihn. Wie von Sinnen ließ sie ihr Schwert ein ums andere Mal auf das widerliche Pelzwesen hinab sausen und spürte, wie das Gezeter und Gekreis ihren Magen revoltieren ließ. Blut, überall war Blut. Und es kamen immer mehr Rotpelze aus dem Moor hervorgekrochen, stürmten auf sie zu, Säbel und Speere schwingend, mit Keulen und Schleudern bewaffnet. Zu der Übelkeit gesellte sich Angst, wahre Todesangst, und trotzdem wich sie nicht von Gerbolds Seite. Mit einem zornigen Schrei hieb sie ein letztes Mal auf den Goblin ein und spürte dann plötzlich die Hitze eines weiteren dieser Feuergeschosse in ihrem Rücken.

Einer der Waffenknechte stand lichterloh in Flammen und warf sich nun kreischend auf den Boden. Ein weiterer starrte mit schreckensweit aufgerissenen Augen auf seinen Kameraden hinab und ließ die Lücke damit noch größer werden. Bevor Odila Salgard darauf aufmerksam machen konnte, waren drei Goblins heran. Gemeinsam sprangen sie das Pony des Baronets an, das panisch wiehernd auf die Hinterbeine stieg und in alle Richtungen austrat. Der junge Graufenbeiner klammerte sich mit leichenblasser Miene an den Schild, den sie ihm eben in die Hände gedrückt hatte, und wurde dann auch schon vom Rücken seines Pferdchens gezerrt.

„WOHLGEBOREN“, schrie Odila, „Wohlgeboren, der Baronet!“ Unbarmherzig rammte sie ihrem Pferd die Hacken in die Seite und ritt das Pony des Baronets regelrecht über den Haufen, um an die Goblins heranzukommen. Einen von den Dreien erwischte sie gut. Doch als sie das Schwert zu einem zweiten Schlag hob, fuhr ihr mit einem Mal ein mörderischer Schmerz in die

Brust. Etwas hatte sie getroffen und das Kettenhemd durchdrungen. Eine blutige Spitze ragte unter ihrem Schlüsselbein hervor und Schmerz schlug wie eine unendlich hohe, schwarze Welle über sie herein.

Salgard wandte sich erschrocken um. Der Preis war brennender Schmerz, als die Steinspitze eines Speers sich tief in ihren Unterschenkel bohrte und ihr Bein gleichsam an den Leib ihres Rosses nagelte. Ritterin und Pferd schrien zugleich auf. Anghalas erhob sich auf die Hinterhand, ließ die Hufe wirbeln und schwankte dabei bedenklich. Seine Hinterläufe suchten vergeblich Halt auf dem unsicheren Grund, rutschten ab und der Wallach sackte zur Seite. Die Edle von Sadurac schrie erneut, als sie sich nur mit einer akrobatischen Bewegung im Sattel halten konnte. Ihr Pferd starb, das spürte sie untrüglich, und doch hieb sie ihm die Sporen in die Seite. Noch durfte er nicht fallen, ihr Freund und Gefährte so vieler Jahre, noch nicht! Der Waldrappe folgte dem Befehl, wuchtete sich hoch, eroberte ein wenig Halt zurück und sprang dorthin, wohin ihn der Zügel zog.

Zu ihrem Entsetzen musste die Lhandroval nun auch noch erkennen, dass die ihr anvertraute Knappin ihrer Tochter schwer getroffen war. Der weiße Wappenrock färbte sich rasant blutrot und das rote Schwingenpaar ihres Hauses stach nun schwarz hervor. Ein Pfeil mit gezackter Spitze hatte die Schulter des Mädchens durchschlagen und es stürzte gerade aus dem Sattel. Erneut kreischte ein Pferd panisch auf, doch diesmal war es das Odilas. Es bäumte sich auf, als es von seiner Last befreit war, und sprang mit einem weiten Satz zwischen die Goblins. Odila nahm es auf seiner Flucht einfach mit sich, denn der Fuß der Knappin hatte sich im Steigbügel verhakt. Einer Puppe gleich wurde die Weißensteinerin durch die Luft gewirbelt, bekam einen Hieb mit einer dornengespickten Keule ab, ehe ihr Kopf böse auf den Bohlenweg prallte und Pferd wie Knappin aus Salgards Blick verschwanden.

Wie es um ihre Leute stand, konnte sie längst nicht mehr erkennen. Überall wogten die roten Leiber der verhassten Goblins und verdeckten ihr die Sicht. Sie erkannte das Pony des Baronets, das blutend und wiehernd mitten in diesem Chaos umhersprang. Der Sattel war leer. Panik griff nun auch nach Salgards Herz, sie ließ den Schild sinken, blickte sich verzweifelt um und konnte nur verschiedene Knäule aus Feinden ausmachen. Den Sohn ihres Barons fand sie nicht. Anghalas wieherte ohrenbetäubend und brachte ihre Aufmerksamkeit zurück zu ihrer eigenen, inzwischen aussichtslosen Lage. Ein Speer stak tief in der breiten Brust ihres Pferdes und Woge um Woge überlief Zittern den einst so mächtigen Leib. Weißer Schaum mischte sich mit tiefrotem Blut und Anghalas fiel. Sie fiel mit ihm, konnte sich nicht von ihm lösen, denn ihr Bein war nach wie vor untrennbar mit seinem zuckenden Leib verbunden.

Noch im Verenden wirbelten die großen Hufe des Waldrappen, der schöne Kopf des Wallachs warf sich herum und schleuderte einen Goblin von den Beinen, dann ertönte seine Stimme ein letztes Mal, heiser und doch voller Trotz. Salgards Kehle schnürte sich zu.

Im nächsten Augenblick war ihr Ross vergessen, denn einer Flut gleich ergossen sich die Goblins über ihrer beider gefallene Leiber. Die Lahndroval wurde hart am Kopf getroffen, blieb aber bei Bewusstsein. Sie spürte, wie ihr Bein, ihr Arm, ihre Seite mit Speeren, Knüppeln und Säbeln traktiert wurden. Ein letztes Mal hob sie den Arm und ließ ihr Langschwert kreisen. Dann traf sie

ein brachialer Hieb in die Schulter, heißer Schmerz brandete auf, nie gekannter, unwiderstehlicher Schmerz, der ihr den Atem raubte, das Licht stahl, ihr jede Hoffnung nahm.

Sie hatte versagt – und es wurde dunkel um Salgard von Lhandroval.

Knappin in Röten

Egisgrimoltsvehn, Baronie Rotenforst, Anfang Efferd 1033 BF

Eine merkwürdige Geräuschkulisse umgab Odila, als die klebrigen Fäden der Besinnungslosigkeit etwas weniger klebrig wurden und das zeitlose Dunkel ihr Bewusstsein freigab. Es klang ein bisschen so, als würde sie am Boden eines Brunnens sitzen. Als würden alle Töne tausendfach von dessen feuchten Wänden gebrochen und zurückgeworfen, bevor sie bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt an ihre Ohren drangen. Die Knappin seufzte und versuchte, aus dem Lärm dennoch irgendwie schlau zu werden. Er hörte sich anders an als die letzten Male, so viel stand fest. Bis jetzt hatte sie immer nur leises Zirpen vernommen, das Gluckern von Wasser und das Knarzen von Holz. Jetzt war es lauter und ... anders eben! Etwas Schweres schien sich wenige Schritte rechts von ihr zu bewegen, denn der Boden vibrierte leicht und verursachte damit unsäglichen Schmerz in ihrem Kopf.

Außerdem spürte sie, wie etwas Kühles über ihre Stirn und dann über die Wangen strich. Sie versuchte, ihre Augen zu öffnen, doch die mit Blut und Dreck verklebten Wimpern hinderten sie daran. Spazierte da etwa irgendeine schleimige Kreatur des Moors auf ihrem Gesicht herum? Nein, so fühlte es sich nicht an. Trotzdem ergriff ängstliche Unruhe Besitz von ihrem Leib, die feinen Härchen im Nacken stellten sich auf und irgendwie wusste sie mit einem Male untrüglich, dass sie in höchster Gefahr schwebte. Etwas Bedrohliches ragte über ihr auf und wollte unter den Kragen ihres Kettenhemds gelangen, sie würgen, sie töten. Odila wollte danach schlagen, doch ihre Arme gehorchten ihr nicht.

„... arme Deern ...“, drang da plötzlich die mit vielfachem Echo versehene Stimme eines Mannes an ihre Ohren, „... nich etwa tot?“

„... Dummkopf“, eine Frau nun, „... sich bewegt?“

„... bloß geschehn? ... so zugerichtet?“

„... Suulak ... ?“

„... die annern?“

Menschen. Es waren Menschen, die den unerträglichen Lärm verursachten. Und Finger, kundige menschliche Finger, die just in diesem Moment langsam über ihre schmerzende Brust glitten. Allein, was für Menschen hielten sich hier im Vehn auf? Nicht viele, nach allem, was sie wusste. Und würden die ihr wirklich helfen wollen, oder nicht eher ... ? Die Weißensteinerin spürte Panik in sich aufsteigen. Ihre Instinkte hatten sie nicht getrogen, sie schwebte wirklich in Gefahr! Den Schmerz tapfer ignorierend riss sie ihre Augen nun doch auf und versuchte, sich der Berührung ihrer Peiniger zu entziehen.

Langsam entstand ein Bild in ihrem Kopf. Vor dem dämmrigen Abendhimmel zeichnete sich das Gesicht eines Mannes ab. Die gebogene Nase und das kantige Kinn meinte sie irgendwo schon

mal gesehen zu haben, doch erst als sie die Augen erblickte, wurde Odila von der Erkenntnis eingeholt. Dunkle Augen mit stechendem Blick, die kalt glitzerten und nichts als Verachtung zeigten. Geringschätzung spiegelte auch die Miene des Mannes wider – und noch etwas anderes. Mit einem Schlag wurde sich die Knappin ihrer Blöße bewusst und der Tatsache, wo die Hände des rauheneckschen Wüstlings gerade ruhten. Ihre Furcht verlieh ihr die Kraft, die eben noch gefehlt hatte, und sie begann mit einem heiseren Aufschrei um sich zu schlagen.

Schmerz rollte in einer gewaltigen Woge über sie hinweg, als sich der Griff des Ritters verstärkte, er sie mit Gewalt zu Boden zwang und irgendetwas sagte, das sie nicht verstand. Odilas Sinne begannen wieder zu schwinden, doch wollte sie sich nicht geschlagen geben, sondern trat nach dem Mann und versuchte sein Gesicht zu zerkratzen. Irgendetwas traf sie auch, nahm am Rande noch wahr, wie zwei weitere Schemen in ihrem Gesichtsfeld auftauchten und wurde dann wieder in die dunklen Tiefen zurückgezogen.

„... denn los?“

„... Widderich?“

Die Stimmen der Heckenreiter kratzten am Rande ihres Bewusstseins und sorgten dafür, dass der gefürchtete Name tausendfach in ihrem Schädel widerhallte, bevor wohltuende Stille sie einmal mehr gänzlich umfing.

Firnfie blickte auf die blutverschmierten Hände ihres Bruders und schüttelte den Kopf. Die Situation kam ihr seltsam vor. Etwas stimmte hier nicht. Es waren schon lange keine größeren Goblinhorden mehr im Vehn unterwegs gewesen. Seit Jahren nicht. Wo war diese jetzt bloß so plötzlich hergekommen? Und woher hatte sie den Mut genommen, einen Trupp des Barons anzugreifen? War das vielleicht eine Art Rache gewesen? Dafür, dass Erzelhardt die Suulak in letzter Zeit so hart anging? In seinem Bestreben, die Baronie noch vom letzten Rotpelz zu befreien, machte er mittlerweile ja nicht mal mehr vor Weibchen und Frischlingen Halt.

„Weißnich, obs echt sonne gute Idee is, Widdrich“, fasste Wolfherz ihre Gedanken – wenn auch kaum verständlich – in Worte. „Aufteilen, wo die ganzn Suulak stimmt noch rndwo in de Näh rumspringn.“

„Hast du eine bessere?“ Der Erbe des Klagenfels wischte seine Hände an dem völlig zerfetzten Wappenrock der bewusstlosen Knappin ab, deren schlimmste Wunden jetzt immerhin schon mal halbwegs fachmännisch verbunden waren.

„Ich hätt eine“, erwiderte Firnfie mit Grabesstimme, ohne die Antwort Wolfherz’ abzuwarten. „Wir bleiben zusammen. Kehren gemeinsam nach Bërcweiler zurück und überlegen uns da, wie wir weiter vorgehen. Das ist auf jeden Fall sicherer als dein grandioser Plan.“

„Dafür haben wir keine Zeit“, Widderich erhob sich und deutete auf die schwer verwundete Weißensteinerin. „Wir brauchen den Heiler und jemand muss nach weiteren Überlebenden suchen. Du weißt so gut wie ich, was für ein Zug das war.“

Eine gute Weile hingen seine Worte unheilvoll in der Luft. Sogar das Vehn stellte sein Gluckern ein und ließ den hohlen Nachklang in ihren Köpfen dröhnen. Ja, sie alle wussten um den kostbaren Reisenden, den die Lhandroval hatte schützen sollen. Und sie ahnten, was kommen würde, wenn er hier auf ihrem Land gestorben sein sollte.

„Wen scherts?“, brummte Wolfherz missvergnügt. „Baron hat schließlich auch kein Problem mit, unsre Leute sterben zu lassn.“

Widderich ging auf darauf nicht ein, sondern bedeutete Firnfee, in den Sattel zu steigen. Sie kam seiner Aufforderung nach, da sie in ihrem tiefsten Inneren wusste, dass ihnen wirklich keine andere Wahl blieb. Jemand musste die halbtote Knappin nach Bércweiler bringen, jemand musste dafür sorgen, dass Wíswartari sich ihrer annahm, und irgendjemand musste sich auf die Suche nach dem Baronet begeben. blieb nur zu hoffen, dass keiner von ihnen den Weg der Goblins kreuzen würde.

„Also schön“, meinte sie leise, während sie dabei zusah, wie sich Widderich den reglosen Körper der Weißensteinerin auf die Arme lud. „Gefallen tut mir das trotzdem nicht. Es wäre keinem von uns geholfen wäre, wenn du auf deiner Suche nach dem vermutlich toten Baronet ebenfalls erschlagen wirst. Das wollt ich nur noch mal gesagt haben.“ Besorgt blickte sie in das Gesicht ihres Bruders, der über ihre Worte hinwegging als seien sie niemals gesprochen worden.

Unterdessen schwang sich auch Wolfherz auf den Rücken seines Pferdes und schnaubte leise. „Wenneiner vonnuns draufgeht, iswoll klar, wer da die Verantwortung für trägt, ne? Wíswartari, pffft! Als wenner alte Bock nich seit Mondn spurlos verschwunn wär.“

Widderich half Firnfee dabei, die versehrte Fuchshagerin sicher vor sich im Sattel zu platzieren und ging dann ebenfalls zu seinem Ross hinüber.

„Passt auf euch auf“, meinte er leise. „Dann wird schon nichts passieren. Ahnen mit euch.“

Wenige Augenblicke später war die kleine Lichtung, auf der Odila von Weißenstein gelegen hatte, leer. Die Hufabdrücke der rauheneckschen Pferde füllten sich rasch mit braunem Moorwasser und allein eine Blutlache, die von den fetten Gräsern und Moosen des Vehn gierig aufgesaugt wurde, erinnerte überhaupt noch daran, dass dieser Ort jemals von menschlichen Augen geschaut worden war.

Gefallene ... Feinde?

Egisgrimoltsvehn, Baronie Rotenforst, Anfang Efferd 1033 BF

Tod. Nichts als Tod, Verderben und Verfall. Auf dem Bohlenweg türmten sich die Leichen von Mensch und Goblin teils in kleinen Stapeln auf. Mit dem Fuß drehte er einen der erschlagenen Waffenknechte auf den Rücken und starrte gedankenverloren in die gebrochenen Augen des Mannes. Sein Gesicht war zu einer Maske aus Schmerz und Furcht verzerrt, selbst jetzt noch. Die Angreifer hatten keine Gnade gekannt, allem Anschein nach wie von Sinnen auf den Körpern mancher ihrer Gegner herumgeprügelt und sie bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Der Anblick war grausam. Gesplitterte Knochen, zerfetzte Wämser, geronnenes Blut und Schlamm – Morast, überall. Dazu der Gestank der Verwesung und das unablässige Krächzen gieriger Rabenvögel. Dies war kein guter Ort. Keiner, an dem irgendjemand Frieden finden konnte. Auch nicht er selbst. Nicht einmal für einen Moment.

Widderich ließ den Blick suchend über das Schlachtfeld gleiten. Es gab keine Überlebenden und das Vehn hatte längst mit seinem Werk begonnen. Wenn sich nicht bald jemand der Toten annahm, würde nichts bleiben, das man bei einer anständigen Bestattung verbrennen oder begraben konnte. Ihre Seelen würden vom Vehn verschlungen werden, wie schon so viele andere zuvor. Der Rauheneck hielt inne, fuhr sich übers Gesicht und wagte dann endlich, zu dem großen Schemen hinüber zu sehen, der am Rande des Bohlenwegs auftrug. Ein Streitross hatte dort sein Ende gefunden, der schwere Leib war über das Holz gerutscht und bereits zu einem guten Teil im Moor versunken. Er kannte das Pferd, wusste wer es ritt, und scheute sich, hinüber zu gehen, um seine Vermutung bestätigt zu finden.

Am Ende aber würde ihm ohnehin nichts anderes übrigbleiben, also warum noch länger zögern? Was brachte es schon, die Sache vor sich her zu schieben? Nach einem letzten Blick auf die Leiber der toten Knechte und Goblins setzte sich Widderich schicksalsergeben in Bewegung. Ein paar Krähen stiegen vom Kadaver des Pferdes auf und beschwerten sich lauthals über die Störung ihres Festmahls. Dann stand er auch schon über dem Körper des toten Rosses und über dem der ebenso toten Reiterin – durch etliche Speerstiche und Keulenhiebe grausig entstellt.

Es gab nichts, was er für die Lhandroval tun konnte, denn sie lag halb unter ihrem schweren Wallach begraben. Er hätte versuchen können, die Leiche freizubekommen, dabei aber die Gefahr in Kauf nehmen müssen, dass sie zusammen mit ihrem toten Ross versank. Stattdessen ging er neben ihr in die Hocke und blickte eine Weile schweigend auf den geschundenen Leib. Allein dem Schutz des Helms war es zu verdanken, dass die Krähen das Antlitz der Toten noch nicht zerfetzt hatten. Und dabei sollte es bleiben. Mitleidlos trennte Widderich einen in der Nähe liegenden Knecht von seinem Umhang und setzte dessen Körper somit gänzlich den Schnäbeln der Totenvögel aus. Er trug das durchnässte Stück zu der geschlagenen Rittfrau hinüber und wollte es schon über ihre Leiche breiten, als er sich noch einmal besann.

Mit nachdenklicher Miene hielt er inne und zückte dann den Dolch. Eine rasche Bewegung und Blut quoll aus einer Wunde in seiner Herzhand. Abwesend beobachtete er, wie ein paar Tropfen davon zu Boden fielen und suchte vergeblich nach Worten. Viele der Seinen hatte er bereits auf

diese Weise verabschiedet, niemals aber einen von denen – von den *anderen*. Vermutlich hätte die alte Vettel es ihm nicht gedankt, aber es gehörte sich nun mal so. Gefallenen Feinden, die stets ehrenhaft gefochten hatten, erwies man Respekt. Man gab ihnen ein paar Worte mit auf den Weg, genau wie gefallen Freunden. Es war Aufgabe der Lebenden, den Seelen der Toten in den Ohren der Vorväter Gehör zu verschaffen, für sie zu sprechen und ihr Wirken noch einmal ins rechte Licht zu rücken.

„Wird dir nicht gefallen, Salgard“, brummte der Rauheneck, als er erneut in die Hocke ging, „Aber wenn das Vehn dich holt, bevor du nach deinem Ritus bestattet wirst, kennen meine Ahnen wenigstens deinen Namen.“ Während sein Blut die Rüstung der Lhandroval auf Höhe des Herzens netzte, hob Widderich den Kopf und fuhr ein wenig lauter fort: „Salgard Lindir von Lhandroval, ihr Alten!“ Der Ritter hielt kurz inne, lauschte dem Hall seiner Worte und überlegte, wie er jetzt weitermachen sollte – denn die rituellen Worte wollten ihm nicht über die Lippen kommen. Schließlich fuhr er fast trotzig fort. „Merkt auf, denn hier kommt eine gute Feindin, empfängt sie mit offenen Armen, sie hat stets aufrecht gefochten. Hier kommt eine gute Freundin, empfängt sie mit offenen Herzen, denn sie hat aufrecht geliebt. Eine gute Ahnin, denn sie ist aufrecht in den Tod gegangen – empfängt sie mit offenem Geist.“

Während er sprach, ließ Widderich etwas von seinem Blut auf den Schwertarm der alten Feindin tropfen und malte schließlich das Zeichen für einen leichten Übergang auf ihre Stirn. Danach schloss er das Visier mit einer raschen Geste wieder, warf den Umhang über den Leib der Lhandroval und erhob sich. Er hoffte, dass der Loden ausreichen würde, um die Schnäbel der Krähen weiter von ihr fernzuhalten. Mehr konnte er nicht tun.

Blieb ihm nur noch, Näheres über den Verbleib des Baronets herauszufinden. Dass der Junge als einziger Praiosinger ins Moor gefallen war, konnte er sich kaum vorstellen und ging das Schlachtfeld daher auf der Suche nach Spuren ab. Es gab viele davon. Zu viele, als dass er daraus irgend hätte schlaue werden können. Einer seiner Brüder vielleicht, aber nicht er. Ein gutes halbes Wassermaß zog Widderich in Kreisen über den Schauplatz des Gefechts, beugte sich hier mal nieder, ging dort in die Hocke und besah sich an anderer Stelle abgebrochene Zweige im Gebüsch. Die Spuren von etlichen Goblins ließen sich hier ausmachen. Mit der Frage, wo die Biester auf einmal hergekommen waren, wollte er sich jetzt nicht auseinandersetzen. Das hätte zu viel Zeit gekostet. Ärgerlich nur, dass sie offenbar in verschiedene Richtungen geflohen waren. Das erschwerte die Verfolgung ungemein.

Widderich seufzte und pfiiff sein Pferd zu sich. Er würde eine Entscheidung fällen müssen – und zwar schnell. Lange Grübeleien half niemandem. Da die Leiche des Baronets nicht hier war, bestand immerhin die vage Hoffnung, dass er noch lebte. Noch einmal starrte Widderich auf die vielen Spuren, zog unwillig die Brauen zusammen und stieß einen zornigen Fluch aus. Welche Richtung nur? Welche Richtung?

Die Frau im Vehn

Egisgrimoltsvehn, Baronie Rotenforst, Mitte Efferd 1033 BF

In Bruchwäldern war grundsätzlich schon nicht gut Reisen und der Regen machte es nicht besser. Es fesselte so vor sich hin. Schon seit Sonnenaufgang und leider ohne Unterlass. Trotz ihres teuren Umhangs hatte Satijana mittlerweile das Gefühl, bis auf die Knochen durchnässt zu sein. Da es hier drin noch kälter war als draußen: ein ziemlich unangenehmes Gefühl. Missmutig ließ sie ihr Pferd hinter denen der anderen her zuckeln. Hinter Pjerows Streitross, dem Pferdchen seiner Magd Janne. Hinter den Zossen dieses merkwürdigen Trutzer Ritters und seines stillen Waffenknechts. Die beiden Letzteren hatten sie ein gutes Stück weiter im Westen aufgegabelt und reisten seither gemeinsam mit ihnen. Für ihren Geschmack war der Ritter, der sich als Anshag Böcklin vorgestellt hatte, etwas sonderbar. Aber er verstand sich gut mit Pjerow und war ihr damit auch willkommen.

Das schlechte Wetter und die unheimliche Stimmung im Vehn versiegelten jedoch selbst die Lippen der beiden Krieger, die sich sonst immer sehr viel zu erzählen hatten. So ritten sie in absoluter Stille. Nur das Plätschern des Regens war zu hören – und das Rauschen der kleinen Sturzbäche, die er gebar. Sie bahnten sich ihren Weg zwischen Gräsern und Moosen, Büschen, Sträuchern und krüppeligen Bäumen, um schließlich in irgendwelche tückischen Sumpflöcher zu münden. Sehr heimelig! Na, und dann war da natürlich noch der Hufschlag ihrer Pferde, der seltsam deplatziert klang. Fast störend. Wohl zum hundertsten Mal an diesem Tag warf Satijana einen sichernden Blick in die Runde. Im letzten Dorf auf dem Weg hierher waren sie gewarnt worden. Neben allerlei Geistern gab es im Vehn angeblich auch Räuber – und von denen wollte sie auf keinen Fall überrascht werden. Daher konnte sie sich nicht entspannen und ihren Gedanken nachhängen, was eigentlich der Plan für den Tag gewesen war ...

Sie wusste nämlich nicht recht, was sie von ihrer eigenen Stimmung halten sollten. Nach Monden in der Fremde und mit keinem vertrauten Gesicht als dem von Pjerow um sich, hatte sie eigentlich erwartet, dass sie von Vorfreude ergriffen werden würde, sobald es auf den Heimweg ging. Nicht zuletzt, weil Weiden in vielerlei Hinsicht enttäuschend für sie gewesen war. Sicher, es hatte sich gelohnt, die Städte Trallop und Baliho kennenzulernen. Mit Abstrichen auch Salthel und Menzheim. Allein, das Kennenlernen war meist schnell erledigt. Zwei Tage, höchstens drei, und sie hatte alles gesehen, was die Weidener „Metropolen“ bieten konnten. Jedenfalls einem verwöhnten Stadtgewächs wie ihr, das mit den schier unendlichen Möglichkeiten Festums groß geworden war und diese niemals missen wollte ...

Hatte sie jedenfalls gedacht. Das mit dem Missen. Bis vor wenigen Tagen. Nun bemerkte sie jedoch, dass sich die Vorfreude nicht einstellen wollte, mit der sie fest gerechnet hatte. Die Freude darauf, endlich wieder in ihrem eigenen Haus zu wohnen und im gewohnten Bett zu schlafen. Ihre Haushälterin und deren Familie wiederzusehen. Die Freunde und Bekannten, die sie in Festum hatte. Darauf, dass dort im Bornland wieder Feste nach ihrem Geschmack gefeiert werden würden. Mit Unterhaltung, die sie anregte und nicht verstörte, wie diese merkwürdigen weidenschen Stampftänze. Und Menschen, die nicht nur über das Kämpfen und Sterben, Orks, Goblins, unheimliche Wälder und ihren verstorbenen Herzog sprachen.

Die Weidener waren ein einfacher und ehrlicher Menschenschlag, aber irgendwie nicht ganz ihre Kragenweite. Sie waren ... nun ja ... simpel gestrickt eben und zu wenig an alledem interessiert, womit sie ihr Leben gern gestaltete. Auch deshalb konnte sie nicht begreifen, warum ihr Herz im Anbetracht des Abschieds nicht sang und tanzte – oder vielmehr: im Anbetracht der baldigen Heimkehr. Sie wäre dem gern auf den Grund gegangen, aber ...

Just in dem Moment, in dem ihre Gedanken diesen kritischen Punkt erreichten, glaubte sie, aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrzunehmen. Als wolle das Vehn sagen: Ja, genau! Hampel da nicht rum, sondern konzentrier dich auf mich, sonst wird es dir schlecht ergehen! Satijanas Kopf ruckte herum, während ihre Hände sich fester um die Zügel krallten. Noch einmal ließ sie den Blick wandern, konnte aber nichts sehen. War da wirklich etwas gewesen? Außer Nebel? Oder waren ihre Nerven einfach nur so angespannt, dass sie ihr Streiche spielten? Das hier war ein Bruchwald. Nichts als ein Moorlandschaft, wie es in ihrer Heimat etliche gab. Kein Grund zur Sorge! Sie wollte sich gerade wieder abwenden, als sie rechts des Weges ein leises Rascheln zu hören glaubte. In einem ... na, Gebüsch!

Satijana hielt ihren Wallach an und starrte in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Sie konnte aber wieder nichts entdecken und jetzt auch nichts mehr hören. Stille, wie kurz zuvor. Nur Regen und kleine Bäche. Also gab sie Flocke die Sporen, um zu den anderen aufzuschließen. Es war sicher nicht gut, an diesem Ort den Anschluss zu verlieren. Ihre Begleiter waren kaum erreicht, als sie abermals ein Rascheln hörte und endlich die Geduld verlor.

„Wartet mal! Hört ihr das auch?“

Die anderen parierten ihre Pferde und warfen ihr irritierte Blicke zu. Offenbar nicht.

Anshag Böcklin sah Satijana fragend an. Die Frau war irgendwie komisch, zu dem Schluss hatte er in den letzten Tagen gefunden. Es war nicht das erste Mal, dass sie nervös wirkte – von der Wildnis um sich herum völlig überfordert und ganz so, als würde sie am liebsten lauthals schreiend hinter den dicken Mauern irgendeiner Stadt verschwinden. Eine spöttische Bemerkung darüber konnte er sich gerade noch so verkneifen, ein schiefes Lächeln allerdings beim besten Willen nicht.

„Was für Geräusche meinst du denn? Ich höre nichts“, meinte Pjerow derweil. Er hatte sein Pferd gewendet und neben dem von Anshag zum Stehen gebracht.

„Knacken, Knistern, Rascheln. Irgendwas folgt uns doch.“

„Ich habe nichts gehört. Du etwa, Anshag?“

Anshag wandte sich seinem neuen Freund zu und schüttelte den Kopf: „Nichts.“

Als sein Blick auf die Magd Janne fiel, die hohlwangig und mit riesigen Augen ins Nichts starrte, wurde das Lächeln des Weideners zu einem Grinsen. Es schien, als würde die merkwürdige Stimmung seinen weiblichen Begleitern weit mehr ausmachen als Pjerow oder ihm. Abermals lag

ihm ein spitzer Kommentar auf der Zunge, doch als er sich Satijana wieder zuwandte erstarb das Lächeln auf seinen Lippen mit einem Schlag.

In einem Busch hinter der Bornischen bewegte sich etwas. Ein Schemen wuchs aus dem Geäst eines Strauchs hervor – schwankend, knisternd und schlohweiß. Da war tatsächlich etwas im Moor und wie es schien hatte er es als Erster erblickt. Nur leider konnte er nicht auf Anhieb erkennen, worum es sich handelte. Seine Erfahrungen mit Überfällen sagten ihm allerdings: Wenn ein Angriff folgen würde, dann von mehreren Personen. Mit einer herrischen Geste, die an seinen Knecht Gunthar gerichtet war, bereitete er diesen auf einen Angriff vor. Die beiden waren, was das anging, gut eingespielt und Gunthar verstand augenblicklich. So schnell er es vermochte, kramte er seinen Bogen aus der Tasche und fing an ihn zu bespannen.

Anshag unterdessen zog langsam sein Schwert und zischte Pjerow zu: „Da vorn im Gebüsch ist wirklich jemand. Wenn es ein Überfall ist, wird es nicht der einzige Gegner sein ...“

Pjerow kannte Moore. Seine Familie lebte im Schatten der Totensümpfe, sie hatte dort eine uralte Gruft, die er von klein auf besucht hatte – mindestens einmal im Jahr und immer im Boron, zum denkbar unheimlichsten Zeitpunkt. Er kannte also auch den Drang dieser Orte, sich zu produzieren. Üblicherweise ließ sich der junge Ritter nicht davon beeindrucken. Doch dieses Moor, er mochte es nicht. Es war viel zu klein für die unheimliche Aura, die es ausatmete. Man brauchte kaum ein paar Wassermaß hindurch und es schien ihm, die Kürze der Strecke wäre so unangenehm, weil das Moor gerade deswegen alles in die Waagschale warf, was es an Bosheit, Niedertracht und Schrecken in sich fand: um auch ja einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen, bei dem seine geringe Größe keine Rolle spielte.

Dass endlich etwas geschah, war beinahe eine Erlösung, denn er hatte es längst erwartet. Im Gegensatz zu seinem neuen Freund, beließ er den Reitersäbel aber in der Scheide, legte nur die Hand auf den Griff. Seiner Erfahrung nach konnte nur wenig von dem, was sich aus einem solchen Sumpf bemühte, mit der Klinge bekämpft werden. Stattdessen berührte er flüchtig die Rückseite des schweren silbernen Rings, den er an der Schwerthand über dem Handschuh trug. Ein uraltes Stück, stets der Rondra geweiht und in seinen Augen der nun angemessene Beistand.

„Wenn es denn einer ist, den du mit der Klinge bekämpfen kannst“, raunte der Sewerische zurück. Dennoch schloss er zu Anshag auf und sah sich wachsam um.

Wie von der Maraske gebissen fuhr Satijana herum, als ihr bewusst wurde, dass die anderen auf eine mögliche Gefahr in ihrem Rücken starrten. Ihr Pferd schnaubte entrüstet, als das eiserne Gebissstück der Trense scharf in seine Lippen biss – und verlieh seinem Protest dann Ausdruck, indem es sich halbherzig auf die Hinterbeine hob. Die Reiterin hielt es unterdessen wie ihr bornischer Freund: Sie zückte ihre Waffe nicht, sondern fasste das Wesen bloß ins Auge, auf das Anshag deutete. Doch kam sie nicht dazu, es genauer zu betrachten, denn es wirbelte gerade mit einem schrillen Schrei herum und schien sich zur Flucht wenden zu wollen.

Anshag hingegen hatte genug Zeit gehabt, um aus der Gestalt einigermaßen schlau zu werden. Was er zuerst noch für wabernden Nebel gehalten hatte, erwies sich als ein einst sicher rein weißes Kleidungsstück, das nun an vielen Stellen von roten, braunen und gelblichen Flecken

verunreinigt war. Dennoch tanzte es wie feine Spinnweben in einem Luftzug, den er auf seiner Haut nicht spüren konnte. Die Säfte des bräunlichen Moorwassers hatten ihr Werk vollbracht – an einem Fetzen, der ursprünglich ein feines Unterkleid gewesen sein musste. Es war eine Frau, die dort im Moor kauerte. Das Haar stand in wirren, dünnen Fusseln von ihrem Kopf ab und in den Augen spiegelte sich eine ungesunde Mischung aus Fieber und Wahn. In dem Moment, als er sein Schwert zückte, gesellte sich nackte Angst hinzu. Ein ängstlicher Schrei entrang sich ihrer Kehle und die Frau warf sich herum.

Von Anshag war zunächst nur ein „Scheiße“ zu hören. Mit lauter Stimme rief er der Frau dann hinterher: „Bleib stehen! Wir sind die Guten und werden dir kein Leid zufügen!“ Schnell steckte er das Schwert wieder ein und in seinem Kopf jagten die Gedanken hin und her, ob er der Frau ins Moor folgen sollte oder nicht. Es könnte ja auch eine Falle sein und er hatte wenig Lust, in eine solche zu laufen, geschweige denn mitsamt seiner Ausrüstung und seinem Pferd in einem Sumpfloch zu versinken.

Pjerow schien diese Aussicht nicht zu schrecken. Er nahm die Hand vom Säbel und sprang flink vom Rücken seines Pferdes. Er blieb kurz am Wegrand stehen und studierte das Moor vor sich. Ehe er einen Fuß hineinsetzte, legte er sich eine Route zurecht, auf der er der Flüchtenden seiner Einschätzung nach einigermaßen sicher folgen konnte. Kaum hatte er sie vor seinem geistigen Auge, eilte er los und holte rasch auf. Doch nicht etwa, weil er schneller lief als die Frau. Im Gegenteil: Sie stürmte ohne Rücksicht auf Verluste voran, während er sich hin und wieder vorsichtig des Untergrunds versicherte, was ihn langsamer machte. Allerdings kam die Fremde bei Weitem nicht so gut voran, wie sie sich das wohl gewünscht hätte, denn immer wieder wurde sie von besonders sumpfigen Stellen aufgehalten, in denen ihre Füße kurz stecken blieben, ehe sie wieder frei bekam. Nichtsdestoweniger hastete sie blindlings weiter.

Und dann passierte es: Mit einem lauten Platschen stürzte die Frau in ein tiefes Sumpfloch – das Gesicht voran, die Arme wild rudern, einen spitzen Schrei auf den Lippen. Sofort sank sie tiefer ein. Pjerow konnte sehen, dass sie verzweifelt versuchte, sich wieder aufzurichten, um ihre Flucht fortzusetzen. Doch der unnachgiebige Sog des schweren Bodens gab ihre Arme nicht wieder frei und die klagenden Laute, die sich im Kampf ums Überleben ihrer Kehle entrangten, hatten nicht mehr allzu viel Menschliches an sich.

„Heja, Weib, beruhige dich“, versuchte Pjerow ihr Geheul zu übertönen. Derweil sah er sich schon um, ob es in Reichweite der Frau festen Grund gab, auf dem er sich positionieren konnte, um sie zu packen. Oder auch einen Ast, den er ihr anreichen konnte. Wiewohl er daran zweifelte, dass sie so viel Energie würde aufbringen können, sich selbst daran herauszuziehen. „Ein Seil, Anshag, bring ein Seil her.“ Vorsichtig trat er einen Schritt vor und packte zunächst den weißen Stoff des Gewandes und dann die Schulter der Frau. Kräftig zog er, um den Kopf aus dem Morast zu bekommen. „Beeil dich!“

Anshag schaute sich immer noch skeptisch um. Als ihn die Aufforderung des Bornischen erreichte, erwachte er jedoch aus seiner Untätigkeit. „Orkendreck!“, stieß er hervor. Kurz kommandierte er seinen Waffenknecht: „Du behältst die Umgebung im Auge!“ Dann griff er an seinen Sattel und nahm ein abgegriffenes Seil herunter. Anshag stieg ab, machte ein paar Schritte ins Moor hinein, bis er in Reichweite war und warf dann Pjerow das Seil dann zu. Das andere

Ende behielt er selbst in den Händen, stellte allerdings fest, dass das Seil zu kurz war, um es an eines der Pferde zu binden. Deshalb fing er nun ebenfalls an, nach einem sicheren Stand zu suchen und hatte damit recht bald Erfolg.

Pjerow war gezwungen, die noch immer in Panik um sich schlagende Frau loszulassen, damit er nach dem Seil greifen konnte. Immerhin hatte er es zuvor schon mit viel Mühe geschafft, sie auf die Seite zu drehen, sodass sie wieder atmen konnte. Allerdings wurde es dadurch auch gleich wieder ein bisschen lauter. Sie begann augenblicklich zu brabbeln, zu fiepen und zu schreien. Davon ließ der Bornische sich aber nicht aus dem Takt bringen, sondern nahm das Seil und begab sich an eine sichere Stelle. Nun musste er das schreiende Bündel Elend nur noch irgendwie dazu zu bringen, dass es zugriff – und kräftig ziehen. Denn mittlerweile war sie ein gutes Stück in bräunlichem Moorwasser versunken.

Es dauerte eine Weile, bis die Frau begriff, was er von ihr wollte – und kostete ihn einiges an Nerven. Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, dass der Lärm auch seine Begleiter nervös machte. Sollte es hier drin wirklich irgendjemanden ... oder irgendetwas geben, das ihnen übel gesonnen war, dann wusste es jetzt, wo es suchen musste. Nach der unheimlichen Stille zu Beginn war das nicht enden wollende Zetern regelrecht ohrenbetäubend. Als die Frau endlich zugriff, wartete Pjerow keinen Augenblick, sondern begann sofort zu ziehen.

„Zieh!“, brüllte er auch Anshag zu – und gemeinsam gelang es den Männern, die Fremde aus dem Moor zu holen. Allerdings ließ der Sog der Erde so plötzlich nach, dass sowohl Anshag als auch Pjerow ins Straucheln gerieten. Und unweit von Pjerow fiel die Frau im Unterkleid sogar gleich wieder ganz zu Boden. Völlig entkräftet sank sie in sich zusammen und blieb schwer atmend im Matsch liegen. Endlich still, dafür aber gewaltig zitternd. Hätte sie noch genug Kraft gehabt, wäre sie vermutlich gleich wieder aufgesprungen, um ihre Flucht fortzusetzen.

Anshag ließ Pjerow nur wenig Zeit, um sich zu erholen. Er rappelte sich auf und befreite sich ein wenig von Dreck, während er ins Moor spähte und nicht viel Bewegung bei Pjerow und der Frau erkennen konnte. „Ey ... ! Was denn da los, nu steh mal auf und komm mit der Verrückten her, bevor ihr gleich wieder einsinkt.“

Pjerow grummelte missgelaunt und blickte angewidert auf seine nun dreckbesudelten Stiefel und Beinkleider. Dann presste er einen sewerischen Fluch zwischen seinen Zähnen hindurch und gestikulierte in Anshags Richtung, er möge sich gedulden. Langsam erhob er sich und watete zu der Frau hinüber. Ihr Anblick dauerte ihn sehr, also sank er erneut auf ein Knie und beugte sich vorsichtig über sie.

„Den Göttern zum Gruße, gute Frau“, sagte Pjerow. „Ihr müsst keine Furcht haben, wir sind aufrechte Ritter, die die Zwölfe ehren. Lasst mich Euch helfen, ehe das Moor Euch erneut zu sich nimmt!“ Sacht berührte er die bebende Schulter. „Ich helfe Euch, aufzustehen“, schob er nach und griff nun etwas beherzter zu, zog das Weib empor, drückte es an seine Brust und wartete erst einmal ab, wie es dies aufnehmen würde.

Die Berührung der Frau war zugleich heiß und kalt. Ihr Körper brannte förmlich im Fieber, während ihr in Fetzen hängendes Untergewand von eiskaltem Moorwasser durchtränkt war. Es

dauerte eine Weile, bis sie begriff, dass jemand ihr aufgeholfen hatte und sie umklammert hielt, doch dann reagierte sie prompt – mit heftiger Gegenwehr, die Pjerow allerdings kaum in Verlegenheit brachte. Er war sich sicher, dass sie seine Worte nicht wahrgenommen hatte, denn jetzt hämmerte sie mit beiden Fäusten wie wild auf seine Brust ein und versuchte, sich seinem Griff zu entwinden, während nackte Angst in ihren Augen stand.

„Lass mich los, Unhold!“, schrie sie mit allem, was ihre Stimme noch hergab. „Die Hände sollen dir abfaulen, wenn du es wagst mich unsittlich zu berühren! Wenn du versuchst mich zu töten Fort mit dir, elender Verräter ... Heckenreiter, nichtswürdiger ... götterverlassener ... ! Mein Vetter wird euch in die Höllen jagen, wenn er erfährt, was ihr getan habt. Jeden einzelnen von euch. Zu weit, dieses Mal. Zu weit ... ! Tod und Verderben eurem Haus ... Krähenpack!“

Pjerow wurde von der jäh aufbrandenden Wut überrascht. Einige Herzschläge trommelte die Frau daher ungewehrt auf seine gepanzerte Brust, derweil er belämmert dreinblickte. Schließlich fing er erst die eine, dann die andere Hand des Weibs und hielt sie mit seinen umklammert.

„Schschsch“ zischelte er beruhigend und bemühte sich, ihr ins Gesicht zu sehen. „Ich bin kein Unhold, Frau, ich will dir kein Übel. Beruhige dich, damit du uns erzählen kannst, was dir widerfahren ist. Wir sind aufrechte Ritter. Ausgezogen, um jedes Unrecht zu sühnen, das an Unschuldigen begangen wurde. Doch zuerst“, er hob seine Stimme, „beruhige dich!“

„LÜGNER!“, die Stimme der Frau war mit einem Mal wieder so schrill, dass sie in den Ohren schmerzte. Erneut versuchte sie, sich aus Pjerows Griff zu entwinden, versuchte sogar, ihm gegen das Schienbein zu treten und zappelte und zuckte wie eine Besessene herum. Irgendwann aber war sie mit den Kräften am Ende und hielt keuchend inne. Der Blick aus schwimmenden, hellen Augen glitt suchend über das Gesicht des Ritters und ihre Verzweiflung schien einen Hauch von Hoffnung zu gebären. „Du lügst doch“, kam es atemlos. „Bist einer von denen. Willst mich in Sicherheit wiegen. Und dann ... dann tust du mir Unrecht. Tust mir Unrecht, wie ihr immer nur Unrecht tut. Seit Jahrhunderten nichts als Unrecht ... bist doch einer von ... ihnen! Lass mich. Lass mich gehen – oder du bist des Todes, Teufel!“

Der Sewerische schüttelte energisch den Kopf. „Ich bin Pjerow Iber von Elkiauen-Drauhag, ein Ritter aus Sewerien. Mein Ruf ist untadelig, meine Ehre unbefleckt. Ich reite mit dem Segen meiner hochwürdigen Tante, Alinja Leuenklinge von Norburg, der Schwertschwester von Baliho. Ich bin nur auf der Durchreise, auf dem Heimweg nach Sewerien. Mit wem immer Ihr Handel habt, meine Dame, ich gehöre weder dazu noch kenne ich das Gelichter, vor dem Ihr Euch fürchtet. Ich bin hier, um Euch Hilfe angedeihen zu lassen.“ Nun nickte der Ritter und versuchte den unsteten Blick der Frau einzufangen. „Seid ruhig und unbesorgt, wir werden Euch beschützen und wenn Ihr es wünscht, geleiten wir Euch ... zu ... Eurem ... ähm ... Vetter?“

„Leuenklinge ...“, die Fremde sprach nun wieder leiser, „... aus Baliho ... Schwertschwester ... Schwertschwester, ja ... aus Sewerien“ Ihr Blick zuckte über Pjerows Gesicht. „Hilfe? Ihr wollt mir helfen?“ Ein letztes Fünkchen Misstrauen glomm in ihren Augen, als sie zu Anshag und Satijana hinübersah. Glücklicherweise hielt Ersterer seine Waffe nicht mehr in der Hand und Zweitere hätte selbst bewaffnet noch völlig ungefährlich ausgesehen. „Wäre ein guter Leumund, Eure Tante, wenn sie hier wäre“, murmelte die Frau leise und verfiel dann in unverständliches

Gebrabbel, aus dem Pjerow nur einzelne Worte heraushören konnte. Hinterhalt, meinte er zu verstehen, Mistpack, Gerbold, Bürschchen, will mich täuschen, vertrauenswürdig, bringt mich heim, muss schlau sein und dergleichen mehr.

Am Ende des Gefasels fixierte die Frau zum ersten Mal etwas. Sie sah ihm direkt in die Augen und schniefte leise. „Ihr wollt mich beschützen? Gut, aber Ihr müsst wissen, dass wir in Lebensgefahr schweben, solange wir im Vehn sind. Es atmet den Geist der Verderbten. Also bringt mich hier raus, ja. Bringt mich zu meinem Vetter. Das ist gut!“

Anshag war immer unruhiger geworden, konnte er doch nicht richtig erkennen, was da bei Pjerow passierte. Dazu dann noch das Moor um ihn herum, wo er quasi jeden Augenblick mit einem Angriff rechnete. Schließlich konnte er nicht mehr an sich halten: „Ey, Pjerow, was denn nun da los? Bring die Frau her und lass uns aus diesem verdammten Moor verschwinden. Bevor uns noch alle der Bullemann oder der Ulewu holt!“

Der Sewerier winkte mit der freien Hand ab, derweil er versuchte, seine eigene Ungeduld zu unterdrücken. „Wir werden Euch zu Eurem Vetter bringen und hinaus aus dem Moor. Doch sagt mir, wer ist Euer Vetter und wo finden wir ihn?“

„Mein Vetter?“, die Frau warf ihrem Retter einen Blick zu, als sei er völlig verblödet. Dann schien sie sich mit einem Male ihres Zustands bewusst zu werden, starrte auf das in Fetzen hängende Untergewand und warf sich in Positur – wenn auch ein wenig hölzern und sichtlich nicht ganz bei sich. „Der Name meines Veters ist Erzelhardt von Graufenbein. Er ist der Herrscher über diese Lande und residiert auf Burg Praiosingen über Dorf Praiosingen. Hier in Rotenforst, natürlich ... aber das weiß er ja, das muss er wissen ...“, ihr Blick begann schon wieder zu schwimmen, „... in den südlichen Ausläufern der Roten Sichel. Den südlichsten östlichen. Wisst Ihr, wo das ist?“ Sie wirbelte einmal um ihre eigene Achse und hatte selbst offenbar nicht den blassesten Schimmer, wo sie gerade war.

Pjerow fing die Frau einmal mehr auf und nutzte die Gunst des Augenblicks. Da sie schon einmal in Bewegung war, dirigierte er sie mit wenigen, wohl bemessenen Handgriffen in Richtung des Knüppeldamms. „Da, wir wissen wo Praiosingen ist und wir werden Euch dorthin geleiten. Doch seid so freundlich und nennt uns jetzt Euren Namen, meine Dame.“ Zu Anshag gewandt gestikulierte er wild, deutete auf die Deckenrolle hinter seinem Sattel und zuppelte seinen eigenen Mantel vor, um dem Weidener möglichst eindeutig verständlich zu machen, dass er dem Weib eine Decke um die Schultern legen sollte.

Unterdessen schwankte die Fremde auf den Knüppeldamm zu, wobei sie Anshag nicht einen Moment lang aus den Augen ließ. Offenbar hatte sie ihm die Sache mit seinem Schwert noch immer nicht verziehen – oder sie fürchtete ihn einfach mehr als seine bornischen Begleiter. Auf jeden Fall aber traute sie ihm nicht über den Weg. Erst als er ihr den Rücken zuwandte, um die Decke von Pjerows Pferd zu lösen, antwortete sie auf die Frage des jungen Bornischen.

„Ich bin Heidelore von Graufenbein“, meinte sie heiser. „Die Base des Barons. Deshalb müsst Ihr mich zu ihm nach Praiosingen bringen. Deshalb und ...“ Sie fing schon wieder an zu nuscheln. Pjerow glaubte das Wort „Sache“ zu vernehmen, war sich aber nicht sicher. „... müssen

uns beeilen“, meinte Heidelore schließlich wieder etwas lauter, „... unbedingt schnell machen, dass wir zu Erzelhardt kommen. Also ... beeilt Euch! Ich nehme das Pferd von der Magd da drüben!“

„Ähm“, statuierte Pjerow und blickte hektisch zu Janne. Die schob das Kinn vor und hielt seinen Blick länger als es sich für eine Magd ziemte und das, obgleich sie vom Moor und der Situation insgesamt sichtbar eingeschüchtert war. „Meint Ihr wirklich?“ Der Ritter wandte sich wieder an Heidelore und musterte sie zweifelnd. „Ich dachte, Ihr reitet bei mir, denn ich habe nicht den Eindruck, als wärt Ihr ausreichend erholt, um selbst ein Ross zu lenken.“ Er deutete auf sein Norburger Riesen und lächelte. „Schneesturm ist stark und kann die zusätzliche Last ohne Schwierigkeiten tragen! Und Praiosingen ist ja nicht so weit entfernt.“

„Praiosingen ... ja ... wo bin ich hier eigentlich?“ Wieder drehte sich die Rotenforsterin um die eigene Achse und starrte dabei mit wirrem Blick in alle Himmelsrichtungen. Als Gunthar ihr eine Richtung wies und meinte „Da liegt die Burg Eures Vетters“, nickte sie entschieden und raffte die kläglichen Reste ihres Unterkleids. „Nicht reiten können, papperlapapp“, brummte sie. „Ich kann immer reiten. Sie da, runter vom Pferd!“ Die wackeligen Schritte in Richtung von Pjerows Magd strafte ihre Worte lügen. Einen Moment schien es fast, als würde ihr Bewusstsein ganz schwinden. Mit abwesendem Gesichtsausdruck hielt sie sich am Steigbügel von Anshags Pferd fest und begann wieder sinnlos herumzunuscheln.

Anshag wurde es nun langsam zu dumm mit der Frau. Er hatte sehr wohl den Blick bemerkt, den sie ihm zugeworfen und ebenso, dass noch keine Silbe der Dankbarkeit von ihr gekommen war. Ganz dem Motto „Nur aus Schmerz lernt man!“ sah er keinen Anreiz, die Verwandte des hiesigen Barons von ihrem Vorhaben abzuhalten. Er beruhigte sein Pferd, das durch das seltsame Verhalten dieses Menschen etwas nervös geworden war, und führte es dann mit Heidelore am Steigbügel zum Pferd, auf dem die Magd saß. „So, dann mal umsteigen. Du reitest bei mir mit“, wies er diese freundlich aber doch bestimmt an.

Pjerow beobachtete Anshags Manöver mit einiger Skepsis, schwang sich dann aber selbst in den Sattel. Er nutzte das Gerangel Heidelores, die unter der pflichtschuldigen Mithilfe seiner Magd mehr auf den Pferderücken gewuchtet wurde, als dass sie selbst aufstieg, und näherte sich erst Satijana, dann Anshag.

„Ich weiß nicht, mir ist nicht ganz wohl bei der Sache“, raunte er. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass das Weib allein unterwegs war, so aus der Fassung, wie sie ist. Vermutlich hatte sie eine Eskorte. Doch wo ist die? Sollen wir wirklich sofort kehrtmachen und nach Praiosingen reiten? Was, wenn es noch andere gibt, die unsere Hilfe brauchen?“

Anshag brauchte einen Moment für eine Antwort, da er erst der Magd auf sein Pferd hoch half. Sie musste vor ihm sitzen, da hinter ihm mangels eines Packpferds seine wenige Habe befestigt war. So dauerte es etwas, bis beide eine einigermaßen bequeme Position gefunden hatten. Anschließend meinte er: „Müssen wir denn kehrtmachen, um nach Praiosingen zu kommen? Ich dachte das, liegt hinter dem Moor und wir müssen nur abbiegen und den direkten Weg ins Bornland verlassen?“ Er wandte sich kurz um und warf einen prüfenden Blick auf Heidelore. „Ist auf jeden Fall besser, wir reiten sofort nach Praiosingen. Das Weib wird sich nicht lange allein im

Sattel halten und helfen lassen will sie sich ja nicht. Schätze mal, wenn wir uns nicht beeilen, müssen wir sie vom Boden aufklauben. Noch nach anderen suchen halte ich für keine gute Idee. Wir kennen den Sumpf nicht, wir wissen nicht, wo der Überfall war, das Weib kam ja direkt aus dem Dickicht und auf unserem bisherigen Weg haben wir keine Spuren gesehen.“

An Satijana gewandt fügte er noch an: „Was meinst du?“

„Hum ...“. Die Bornische ließ ihren Blick nachdenklich über die nähere Umgebung gleiten, wandte ihn dann zum Himmel, um den Stand des Praiosmals zu prüfen, und wog den Kopf. „Also ich weiß so viel: Praiosingen liegt nicht auf dem Weg. Der Ort, den du meinst, ist dieses Räubernest, vor dem uns die Leute gewarnt haben. Da will ich auf keinen Fall hin. Deshalb wäre es mir lieber, zum Baron zu gehen“, sie hielt inne und sah zu Heidelore hinüber, die bedenklich im Sattel schwankte. „Ich denke, wenn sie ein paarmal gestürzt ist, wird sie Vernunft annehmen. Danach könnten wir sogar ganz gut vorankommen. Es wird wahrscheinlich dennoch spät werden. Also sollten wir uns sputen.“

„Achso ...“, Anshag schien einen Moment angestrengt nachzudenken. „Denke auch mal, dass sie es spätestens dann gelernt hat, aber vielleicht überrascht sie uns ja auch und schafft es ohne einen Sturz. Wir erfahren es nur, wenn wir losreiten ...“

Satijana nickte, wandte sich dann aber noch einmal an Pjerow: „Du hast recht, sie ist sicher nicht allein unterwegs gewesen. Sieh sie dir nur an ... ein Häuflein Elend. Ohne Bedeckung wäre sie doch niemals ins Moor geschickt worden. Nur, ihrem Zustand nach zu urteilen, irrt sie nicht erst seit gestern hier rum. Für weitere Opfer eines Überfalls würde das bedeuten, dass sie ebenfalls seit Tagen auf sich selbst gestellt sind. Und wir kennen dieses Moor nicht. Wenn wir hier nach jemandem suchen, bringen wir uns in Gefahr – mit wenig Aussicht auf Erfolg. Besser, wir sagen dem Baron Bescheid, auf dass er mehr Leute schicken möge, die ortskundig sind und wissen, wo sie hin müssen. Das ist meine Meinung.“

Anshag nickte bestätigend: „Falls wir auf dem Weg nach Praiosingen Spuren sehen, können wir es uns ja noch mal überlegen. Machen wir es also so, es klingt vernünftig. Versuchen wir schnell zu reiten, dann können wir die Mannen des Barons vielleicht auf ihrer Suche begleiten. Oder eben gleich weiter reiten. Je nachdem.“

Satijana pflichtete ihm mit einem leisen Schnauben bei. „Karrascho, dann so. Auf gehts!“

Unter Krähen

Feste Klagenfels, Baronie Rotenforst, Mitte Efford 1033 BF

Der Geruch war das Erste, was Odila wahrnahm. Altes Holz, Staub, Blumen, frische Erde und ... Krankheit. Ihre eigene Krankheit, die sie seit Tagen unbarmherzig beutelte und dafür sorgte, dass sie mal hier und mal dort weilte: mal bewusstlos im Nichts, mal schlafend im Land der Träume – oder vielmehr Alpträume ... Fieberträume, wenn man es genau nahm –, mal halb wach in der Realität. Ohne je richtig in Letzterer anzukommen, wohlgemerkt. Denn der Brand, der sich durch ihren Körper fraß, ließ nur selten einen klaren Gedanken zu. Auch wenn sie nicht schlief, dämmerte sie letztlich bloß vor sich hin. In einem Zustand irgendwo zwischen Träumen und Wachen. Einem Zustand, in dem ihre Gedanken ganz eigene, verschlungene Wege gingen und in dem sie auch ihren Körper nicht unter Kontrolle hatte. Sie konnte ihren Armen und Beinen keine Befehle erteilen, schaffte es gerade so zu schlucken, wenn man sie fütterte. Nur der Geruchssinn funktionierte ... und das Gehör ... einigermaßen. Manchmal konnte sie auch ein bisschen was sehen. Bruchstückhaft. Verschwommen.

Der Geruch war die ganze Zeit der gleiche geblieben. Nur die Geräusche änderten sich. Mal hörte sie Stimmen von Menschen – Männern und Frauen –, die sich in ihrem Zimmer aufhielten oder irgendwo draußen im Freien herumbrüllten. Mal das Bellen von Hunden. Großen Hunden. Vielen Hunden. Überall. Einmal war ein Gewitter über sie hinweggefegt. Ein anderes Mal hatte sie einen Hahn krähen hören. Und manchmal war es auch einfach nur still. Totenstill. Sie hatte keine Ahnung wo sie war, aber nach einem Dorf klang es nicht.

Und jetzt? Jetzt hörte sie wieder einmal Stimmen. Wie aus weiter Ferne, obwohl sie genau wusste, dass sie eigentlich ganz nah waren. Eine Frau und einen Mann unterhielten sich. Odila hatte den Eindruck, dass es um sie ging ... dass es wichtig war. Sie versuchte zu verstehen, was gesprochen wurde, doch bisher war ihr kein Erfolg beschieden. Irgendwie entzogen sich ihr die Stimmen. Sie musste auf einen klareren Moment warten – falls es den Göttern gefiel, ihr einen solchen jetzt überhaupt zu gewähren. Oder auch einfach darauf, dass die Stimmen lauter wurden, was just in diesem Moment geschah.

„... verstehe das einfach nicht ... bloß so unvernünftig ... hirnrissig!“

„... nichts mit Unvernunft ... Anstand ...“

Bruchstücke, Wabern, Rauschen. Odila hielt die Luft an, um besser zu verstehen.

„... sie einfach verschwinden lassen. Das Ganze hier ist Wahnsinn. Wir handeln uns damit nur noch mehr Ärger ein.“

„Sie einfach verschwinden lassen? Das wäre Wahnsinn!“

„Wieso? Bisher weiß doch niemand, dass sie hier ist. Und in unserem Hinterhof gibt es genug tiefe Felsspalten. Niemand würde es je erfahren. Es ist jedenfalls besser, als sie gesund zu pflegen.“

Was wollt ihr denn mit ihr machen, wenn sie wieder wohlauf ist? Sie freilassen? So ein Unsinn. Das wird uns das Genick brechen!“

„Wie kommst du nur darauf?“

„Wie ich darauf komme? Ist das eine ernst gemeinte Frage? Ich wette mit dir, dass sie jetzt schon denken, wir hätten etwas mit der Sache zu tun.“

„Das Mädchen ist von goblinischen Waffen verletzt worden. Sie werden wohl kaum glauben, dass wir uns plötzlich mit dem Rotpelz verbündet haben!“

„Ach nein? Werden sie nicht?“, die Frau hatte eine schneidende Stimme, die sehr viel bestimmter klang als alles, was von dem Mann kam. Und das bereitete Odila Sorgen. „Ohmannohmann, ich glaub es ja wohl nicht. Wie naiv bist du eigentlich?“

„Ich nehme an, es war unvermeidbar, dass du irgendwann anfangen würdest, mich persönlich anzugreifen?!“

„Ausgerechnet jetzt, wo sich die Situation dermaßen verschärft hat? Im Vehn? Auf unserem Land? Nach dem kürzlichen Tod unseres Halbbruders durch Erzelhardts Leute? Und mit den Spuren unserer Geschwister überall am Ort des Geschehens? Ich könnte das beliebig fortführen. Also erzähl mir bitte nicht, du glaubst wirklich, dass der Verdacht nicht auf uns fallen wird.“

„Was hat das mit der Kleinen zu tun?“ Der Mann stand näher an Odilas Bett. Unmittelbar davor, soweit sie es einschätzen konnte.

„Knappin der Lhandroval. Hätte eigentlich tot sein müssen. Ist im Moor aufgesammelt worden. Von uns, die wir als Erste da waren. Wie unverdächtig. Müssen wir uns denn unbedingt zu noch leichteren Opfern machen?“

„Lieber möchtest du sie töten?“ Der Mann klang mit einem Mal noch zögerlicher.

„Ja. Wenn du mich lässt. Es ist das Beste für die Familie. Niemand wird je nachweisen können, dass wir etwas mit ihrem Verschwinden zu tun hatten.“

„Ich nehme an, du gehst davon aus, dass ihr Fehlen Widderich nicht auffallen wird, wenn er hierher zurückkehrt?“

„Wenn er überhaupt zurückkehrt und wir für seinen ach so ritterlichen Einsatz nicht den höchsten Preis zahlen. Dann haben wir das dumme Gör hier auf der Burg sitzen, während der Erbe des Klagenfels zu den Ahnen fährt. Was für ein grandioser Tausch!“

„Das beantwortet meine Frage nicht.“

„Widderich steht sich selbst im Weg – und damit uns allen! Keiner von euch hat die Eier, sich ihm zu widersetzen. Aber es ist notwendig, also lass mich machen. Ich beseitige das Problem,

solange er mich nicht daran hindern kann und übernehme die Verantwortung. Wir stellen ihn vor vollendete Tatsachen und ersparen uns damit viel Ärger. Es ist das Beste. Ich meine ... wie wollt ihr denn weitermachen? Wollt ihr sie persönlich nach Birken bringen, oder wie? Glaubst du, ihr kämt jemals wieder aus dem vermaledeiten Kaff raus?“

„Sie ist die Enkelin des Barons von Fuchshag. Darüber bist du dir schon im Klaren, ja? Wir können nicht einfach einen Spross der Weißensteiner verschwinden lassen, Schwanhildt, das ist undenkbar!“

„Ist es nicht. Wenn du mich lässt, zeig ich es dir. Hier und jetzt.“

Zu der schneidenden Stimme der Frau gesellte sich ein lautes Poltern und Odila meinte auch das Scharren von Stahl zu hören. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Kehle.

„Schluss jetzt!“

Das bedrohliche Zischen konnte die junge Fuchshagerin keinem der beiden Sprecher zuordnen, aber einer von ihnen trat an ihr Bett heran. Sie bemerkte, wie sein Schatten auf sie fiel und riss in panischer Angst die Augen auf. Über ihr ragte die Gestalt eines Menschen auf – erst unscharf, dann immer klarer. Sie blickte direkt in ein Paar großer Augen, dunkel ... goldgesprenkelt ... umgeben vom Gesicht eines gutaussehenden Mannes. Sie kannte dieses Gesicht, hatte den Kerl schon einmal gesehen. Im Thronsaal. Damals, als sie gemeinsam mit ihrer Schwertmutter auf der Burg der Rauhenecks zu Gast gewesen war.

„Hat sie etwa alles gehört?“

Die Stimme der Frau hallte schrill in Odilas Ohren und raubte ihr die Zuversicht wieder, die der Anblick von Eberions Antlitz gespendet hatte. Er war damals sehr nett zu ihr gewesen. Würde er heute zulassen, was seine Schwester von ihm verlangte?

„Es scheint so.“

Die Knappin spürte eine kühle Hand auf ihrer Stirn und fühlte sich gleich wieder etwas besser.

„Nein Neinneinnein! Das geht nicht. Mach Platz! Ich w...“

„Schluss jetzt!“ Odila zuckte erschrocken zusammen, als Eberion zum ersten Mal seit Beginn des Gespräches die Stimme hob. Sie spürte seine Hand nicht mehr auf ihrer glühend heißen Stirn, dafür aber, dass er sich einen Schritt von ihrer Bettstatt entfernte und auf seine Schwester stieß. „Das reicht. Verschwinde!“

„Aber ...“

„Nichts aber! Wenn du meinst, du müsstest das Mädchen abschlachten und im Nirgendwo verschwinden lassen, warte auf Widderichs Rückkehr und diskutier das mit ihm. Solange er mich

nicht dazu zwingt, werde ich nicht zulassen, dass du ihr auch nur ein Haar krümmst. Und jetzt raus hier. Geh!“

„Du ...!“

„Geh mir aus den Augen! Und geh vielleicht auch mal ein bisschen in dich. Stell dir die Frage, was dich eigentlich noch von einem gemeinen Wegelagerer unterscheidet, Hilde!“

Für einen Moment herrschte atemlose Stille im Raum. Man hätte eine Fee husten hören können. Dann klangen Stiefel auf Holz und schließlich wurde eine Tür mit einem ohrenbetäubenden Krachen zugeworfen. Odila seufzte tief – diesmal vor Erleichterung.

Kurz darauf spürte sie die Anwesenheit des Rauheneck wieder deutlicher. Ihre Wahrnehmung war zwar verschwommener als zuvor, doch konnte sie seine Stimme hören – wenn auch leider nicht verstehen, was er sagte. Das musste sie aber auch gar nicht. Denn als er sich über sie beugte und den Sitz ihrer Bandagen prüfte, normalisierte sich Odilas rasender Herzschlag auch so erstaunlich schnell und rechtschaffene Erschöpfung ergriff Besitz von ihren Gliedern. Es dauerte nicht lange, bis sie in tiefen Schlaf fiel. Traumlos und erholsam, zum ersten Mal seit einer gefühlten Ewigkeit.

Gäste mit schlimmer Kunde

Burg Praiosingen, Baronie Rotenforst, Mitte Efferd 1033 BF

Es war stockfinster, als sie Praiosingen erreichten. Die massiven Tore der Palisade waren bereits verriegelt und Pjerow war sicher, dass man sie trotz des eisigen Wetters nicht eingelassen hätte, wenn der Waffenknecht auf dem kleinen Wachturm nicht im letzten Moment die Base des Barons erkannt hätte. Die saß mittlerweile vor ihm im Sattel und schlief. Als der arme Wächter sie erblickte, wurde er leichenblass im Gesicht und fing an zu stammeln, wo er sich kurz zuvor noch wie der König der Welt aufgeführt hatte. Was mit den anderen sei, wollte er wissen, doch keiner konnte ihm die Frage beantworten. Sie wusste ja nicht einmal, wer diese „anderen“ überhaupt waren. Auf jeden Fall waren die Tore danach im Nullkommanichts geöffnet worden. Ein Bote war in Richtung Motte davon gestürmt, als gebe es kein Morgen, und der Schildwächter hatte die Tore kaum wieder hinter ihnen verriegelt, als er auch schon die Beine in die Hand nahm, um sie zum Baron zu bringen.

Am Fuß des Burghügels wartete ein schwankender Steg, der sich als schwieriges Hindernis für die Pferde herausstellte. Keines von ihnen war auf Anhieb bereit, die hölzernen Bohlen zu betreten. Jannes Tier blieb schließlich mitten auf der Brücke stehen und bewegte sich keinen Finger mehr. Mit schreckensweit aufgerissenen Augen starrte der Wallach zitternd geradeaus und schnaubte kläglich. Weder gutes Zureden noch die Sporen konnten ihn dazu bewegen, weiterzugehen. Schließlich stiegen sie alle von ihren Pferden und setzten den Weg zur Motte zu Fuß fort. Pjerow und Anshag versuchten, sich trotz der Finsternis ein Bild von der Wehrhaftigkeit des Gemäuers zu machen, konnten aber beim besten Willen nichts erkennen. Um etwas Besonderes schien es sich bei „Burg“ Praiosingen allerdings nicht zu handeln.

Sie hatten den Innenhof kaum erreicht, als auch schon ein dürres Männlein mit Halbglatze zielstrebig auf die beiden Ritter zu eilte. Mit einem hastigen Gruß und noch hastigerer Geste hieß er die Gäste des Graufenbeiners willkommen und geleitete sie dann in das große Wohnhaus. Dort hasteten sie alle miteinander – Pjerow mit Heidelore im Schlepptau – über die kargen, kalten Gänge der Motte und fanden sich schließlich in einem beinahe ebenso kargen und kalten Thronsaal wieder.

Der Baron und seine Gemahlin waren offenbar auch gerade erst angekommen. Sie hatten sich in aller Eile ein paar Klamotten übergeworfen, wobei die Frau noch deutlich ordentlicher und adretter wirkte als ihr Mann. Beide starrten sie ihre Gäste aus großen Augen an, was nicht gerade dazu führte, dass die sich besser fühlten. Voll Entsetzen glitt der Blick des Barons über die armselige Gestalt seiner Base, während seine Gattin in ihrem Bemühen, keine Regung zu zeigen, wenigstens einigermaßen erfolgreich war.

„Wo ist mein Sohn?“ Erzelhardt von Graufenbein hielt sich nicht mit höflichen Floskeln auf, sondern polterte sofort los.

Seine Frau legte ihm beschwichtigend eine Hand auf den Arm und zwang sich zu einem hölzernen Lächeln: „Den Göttern zum Gruße, gute Leute, und herzlich willkommen in unseren

Hallen“, meinte sie mit hohler Stimme, während in ihren Augen dieselbe Frage lag, die ihr Gatte gerade ausgesprochen hatte.

Pjerow stellte ein Bein nach hinten aus und verbeugte sich formvollendet, die offene Hand über der Brust. Die hohe Bärenfellmütze mit dem Schmuck aus fünf silbernen Ringen hatte er beim Anblick des Baronspaars abgenommen und sich unter den Arm geklemmt. Seinen weiten, mit grauem Pelz verbrämten Mantel, schwenkte er in den Rücken und offenbarte damit den grünsamtenen Wappenrock mit dem weißen Elchkopf, der einen Federring zwischen seinen imposanten Schaufeln trug. Alles an dem Ritter sprach von seiner sewerischen Herkunft, seine kniehohen Reitstiefel und die enganliegenden Reithosen waren mit typischen Verzierungen an den Nähten versehen. Unter dem Wappenrock blitzte ein Kettenhemd hervor, derweil an der Hüfte des Bornischen ein Reitersäbel hing. Das rotbraune Haar fiel ihm in nunmehr feuchten Locken bis zur Schulter und der üblicherweise sorgsam geschorene Vollbart wirkte dieser Tage etwas struppiger, doch dadurch nicht voller.

„Rondra zum Gruße, Hochgeborene Herrschaften. Verzeiht die späte Störung und lasst mich zunächst der Etikette genügen.“ Pjerow richtete sich wieder auf und fuhr fort. Seine Stimme war heiser und er beeilte sich sehr, dem Notwendigen zu genügen, ehe er das Drängende ansprechen konnte. „Mein Name ist Pjerow Iber von Elkiauen-Drauhag, Ritter aus Nordsewerien. An meiner Seite reiten die Hohe Dame Jasminka Satijana von Horadam und der Hohe Herr Anshag Böcklin. Wir haben Euer Land auf dem Heimweg durchquert und zu dem Behufe waren wir auch in dem Moor, das man in dieser Richtung nicht umgehen kann. Dort stießen wir auf Eure Verwandte, Hochgeborene, die wir mit einiger Mühe überreden konnten, uns so weit zu vertrauen, dass wir sie zu Euch bringen durften. Es betrübt mich sehr, dass ich Euch keine Kunde von Eurem Sohn bringen kann. Wir haben niemanden sonst im Moor gesehen und Eure Verwandte hat uns auch nicht berichten können, was genau vorgefallen ist.“

„Was soll das heißen, sie hat es Euch nicht berichten können?“, schnauzte Erzelhardt, wobei sich sein Ärger offenbar mehr gegen die glücklose Base als gegen den Sewerier richtete. Das ließ jedenfalls sein Blick vermuten, der von Pjerow hinüber zu der zitternden Weidenerin wanderte. „Wieso konntest du nicht berichten, was vorgefallen ist, Heidelore? Bist du nicht dabei gewesen?“, fragte er mit mühsam beherrschter Stimme.

Pjerow bemerkte sofort, dass die Frau die Frage ihres Vettters überhaupt nicht wahrgenommen hatte. Ihr Blick ging ins Leere und sie brabbelte kaum hörbar wirres Zeug daher. Um ihr den drohenden Zorn des Barons zu ersparen, versetzte der Sewerier Heidelore einen sanften Stoß in die Seite. Als er sich ihrer Aufmerksamkeit sicher war, wiederholte er die Frage noch einmal:

„Euer Vetter fragt, was vorgefallen ist, Euer Liebden.“

„Hum?“, Heidelores Blick blieb unstet, als sie sich Erzelhardt zuwandte und ihn mit ratloser Miene musterte. „Ich bin daheim“, murmelte sie dann. „Die Götter seien gelobt und gepriesen ... vermaledeites Moor ... grauenhaftes ... hassenswertes Loch. Brutstätte des Unheils Anzünden sollte man es ... das ganze Gesocks da auf ewig vernichten“

Ihre Rede führte nicht gerade dazu, dass der Baron sich entspannte. Im Gegenteil. Die Brauen des Graufenbeiners zogen sich immer weiter zusammen und Pjerow sah, wie eine dicke Ader an seiner Stirn gefährlich zu pulsieren begann.

Sein Blick glitt über die versammelte Schar der Gäste hinweg und Satijana beantwortete die unausgesprochene Frage ohne Umschweife: „So ist sie schon die ganze Zeit. Aus diesem Grund konnten wir auch nichts über die Geschehnisse im Moor herausfinden, Hochgeboren.“

Unterdessen war die Baronsgemahlin an Heidelore herantreten und warf einen prüfenden Blick in deren blasses Gesicht. „Sie fiebert“, konstatierte sie vermeintlich seelenruhig. „Entweder weil sie sich in der Kälte da draußen den Rotz geholt hat, oder weil sich unter dieser Dreckschicht Wunden verbergen, die sich über die Tage entzündet haben. Gebt mir einen Augenblick Zeit.“ Die völlig unkoordinierte Gegenwehr der Graufenbeinerin ignorierend, nahm sie diese genauer in Augenschein und redete dabei leise auf sie ein, während Erzelhardt begann, wie ein gefangenes Tier vor seinem spärlichen Thron auf und ab zu marschieren.

„Hat sie denn wirklich überhaupt nichts Brauchbares von sich gegeben?“, brummte er und verschoss einen zornigen Blick in Richtung seiner bemitleidenswerten Base. „Habt Ihr denn nicht wenigstens eine Vermut... wo habt Ihr sie gefunden?“

Anshag wollte den offensichtlich verärgerten Baron nicht weiter reizen, doch konnte er ihm die unbefriedigende Antwort ja schwerlich ersparen: „Wie Satijana bereits berichtete, war Eure Base auch uns gegenüber nicht auskunftsfreudiger. Wir fanden sie, als wir das Moor in Richtung Bornland durchquerten. Urplötzlich stolperte sie aus einem Gebüsch und hielt uns gar für Gesocks. Wir konnten sie erst nach einer ganzen Weile ... überreden, mit uns zu kommen. Da wir weder davor noch danach irgendwelche Spuren auf dem Weg fanden, dachten wir, es sei das Beste, sie so schnell wie möglich hierher zu Euch zu bringen. Solltet Ihr Leute haben, die sich im Moor auskennen, sind wir gern bereit, sie zu dem Ort zu bringen, wo wir Eure Base gefunden haben. Ebenso spreche ich sicher für alle, wenn ich sage, dass wir Euch unsere Hilfe anbieten – falls Ihr eine größere Suche vorhabt.“ Eigentlich wollte Anshag es dabei bewenden lassen, doch dann fügte er noch an: „Es tut mir sehr leid, aber außer Eurer Base haben wir niemanden gesehen, weshalb wir nichts über den Verbleib Eures Sohns sagen können.“

„Meine Leute, ja! Ich werde sie aussenden, sobald der Morgen graut ... nein, jetzt schon!“, der Baron warf einen ungeduldigen Blick auf die Tür. Offenbar wartete er auf jemanden, der bisher noch nicht im Thronsaal erschienen war. „Bis dahin sollten wir aber schon in Erfahrung gebracht haben, was an diesem verfluchten Ort geschehen ist.“ Mit diesen Worten wandte er sich seiner Frau zu: „Wie sieht es aus, Euer hochgeborene Gnaden, werden wir heute noch irgendetwas Sinnvolles aus ihr heraus bekommen?“

Erzelhardt erweckte ganz den Eindruck, als hätte er die Informationen am liebsten aus seiner Base herausgeprügelt. Glücklicherweise war es um die Selbstbeherrschung seiner Gattin besser bestellt. Während die anderen miteinander sprachen, hatte sie Heidelore zu einem Stuhl geleitet und dafür gesorgt, dass sie sich setzte. Danach hatte sie den Zustand der Frau noch einmal genau überprüft und schließlich damit begonnen, leise Worte in Bosparano zu murmeln, die niemand außer ihr verstand. Es dauerte nicht lange, bis ihr Umgang mit der Verwirrten erste Wirkung

zeigte. Als die Aufmerksamkeit aller sich wieder auf sie und die Base des Barons richtete, wirkten deren Augen schon etwas klarer und insgesamt schien sie deutlich ruhiger.

„Fragt sie noch einmal“, meinte Thargrin leise und machte ihrem Gatten Platz.

„Was ist passiert, Heidelore?“, fragte der Baron daraufhin – noch immer gereizt und offenkundig nicht gewillt, sich mehr zusammenhangloses Gebrabbel anzuhören.

„Goblins“, flüsterte seine Base mit heiserer Stimme. „Sie waren überall, sind aus jedem Loch gekrochen und über uns hergefallen, ohne das Wort an uns zu richten. Sie wollten nicht mit uns sprechen, wollten uns nicht erpressen, ausrauben oder sonst was. Sie sind gekommen, um uns zu morden. Einfach nur, um uns zu morden.“

„Goblins?“, entfuhr es der Baronsgemahlin und ihr Gesicht wurde noch bleicher als es ohnehin schon war. „Aber wie? Woher? Wir haben sie doch aus der Ebene vertrieben – und im letzten Winter sogar die Herrschaft über das Hochland wieder zurückerlangt!“

„Wie viele?“, auch Erzelhardt überraschte die Eröffnung seiner Base sichtlich. Er schien mit etwas anderem gerechnet zu haben.

„Dutzende“, lautete die schlichte Erwiderung. „Von überall her.“ Heidelores Blick glitt von ihrem Vetter hinüber zu dessen Gemahlin und ihre Augen begannen wieder zu funkeln, als sie weitersprach. Doch diesmal waren es nicht Krankheit und Verwirrung, die dort brannten. „Die Rauhenecks werden ihre Pforten für den Rotpelz geöffnet haben, das Pack! Es ist ein Komplott gewesen, darauf wette ich. Niemals hätten die Pelzratten es über so viele Meilen auf unserem Hoheitsgebiet geschafft. Sie müssen aus der anderen Richtung gekommen sein. Ein Komplott! Dein Sohn für einen ihrer Söhne, Erzelhardt, sie lassen den Feind passieren!“

„Für einen ihrer Söhne? Was redest du für einen Unsinn? Es war doch nur ein Bastard!“

„Das Vehn ist ihr Land“, kurz hatte Heidelore zu ihrem Vetter gesehen, jetzt schaute sie wieder Thargrin an. „Es ist ihr Land! Du weißt, dass das gottlose Pack nicht einmal vor einem Bündnis mit den Goblins zurückschrecken würde. Du weißt es so gut wie ich. Sie wollen ihre Rache. Und sie müssen sich nicht einmal selbst die Hände schmutzig machen. Nach den letzten Götterläufen ist der Hass der Goblins so groß wie nie. Ihr habt ihre Frauen getötet, die Kinder, Schweine ... sie wollen euch vernichten. Und die Rauhenecks wollen es auch. Sie wollen euch verschwinden lassen, um wieder an sich zu reißen, was sie für das Ihre halten. Wir hätten Gerbold nicht reisen lassen dürfen. Er hätte eine bessere Bedeckung gebraucht. Es war verantwortungslos, nur mit dieser Handvoll Krieger. Wir hätten es wissen mü...“

„DAS REICHT JETZT, WEIB!“, brüllte Erzelhardt in einer Lautstärke, die jeden im Raum zusammenzucken ließ. „Ich kann dein Gezeter nicht mehr hören! Deine Verschwörungstheorien machen mich irrt!“ Er massierte seine Schläfen und nahm den Marsch vor dem Thron wieder auf. „Sechs von meinen besten Leuten habe ich mit ihm geschickt, einen versierten Späher und die Edle von Sadurac, die an Loyalität und Erfahrung jedem sonst überlegen ist. Das war genug Bedeckung ... wäre normalerweise genug Bedeckung gewesen. Unser Land ist befriedet. Und die

Rauhenecks haben es noch nie gewagt, uns anzugreifen. Sie sind Heckenreiter und gottloses Pack, aber sie wissen, dass man die Hand nicht ungestraft gegen die Familie seines Barons erheben kann. Ich will das nicht glauben!“

Tatsächlich schien die Welt des Baronspaars soeben gänzlich aus den Fugen zu geraten. Nicht verwunderlich, wenn man bedachte, worum es ging. Den beiden war anzusehen, dass sie mit der Situation mindestens ebenso überfordert waren wie ihre Gäste.

Ganz anders Heidelore, die mit einem Mal seltsam gelassen wirkte. Sie sprach ohne erkennbare Regung und ohne eine Miene zu verziehen, wobei ihre teilnahmslose Stimme nicht wenigen der Anwesenden einen Schauer über den Rücken jagte.

„Wir haben auch noch nie die Hand gegen sie erhoben. Wir können nicht wissen, wie sie darauf reagieren. Wir können nicht wissen, ob wir einen Stein ins Rollen gebracht haben, der jetzt zur Lawine wird“, Heidelore hielt kurz inne, ließ den Blick einmal nachdenklich durch den Thronsaal gleiten und fuhr dann etwas leiser fort. „Sie sind alle tot ... tot. Ich habe keinen von ihnen mehr gesehen, niemand war im Moor. Keiner außer mir. Die Goblins haben sie umgesenst wie reife Ähren. Ich habe gesehen, wie die Späherin fiel und einer der Schützen, dann sind sie angebrandet wie die Flut, haben alles mit sich gerissen. Mensch und Tier, Frau und Pferd, Mann und Maus Wir können das nicht auf uns sitzen lassen. Wir müssen ...“

Ein in dem Moment völlig unpassendes Geräusch unterbrach den Redeschwall der Jungfer. Knarzend öffnete sich die Tür zum Thronsaal und ein Mann um die vierzig Götterläufe kam herein. Zerzaust und mit roten Wangen schritt er heran. Scheinbar hatte er es eilig gehabt, hierher zu gelangen. Kurzes dunkles Haar, das in alle Richtungen vom Kopf stand, zeigte deutlich an, woher man ihn geholt hatte. Er war nur in ein Wams und Lederhosen gewandet, allerdings trug er einen Kusliker Säbel an seiner Seite.

„Hochgeboren, Ihr habt nach mir schicken lassen?“

Er wartete nicht erst ab, ob er nähertreten durfte, sondern tat es einfach. Eine Narbe auf der Wange und in der Nähe eines Auges machte deutlich, dass der Mann wohl zum Waffenvolk der Motte gehörte. Das Erscheinungsbild seines Barons und auch von dessen Gemahlin löste deutliche Verwunderung aus. Die nächtlichen Besucher bedachte er nur mit einem kurzen Nicken, als er jedoch im Näherkommen erkannte, wer die Frau zwischen dem baronlichen Ehepaar war, wechselte sein Gesichtsausdruck in Richtung Bestürzung und der Kopf ruckte argwöhnisch zu den Fremden herum. Er kontrollierte wie viele Wachen hier versammelt waren und registrierte scheinbar, dass die ihm unbekannten Gäste keine Bedrohung darstellten.

„Was in ... ?“, knurrte er verwirrt, verkniiff sich aber jede weitere Ausführung, als er in Thargrins Gesicht sah. Er wandte sich an den Baron und schaute ihn erwartungsvoll und mit gerunzelter Stirn an. Seine Haltung hatte sich merklich angespannt und eine Hand ruhte auf dem Knauf seiner Waffe.

Es dauerte einen Moment, bis Erzelhardt auf die unvollendete Frage seines Gardisten reagierte. Für einen Moment schien er zu sehr in Gedanken verstrickt, als dass er sich überhaupt mit

dessen Erscheinen hätte auseinandersetzen können. Dann wandte er sich dem Neuankömmling zu und räusperte sich leise.

„Es hat einen Zwischenfall gegeben, Gerwulf. Im Moor. Offenbar hat eine Horde Goblins die Reisegruppe meines Sohns überfallen und ...“, der Baron hielt einen Moment inne, dann seufzte er schwer. „Wir brechen mit der Dämmerung auf“, lautete schließlich die schlichte Ergänzung, „Meine Gäste haben sich bereiterklärt, uns die Stelle zu zeigen, an der sie auf Heidelore gestoßen sind, aber im Grunde Der Überfall kann nur auf dem Weg stattgefunden haben, Salgard hätte ihn niemals verlassen. Dennoch: Lass den Jagdmeister holen. Sende jemanden aus, der ihn hierher zu uns befiehlt. Jetzt noch! Ich will, dass Anshelm sich zur Verfügung hält. Er soll rechtzeitig zu unserem Aufbruch hier sein. Und er soll seine Männer mitbringen. Alle. Und die Hunde. Mir ist egal, wie er das schafft. Morgen früh hat er geschniegelt und gespornt hier im Hof zu stehen. Wir brauchen ihn!“

Erzelhardt wechselte einen kurzen Blick mit seiner Gemahlin und wandte sich dann wieder seinem Burghauptmann zu. „Außerdem nehmen wir zehn von unseren Waffenknechten mit. Lass auch die Westarwaht und Heldawer benachrichtigen. Erdasang informieren wir auf der Durchreise. Die Tochter der Edlen wird Interesse daran haben, uns auf dem Weg nach Osten zu begleiten. Ich fürchte, mehr können wir im Moment nicht tun.“ Mit einem entschiedenen Nicken schloss er seine Rede und wandte sich den Rittern zu, die wie vom Donner gerührt in seinem Thronsaal standen – von den Geschehnissen völlig überrollt. „Ich danke Euch für Eure Hilfe, Hohe Herren, Hohe Dame. Für die, die Ihr schon geleistet habt und die, die Ihr noch leisten wollt. Seid unsere Gäste, Ildefons wird dafür sorgen, dass Ihr auf Praiosingen gut unterkommt.“ Mit einer halbherzigen Geste deutete er auf das Männlein, das die Gäste vor Kurzem erst im Innenhof eingesammelt hatte und wandte sich dann seiner Gattin zu.

„Worte vermögen nicht auszudrücken, was wir im Moment empfinden“, schaltete sich die nun ebenfalls wieder in das Gespräch ein – sichtlich angespannt diesmal und mit brüchiger Stimme. Vor allem Gerwulf war von deren Klang alarmiert, er hatte seine Herrin noch nie zuvor in einem derart desolaten Zustand erlebt. „Seid bedankt für Eure Freundlichkeit. Wir hoffen, auch weiter auf Eure Hilfe bauen zu können.“

Wie schon zuvor neigte Pjerow höflich das Haupt und deutete einmal mehr eine Verbeugung an. „Es war uns Ehre und Verpflichtung, Euer Hochgeboren. Ferner wird es mir eine Ehre sein, Euch morgen nach Kräften zu unterstützen. Ich entbiete meine Hilfe gern weiterhin.“

Völlig verduzt starrte der Hauptmann der Motte derweilen noch die Baronsgemahlin an. Ein bisschen so, als würde er nicht verstehen, was er da sah und aus ihrem Mund hörte. Urplötzlich und viel zu laut, polterte er los, kaum dass der bornische Gast geendet hatte:

„Jawoll, werden sofort aufbrechen, Hochgeboren! Wir werden alles Menschenmögliche tun und alles veranlassen, damit wir bei Morgengrauen aufbrechen können. Bitte, mich verabschieden zu dürfen!“ Im Geiste ging er schon durch, wen er alles brauchen würde. Verdammt wenig Zeit hatten sie, doch was half das Lamentieren, der Kleine war weg ... !

Anshag hatte den Worten der Hochadeligen und anschließend denen von Pjerow aufmerksam gelauscht. Schnell wollte er sich anschließen, als der Hauptmann ihm zuvorkam und seinen Einsatzwillen zeigte. Innerlich musste Anshag ein wenig grinsen. Als der Mann fertig war, ergriff er das Wort: „Auch mein Schwert habt Ihr, Hochgeboren. Das ist mir Ehre und Pflicht zugleich. Wenn Ihr erlaubt, habe ich vorher noch eine Frage. Ihr erwähntet neben den Rotpelzen auch eine Familie Rauheneck. Sind diese verwandt mit den Rauhenecks in Bärwalde?“

Satijana schien von der Frage des Trutzers beinahe ebenso überrascht wie das Sichelwächter Baronspaar. Gerade noch hatte sie seinen Worten mit einem energischen Nicken beipflichten wollen, jetzt hielt sie inne und warf ihm einen irritierten Blick zu. Erzelhardt war für den Moment sichtlich außerstande, die Neugier seines Gastes zu befriedigen. Er hatte sich eben seiner Gattin zugewandt und beruhigend nach deren Händen gegriffen. Die Frage nach dem verhassten Adelsgeschlecht aus dem Süden Rotenforsts traf ihn offensichtlich unvorbereitet.

Das galt aber nicht für Heidelore. Die Base des Barons hatte eine ganze Weile schweigend auf ihrem Stuhl gesessen und den Oberkörper in einem unhörbaren Takt gewiegt. Doch als sie den Namen Rauheneck hörte, erwachte sie aus ihrer Trance und sah Anshag direkt in die Augen: „Rauheneck ist Rauheneck, die gehören alle zusammen. Sie hecken wie die Karnickel und ihre Nachkommen bevölkern das ganze Land. Ja, es gibt Rauhenecks in Bärwalde. Den Sohn von Lükardis, dieser liederlichen Hure. Die haben einst in der Heldentrutz gelebt, sind aber von dort vertrieben worden.“

Anshag machte eine beschwichtigende Geste, ehe er antwortete: „Ich wollte keine alten Wunden aufreißen oder an Unangenehmes erinnern. Dass es in der Heldentrutz mal Rauhenecks gegeben hat, war mir nicht bekannt. Ich kannte nur den Namen des Geschlechts aus Bärwalde – einer meiner Verwandten hat Kontakt zu einem Mitglied dieser Sippschaft. Ich meine, ihr Name ist Lükardis, doch hätte ich gesagt, sie wäre zu jung für einen Sohn.“ Anshag merkte, dass das Preisgeben dieser Bekanntschaft wohl momentan nicht die beste Idee war, weshalb er mit „Aber einerlei, an dieser Stelle nützt und das ja nun nichts!“ fortfuhr.

„Lükardis von Rauheneck ist in der Schlacht an der Trollpforte gefallen, Hoher Herr“, mischte sich Ildefons nun erstmals in das Gespräch ein. „Es ist also nicht davon auszugehen, dass einer von Euren Verwandten Kontakt zu ihr hat. Eher schon zu einem der anderen Rauhenecks aus Bärwalde. Wie Ihre Liebden schon sagte: Es gibt genug davon.“ Beinahe unmerklich rümpfte er daraufhin die Nase. Für ihn hatte sich das Thema damit offenbar erledigt, denn er blickte wieder zum Baron, um zu sehen, ob der noch weitere Anweisungen hatte.

Doch Erzelhardt war in ein leises Gespräch mit seiner Gattin vertieft und schien von den anderen Anwesenden momentan gar keine Notiz mehr zu nehmen. Er hatte wohl alles gesagt, was er sagen wollte. Im Anbetracht dessen setzte der Hungerhaken – bei dem es sich offenbar um den Haushofmeister handelte – eben dazu an, die Gäste aus dem Saal komplementieren, als Hauptmann Gerwulf unvermittelt an sie herantrat. Er schien mit den bisherigen Informationen noch nicht ganz zufrieden zu sein und wandte sich daher mit leiser Stimme an die Ritter sowie an Erzelhardts derangierte Base:

„Ist es möglich noch einige Fragen zu stellen, Hohe Herrschaften? Ich war nicht zugegen, als Ihr Bericht erstattet habt und würde gern die eine oder andere Unklarheit beseitigen.“

„Sicher“, antwortete Satijana, ohne mit einer Wimper zu zucken. Währenddessen musterte sie den Hauptmann vom Scheitel bis zur Sohle, offenbar in dem Bestreben, sich ein genaues Bild von ihm zu machen. „Fragt nur.“

Für die adligen Reisenden, die wohl die Götter entsandt hatten, fielen Gerwulf allerdings nur wenige Fragen ein. Eigentlich gab es da wirklich nur eine: „Für unsere Suche wäre vor allem interessant, ob Ihr am Ort des Auffindens von Ihrer Liebden Spuren gesehen habt?“

„Nun ja, das war im Moor, gesehen hab ich da nichts“, erwiderte Anshag mit gerunzelter Stirn. „Auch vorher haben wir weder auf dem Weg noch daneben irgendwelche Spuren gesehen – ohnehin wurde eher darauf geachtet, dass uns nichts aus dem Nebel anfällt. Auf dem Weg hierher haben wir allerdings sehr genau nach Spuren oder weiteren Opfern Ausschau gehalten und nichts finden können.“

„Soso“, Gerwulf brummte ein wenig unzufrieden. Im Grunde konnte er den Fremden keinen Vorwurf machen. Er kannte ja das beklemmende Gefühl, das einen im Moor beschlich. Kein Wunder, dass sie nicht den Nerv gehabt hatten, auf irgendwelche verräterischen Spuren zu achten – allzumal das Moor solche Hinweise oft schneller vernichtete als man gucken konnte. Also wandte er sich nun an Heidelore, die schweigend und völlig teilnahmslos auf ihrem Stuhl saß. Sie war die einzige Überlebende des Scharmützels und ihr Wissen damit wichtiger als alles andere. Deshalb sprach er die Verwanfte des Barons mit äußerster Eindringlichkeit an, obwohl ihm die absonderliche Ruhe, die inzwischen von ihr ausging, unheimlich war.

„Erinnert Ihr Euch noch, an welcher Stelle des Wegs der Überfall erfolgte, Euer Liebden? Was haben die anderen getan, die Euch eskortiert haben? Gab es während der Kampfeshandlungen irgendwelche Vermutungen, die geäußert wurden?“

„Oh“, summte Heidelore leise und wandte ihm ihren seltsam abwesenden Blick zu, „wir waren tief im Moor, ganz tief drinnen. Ich denke, näher an der Grenze zum Bornland dran als an Praiosingen. Im Hoheitsgebiet der Rauhenecks eben. Da sind sie ganz plötzlich aus den Büschen gesprungen. Haben sofort die ersten Waffenknechte erschlagen und erschossen. Es wurden gar keine Vermutungen geäußert, Hauptmann, es wurde überhaupt nicht gesprochen. Die Edle von Sadurac hat ein paar Befehle gebrüllt, für mehr blieb keine Zeit. Die anderen haben gekämpft, nur waren es einfach zu viele ... Goblins. Viel zu viele. So viele hätte es hier im Tiefland gar nicht geben dürfen. Niemals. Nicht nach den letzten Jahren, nicht nachdem ihr sie eigentlich alle schon vertrieben hattet. Ich habe keine Ahnung, wo die alle herkamen.“

„Gab es denn einen erkennbaren Plan, einen Anführer? Und am Ende des Angriffs, wie war der Rückzug? Konnte man eine Richtung ausmachen, in die sie sich abwandten?“

„Ich habe das Ende des Kampfs nicht erlebt ... mein Pferd ist durchgegangen und ins Moor gestürzt. Ich habe nur noch den Lärm gehört ...die Schreie. Und irgendwann war es wieder still, ganz still. Aber dann konnte ich den Weg zurück nicht finden. Habe mich verirrt ... irgendwann

ist mein Pferd im Moor versunken und ich war allein ... ganz allein. Es war still ... so dunkel ... so kalt. Ich weiß nicht, wie der Kampf ausgegangen ist, ob irgendjemand überlebt hat“

Wenig angetan von den Neuigkeiten, die er da vernahm, nickte der Hauptmann schicksalsergeben und dankte der mitgenommenen Adelligen für ihre Antwort. Müde fuhr er sich dann über die Augen. Wider Willen tat ihm die sonst so hochnäsige Heidelore leid, bei dem, was sie durchgemacht hatte. Doch das half ihnen nicht weiter. Morgen früh würden sie wieder in dieser grauen Suppe stehen und sich fragen: Wo suchen? Wo anfangen?

Ohne darüber nachzudenken, rieb er sich über die Narbe an der linken Schulter. Sie war stummer Zeuge einer Verletzung, die er bei seinem letzten Aufenthalt im Sumpf davongetragen hatte – beigebracht von einer Rauheneck. Einer adeligen Zecke, deren Leben er liebend gern ausgelöscht hätte. Doch jetzt war etwas anderes wichtiger. Der Gedanke an die Goblins ließ ihn nicht mehr los. Wieso waren die im Tiefland gewesen? Hatten sie dem Pack in den letzten Jahren nicht genug Niederlagen beschert? Wie konnte es sein, dass sie sich jetzt sogar wieder von den Bergen runter trauten und in das Gebiet der Menschen vordragen? Das ergab doch keinen Sinn!

Kurz sann er darüber nach, sah dann jedoch ein, dass er auf die Frage ohne weitere Informationen keine Antwort finden würde. Gerwulf seufzte leise, ehe er sich noch einmal an die versammelte Gästeschar wandte:

„Wir sollten solange wie möglich ruhen und unsere Kräfte schonen. Erfolgreich können wir nur sein, wenn wir alle unser Bestes geben und die Götter unserem Tun gewogen sind. Habt darum vorerst vielen Dank für Eure Hilfe. Ich möchte Euch nicht länger aufhalten. Wir sehen uns morgen in aller Frühe!“

„Sehr fein“, Satijana nickte dem Hauptmann zu und wandte sich dann an ihre Gefährten. „Sind wir so weit?“

Das schien der Kastellan als Zeichen für seinen Einsatz zu verstehen, denn sofort trat er mit einem formvollendeten Bückling an die Bornischen und ihren Trutzer Begleiter heran:

„Ich bringe Euch zu Euren Schlafgemächern, Hohe Herrschaften. Folgt mir bitte!“

Ruf nach den Hunden

Jagdgut Klingathann, Baronie Rotenforst, Mitte Efferd 1033 BF

Der Lärm der Hunde hatte Anshelm aus seinem nächtlichen Schlummer aufgeschreckt. Nicht die Tatsache, dass sie überhaupt anschlügen, denn das taten sie oft. Das Jagdgut der Ahrfoldener lag mitten in der Wildnis und wurde bei Finsternis von so mancher ungesesehenen Bestie umschlichen. Deshalb war das Gebell seiner tierischen Gefährten alles andere als ungewohnt für den baronlichen Jagdmeister – mehr schon ein lieb gewonnenes Ärgernis. Etwas, worauf sich alle Bewohner Klingathanns verließen und das ihnen Schutz vor bösen Überraschungen bot. Meist endete es nach kurzer Zeit, weil die lärmende Meute jeden Schrecken der Wildnis in die Flucht schlug und die Hunde sich dann wieder beruhigten.

Doch heute war das anders. Die Tiere hörten nicht auf zu bellen, zu winseln und zu knurren. Ein sicheres Anzeichen dafür, dass etwas nicht stimmte. Daher verließ Anshelm sein warmes Lager mit einem leisen Fluch auf den Lippen, stieg in seine Beinkleider, warf sich ein Hemd und eine lederne Weste über und begab sich auf den Weg. Hinüber zum Hof und zu den Zwingern, um zu schauen, was die Tiere so nervös machte. Im Flur stieß er auf seine jüngere Schwester Mirja, die ihn blass und hohlwangig mit fragenden Augen anblickte, aber trotz ihrer offenkundigen Verunsicherung darauf bestand, ihn zu begleiten.

Sie hatten das Gutshaus kaum verlassen, als ein Reiter in den Hof preschte und sein Ross mit großem Gewese zu einem kieselwirbelnden Halt brachte. Sofort erkannte Anshelm in dem jungen Mann einen der Waffenknechte des Barons. Er hatte ihn in den letzten Götterläufen schon ein paarmal am Praiosinger Hof gesehen.

„Firun bil“, rief der Reiter ihnen zum Gruße entgegen und riss mit aller Gewalt an den Zügeln des schweißnassen Pferdes. „Der Burghauptmann schickt mich, Ahrfolden, im Auftrag des Barons daselbst. Ihr werdet auf der Burg erwartet, noch vor dem Morgengrauen. Gemeinsam mit Euren Jagdknechten und der ganzen Rotenforster Meute.“

Anshelm sah den Reiter mit grimmiger Miene an. Ohne ein Wort des Grußes erwiderte er: „Rotenforster Meute? Ich hoffe, Ihr meint damit meine Hunde! Was gibt es denn Dringendes, dass Ihr Euer Pferd bei Nacht so schindet?“ Ohne den Blick vom Reiter zu lassen, legte er seine rechte Hand auf Mirjas Schulter und drückte sie sanft. „Geh und weck die Knechte auf. Und gib unserer Mutter Bescheid, dass wir aufbrechen werden.“

Die Schwester des Jagdmeisters blickte noch immer ein wenig verunsichert zum Reiter, nickte diesem dann aber zu und ging wortlos zurück in das Gutshaus. Sie kämpfte nach wie vor mit der Müdigkeit und überlegte, was sie ihrer Mutter genau sagen sollte. Rotenforster Meute ... gern hätte die dem Boten gezeigt, dass man so nicht mit ihrer Familie umging. Sie beschloss, sich sein Gesicht genau zu merken.

„Ich denke, Hochgeboren hat damit in erster Linie seine eigenen Hunde gemeint“, erwiderte der Waffenknecht unterdessen und warf Anshelm einen arroganten Blick zu. „Aber es wird nicht

schaden, wenn Ihr auch die Euren mitbringt. Schweißhunde werden uns vermutlich eine größere Hilfe sein als Bärenhunde.“ Die Tatsache, dass man ausgerechnet ihn geschickt hatte, um den Jagdmeister zu holen, gab dem Kerl offenbar Oberwasser. Schließlich bedeutete es, dass man ihn für einen der besten Reiter Praiosingens hielt. „Was es so Dringendes gibt?“, fuhr er dann fort. „Na, der Sohn des Barons ist im Vehn verlorengegangen. Ein paar Fremde haben die Base Seiner Hochgeboren gefunden, als sie mutterseelenallein durch dieses verfluchte Loch irrte, aber Klein-Gerbold ist nach wie vor verschwunden. Beim Morgengrauen soll die Suche nach ihm beginnen. Nicht ohne Euch, natürlich.“

War der Kerl so dreist oder war Anshelm nur zu müde? Der Ahrfoldener schüttelte kurz den Kopf und brummte dann ein „Wollen doch mal sehen, wie gut Ihr Euch morgen im Vehn macht, so hoch auf dem Ross!“

Leise Schritte waren zu hören und als der Ahrfoldener sich umsah, bemerkte er einen seiner Jagdknechte. Er erkannte Wulf und nickte ihm zu: „Ah, Wulf, kümmer dich um den Boten hier. Etwas Brot und ein wenig Bier, hier draußen.“ Dann schaute er zurück zum Reiter. „Ich hole meine Leute. Wir sind gleich so weit“, und mit schnellen Schritten ging er zurück ins Haus.

Tatsächlich waren einige Knechte schon wach. Anshelm eilte in sein Gemach, wo er überrascht Mirja und seiner Mutter Ullgrîn gegenüberstand. „Da steckt wieder einmal die verfluchte Praiotin hinter, nicht wahr?“, Ullgrîns Stimme war etwas schwach, doch dies lag sicher an der Müdigkeit. „Anshelm, ich will, dass Mirja dich begleitet. Ich werde hier auf dem Gut bleiben.“

Der Ahrfoldener wollte eigentlich etwas auf diese Worte erwidern, doch stattdessen er senkte den Blick und antwortete leise: „Ich lasse dir zwei Knechte hier, Mutter. Wir müssen den Sohn des Barons suchen, der im Vehn verschwunden ist.“ Sein Blick wanderte zu Mirja, die mit ernster Miene nickte.

Ullgrîn aber lächelte nur: „Ich werde für euch beide beten. Herr Praios wird dem Jungen im Vehm nicht helfen können – es widersteht schon seit uralter Zeit den Versuchen der Sonne, es auszutrocknen. Aber ihr könnt ihn finden!“

Kurze Zeit später traten Anshelm, Mirja und ein halbes Dutzend Jagdknechte vor das Landgut. Die Knechte führten zudem die barönliche Meute mit sich: Bärenhunde wie Schweißhunde. Bevor Anshelm etwas sagen konnte, sprach Mirja mit fester Stimme zum Boten:

„Wir sind bereit, den Baron aufzusuchen!“

Der Mann blinzelte irritiert, hob die Brauen und warf Anshelm sowie seiner Schwester fragende Blicke zu. Wollten die beiden tatsächlich zu Fuß laufen? Er hatte schon manche Geschichte über das fehlgeleitete Pack aus Klingathann gehört und darüber, dass sie mehr Wilde als Adelige waren, aber das hier ... das schlug dem Fass wirklich den Boden aus. „Wollt Ihr denn nicht reiten? Euer Liebden? Hoher Herr?“

Mit einem fast spöttischen Blick bedachte Anshelm den Boten. „Ich habe nicht vor, dass mein treuer Gaul nachher so aussieht wie Euer Pferd nun. Wir gehen zu Fuß – schließlich wird uns im Vehn ein Ross auch nicht helfen. Seid unbesorgt, wir werden rechtzeitig da sein!“ Dann gab er seinen Leuten einen Wink und ging los, hinter ihm die Knechte und Hunde. Am Schluss folgte Mirja, die den Boten keines Blickes würdigte.

Vom Pferderücken aus blickte der leicht verwirrt auf das Klingathanner Trüppchen hinab, zuckte aber schließlich ergeben mit den Schultern. Die Leute würden schon wissen, was sie taten – hoffentlich! Der Bote wartete, bis der Jagdmeister und seine Knechte durch das Tor zum Jagdgut gegangen waren und schloss sich ihnen dann an. Ein Stück des Weges begleitete er die Klingathanner, verabschiedete sich aber schließlich und trieb sein Pferd zu größerer Eile an, um dem Burghauptmann auszurichten, dass die Verstärkung auf dem Weg war.

Der Baron rückt aus

Burg und Dorf Praiosingen, Baronie Rotenforst, Mitte Efferd 1033 BF

Der Innenhof von Burg Praiosingen war selten so voll gewesen wie an diesem regnerischen Morgen. Schon vor der Dämmerung fanden sich die ersten Waffenknechte und -mägde ein – Gerwulf hatte in der Nacht keine Ruhe mehr finden können und sie deshalb vor dem Krähen des Hahns aus ihren Lagern gescheucht. Er wollte Erzelhardt auf keinen Fall warten lassen und konnte sich nicht vorstellen, dass der das Aufgehen Praiosauges in aller Seelenruhe abwarten würde. Nun trudelten seine Leute nach und nach ein, grüßten ihn gähnend und gesellten sich zu den Männern des Ahrfoldeners. Der Jagdmeister war erst kurz zuvor eingetroffen und gar nicht erst zum Haupthaus gegangen, sondern gleich im Hof geblieben. Ein Blick in die aschfahlen Gesichter der Männer und Frauen aus Klingathann verriet, dass auch sie alles andere als munter waren. Allein die Hunde schienen sich an dem mangelnden Schlaf nicht zu stören. In Erwartung eines großen Ereignisses zerrten sie kläffend und hechelnd an ihren Leinen und machten damit die bereitstehenden Pferde scheu.

Zu dem allgegenwärtigen Bellen und Jaulen, dem Schnauben und Scharren gesellte sich das Knarzen von Leder, das leise Klimpern einiger weniger Kettenhemden und das Klirren von Waffen. Alles in allem eine Geräuschkulisse, die dem ehemaligen Soldaten Gerwulf überaus vertraut war. Im Vorübergehen nickte er Janka und Ossel zu, strich sich den Regen von der Stirn und wechselte einen knappen Gruß mit Anshelm von Ahrfolden, der offenbar kein bisschen gesprächiger war als bei ihrem letzten Treffen. In Gedanken fragte er sich nicht zum ersten Mal an diesem Tag, was wohl aus Wiclaf geworden war. Er hatte den hübschen jungen Kerl mit auf die Reise gen Bornland geschickt, damit er mal was anderes als das Rotenforster Einerlei zu sehen bekam. Doch allem Anschein nach hatte der Bengel es nicht einmal bis zur Grenze geschafft. Ein ungutes Gefühl machte sich in Gerwulfs Magengegend breit und er verscheuchte den Gedanken schnell wieder aus seinem Kopf.

In der Nähe der Stallungen bemerkte er einen der Bornischen. Ob Männlein oder Weiblein ließ sich schwer sagen, denn wegen des anhaltenden Nieselregens hatte die Person ihre Kapuze tief in die Stirn gezogen. Zudem beugte sie sich gerade vor, um etwas am Bein ihres Pferdes zu begutachten. Gerwulf marschierte weiter auf das Haupthaus zu und wollte sich eben daran machen, die wenigen Stufen zu erklimmen, als Erzelhardt ins Freie trat. Der Baron wirkte ebenso übernächtigt wie sein Gefolge. Noch dazu war er krank, was er beim besten Willen nicht verbergen konnte. Er verschoss prüfende Blicke aus fierbrigen Augen und machte keinen Hehl daraus, dass seine Laune den absoluten Tiefpunkt erreicht hatte. Mit finsterer Miene sah er zum bleigrauen Himmel auf und stieß einen leisen Fluch aus, bevor er den Windschatten des Hauses verließ, um direkt auf Gerwulf zuzukommen.

„Sind alle zum Abmarsch bereit, Hauptmann?“, hob er ohne ein Wort des Grußes an.

„Wir sind bereit.“ Gerwulf nickte entschieden. Zusammen mit den Ahrfoldenern und den Gästen aus dem Bornland hatte sich ein knappes Halbbanner Bewaffneter im Innenhof der Burg versammelt. Eine gewaltige Anzahl für eine bevölkerungsschwache Baronie wie Rotenforst. Was

die Stärke seines Waffenvolks anging, lebte der Baron schon solange über seine Verhältnisse, wie Gerwulf ihn kannte. Es hatte immer geheißt, dass er all diese Männer und Frauen brauchte, um den Rotpelz in Schach zu halten und die äußerste Grenze des Herzogtums wie des Mittelreichs zu bewachen – nach Tobrien hin, zum Bornland und den Wilden Landen. Nie waren Gerwulf diese Worte so wahr vorgekommen wie heute. Und nie war Erzelhardt ihm so sehr als Befehlshaber dieser wild zusammengewürfelten Truppe vorgekommen. Der Tralopper ließ einen verwunderten Blick über den Panzer seines Herrn gleiten, über das Plattengeschübe an seinen Schultern, das Schwert an seiner Seite und den wallenden Umhang. Ganz der Krieger heute und mit einer Haltung, die seine Feinde aller Voraussicht nach das Fürchten lehren würde.

„Auf ein Wort, Gerwulf.“ Mit rascher Geste winkte der Graufenbeiner seinen Hauptmann zur Seite und nickte in Richtung des Haupthauses. „Du wirst es nicht gern hören, aber es führt kein Weg daran vorbei“, Erzelhardt überlegte kurz, ehe er fortfuhr. „Jemand muss hierbleiben, um auf die Burg und auf meine Gemahlin achtzugeben. Jemand anderes als Ildefons. Wir wissen nicht mit Sicherheit, ob die Rauhenecks nicht doch hinter der Sache stecken und wir wissen nicht, was die Sippschaft sonst noch im Schilde führt. Trotzdem sind wir eben im Begriff, die Burg völlig zu entblößen. Ich bin nicht gewillt, eine Horde blökender Schafe ohne die Führung eines patenten Kriegers hier zurückzulassen. Und ich wüsste niemanden, der geeigneter wäre, an meiner Statt die Stellung zu halten als du.“

Kaum, dass er geendet hatte, war auch schon der Mund des Hauptmanns zum erwarteten Widerspruch aufgegangen. Grüne Augen, die mit einem Mal hellwach wirkten, schienen den Rotenforster Baron förmlich anzugiften. „Aber ...“, erbot deutete Gerwulf auf die wartende Meute der Hunde und die Streiter und schaute dann wieder seinen Herrn an.

Dessen Blick drückte eine Unnachgiebigkeit aus, die dazu führte, dass Gerwulfs Widerstand rasch erlosch. Kraftlos ließ er den Arm sinken und starrte auf den Boden. Damit hatte er nicht gerechnet. Sein Gesicht drückte den Unmut aus, den er ob der gefällten Entscheidung des Barons empfand. Der Blick wanderte erneut auf die ihm fast ausnahmslos vertrauten Menschen, sie sich auf die Suche begeben wollten und in ungutes Gefühl begann sich in seiner Magengegend breit zu machen. Es schien ihm nicht richtig, hierzubleiben. Andererseits – und das wussten sie beide – hatte sein Gegenüber recht mit der Einschätzung der Sachlage. Obwohl ihm wirklich nicht danach war, straffte Gerwulf sich wieder und nahm Haltung an.

„Mögen die Götter mir hier beistehen, bei den Frauen“, dachte er bei sich, da düstere Ahnungen dazu aufkamen, wie die Baronsgemahlin und Erzelhardts verwirrte Base die nächsten Tage zubringen würden. Der Zustand der beiden war ihm schon im Thronsaal unheimlich gewesen. Blieb abzuwarten, was ihn mehr auf Trab halten würde: die Wacht über die Motte oder über die wahlweise trauernden oder außer sich tobenden Damen. Ausgerechnet er, wo er mit Frauen doch so gar nicht zurechtkam!

„Das heißt, wir sollen hier erhöhte Wachsamkeit walten lassen, für den Fall, dass es sich um ein gezieltes Vorgehen gegen die gesamte Familie handelt?“, mit bemüht kontrollierter Stimme wandte er sich dem Baron zu. Es half ja alles nichts, Erzelhardt hatte das Sagen. Und wenn er eines gelernt hatte in seiner Zeit auf der Praiosinger Motte, dann zu erkennen, wann sein Herr

nicht mit sich reden lassen würde. „Da ja nicht viel Waffenvolk hierbleibt, würde ich dann die Tore geschlossen halten.“

„Das klingt weise, Gerwulf, halte es so“, mit einer erstaunlich vertrauten Geste legte Erzelhardt seinem Burghauptmann die Hand auf die Schulter. „Du hast mich noch nie enttäuscht und ich bin sicher, du wirst es auch diesmal nicht tun. Halte die Stellung, solange ich nicht da bin, ich übertrage dir hiermit die Befehlsgewalt.“ Mit einem knappen Nicken wandte er sich von Gerwulf ab und marschierte die Stufen in den Innenhof hinunter. Scheinbar wollte er nicht erklären, warum er Gerwulf das Kommando gab, obwohl seine Gattin die ganze Zeit über anwesend sein würde. Doch da Thargrin nicht aus dem Haupthaus kam, um sie alle zu verabschieden, lag die Vermutung nahe, dass ihr Zustand sich eher verschlechtert denn verbessert hatte.

Derweil Gerwulf seinem Herrn noch staunend hinterher sah, steuerte der schon zielstrebig auf die versammelten Klingathanner zu, begrüßte seinen Jagdmeister mit einem nüchternen „Praios zum Gruß!“ und musterte dessen Schwester dann skeptisch. „Es ist lange her, Euer Liebden“, richtete Erzelhardt das Wort an Mirja. „Und ich wünschte, wir hätten uns unter angenehmeren Umständen wiedergesehen. So bleibt mir nur zu sagen, dass Ihr Euren Bruder auf dieser Reise nicht begleiten könnt.“ Dabei schien ihn nicht im Geringsten zu interessieren, was Anshelm zu dem Thema zu sagen hatte. „Wir werden im Eiltempo unterwegs sein und rechnen damit, im Vehn auf Feinde zu treffen. Jemand wie Ihr sollte sich von solchen Unternehmungen tunlichst fernhalten. Ich werde Euch dieser Gefahr nicht aussetzen.“

Er wechselte einen kurzen Blick mit seinem Jagdmeister und wies dann in Richtung Pallas: „Geht ins Haus und macht Ihrer Hochgeboren Eure Aufwartung, gute Frau, sie wird sich über Gesellschaft freuen.“ Ein knappes Nicken folgte und schon nahm der Baron den Weg hinüber zur nächsten Station – zu den Bornischen und ihrem Trutzer Begleiter – in Angriff.

Mirja war ganz froh über die Aufforderung des Barons. Sie war sehr müde und wenig glücklich über die Entscheidung ihrer Mutter, dass sie Anshelm begleiten sollte. Andererseits war die Aussicht auf einen längeren Aufenthalt bei der Praiosgeweihten alles andere als verlockend. Sie unterdrückte ein Gähnen und lächelte Anshelm schwach zu.

„Finde ihn bald, Bruder!“, murmelte sie und ging dann auf das Haus zu.

Anshelm sah ihr schweigend nach. Er war frohen Mutes, erfolgreich zu sein. Mehr Sorgen machte ihm der Gedanke, dass seine Schwester und die Geweihte in Streit geraten könnten, der nicht gut für seine Familie ausgehen würde.

Beim Stall löste Satijana ihren Blick derweil von der Fessel ihres Wallachs und richtete sich auf, um an Pjerows Ärmel zu zupfen. „Ich habe ein Problem, Brüderchen“, raunte sie. „Flocke hat sich gestern im Dunkeln das Bein vertreten. Er lief da schon nicht mehr rund und jetzt ist die Fessel geschwollen und ganz heiß. Die Stallmagd sagt, er braucht Ruhe. Ich soll ihn nicht reiten,

weil das Lahmen sonst nur schlimmer wird. Und das will ich nicht riskieren, schließlich ist er ein guter Junge und wir wollen ja irgendwann auch noch ins Bornland zurück.“

Sie fuhr dem Tier zärtlich über die samtweichen Nüstern und hob ratlos die Schultern: „Ich kann also nicht mit euch reiten. Jedenfalls nicht auf meinem eigenen Pferd – und viel brauchbaren Ersatz scheint es hier nicht zu geben. Allzumal unter Berücksichtigung meiner bescheidenen Reitkünste. Ohnehin frage ich mich, ob nicht besser einer von uns auf der Motte bleiben sollte? Bei Janne und bei der Baronsgemahlin?! Was denkst du?“

„Kannst ja auch laufen, oder nicht? Wie mir scheint, werden hier einige zu Fuß unterwegs sein. Oder meinst du, der Baron hat für jeden seiner Waffenknechte nen Gaul. Ich mein, die Motte deutet ja nicht unbedingt darauf hin, dass hier Geld vorhanden ist“, mischte sich Anshag flapsig in das Gespräch ein. Er wusste noch nicht so genau, für welche Laune er sich heute entscheiden sollte. Einerseits hatte er die Nacht, auch wenn sie kurz gewesen war, in einem ordentlichen Bett verbracht und gerade ein kräftiges Frühstück zu sich genommen. Beides Dinge, die bei ihm wirklich nicht alltäglich waren. Andererseits war das Wetter ... einfach nur scheiße und große Lust, erneut in diesen Sumpf zu gehen, hatte er auch nicht. Obwohl er dies natürlich nie zugeben würde und sein Pflichtgefühl und die ritterlichen Tugenden es ihm auch nicht im Ansatz erlaubten, auf der Burg zu bleiben.

Pjerows Antwort wurde durch die Einmischung des Böcklin im Keim erstickt. Er sah Anshag darum auch etwas missvergnügt an. Als dieser endete, schüttelte er den Kopf. „Als Adelsfrau zu Fuß gehen? Ja, bist du noch bei Trost?“

Dann wandte er sich Satijana zu. „Es ist vermutlich besser, wenn du hier bleibst, Schwesterchen. Ich habe auch ein ungutes Gefühl. Hier ... im Moor, auf der Motte, egal wo. Ich würde mein Ross nicht allein zurücklassen wollen. Und wie es mir scheint, befürchtet der Baron weitere Zwischenfälle – sogar hier! Da ist es gut, wenn jemand von Geblüt anwesend ist.“ Er zögerte und sah die Freundin aus Jugendtagen nachdenklich an. „Wir können aber auch tauschen: Du nimmst Sturm und ich bleibe hier?“, schob er halbherzig und eindeutig nur aus Pflichtgefühl hinterher. Nichtsdestotrotz war es eine große Geste, ihr sein geliebtes Streitross anzubieten.

„Dummerchen“, Satijana schüttelte tadelnd den Kopf, als sie in das verkniffene Gesicht ihres Reisegefährten blickte. „Solche Angebote solltest du nicht machen, wenn sie nicht ernst gemeint sind. Vor allem nicht mir gegenüber, wo das Erbe meines Blutes mich doch zu einer schamlosen Opportunistin macht.“ Sie lachte leise. „Sei es drum, dann geht ihr halt ohne mich auf die Jagd. Taurig macht mich das nicht. Das Moor da ... hat mir nicht gefallen. Außerdem ist das Wetter nicht nach meinem Geschmack und ich sollte meinen verweichlichten Arsch ohnehin nicht zu oft in die frische Luft hängen. Sonst geht die vornehme Blässe irgendwann verloren und ich bekomme Schwielen an den Händen.“ Sie lächelte schief. „Werdet ihr nur ordentlich nass und friert bis auf die Knochen durch. Ich mache es mir hier am Kamin bequem.“

„Mir scheinen die Geschichten, dass im Bornland zuweilen selbst Barone unter Brücken schlafen, stark übertrieben zu sein, wenn ihr wegen eines kleinen Fußmarsches und ein bisschen Regen so einen Aufstand macht“, grätschte Anshag in die Unterhaltung hinein, bevor Pjerow auf die Worte seiner Freundin erwidern konnte. „Ich als armer, fahrender Ritter bin jedenfalls schon öfter als

mir lieb ist auf Schusters Rappen unterwegs gewesen. Ich kann euch sagen: Seitdem ich meinen Fuchs vom Oberhaupt der Familie geschenkt bekommen habe, ist es fast zu einfach geworden.“ Besonders letzten Satz hatte er mit einer ordentlichen Portion Schalk von sich gegeben. „Aber mir scheint auch, dass der Baron mit einem Angriff auf seine ‚Burg‘ rechnet. Ganz schön was los hier in Rotenforst, will ich meinen.“

Satijana hob die Brauen, als sie die neuerliche Spitze des Weideners vernahm und maß ihn mit einem kühlen Blick. „Soso, solche Gerüchte hast du also gehört? Und du willst dich dennoch in unsere Heimat begeben, um dort ... was genau zu tun?“ Die Brauen der Sewerierin wanderten noch ein Stück weiter in die Höhe, bevor sie eine wegwerfende Handbewegung machte und leise schnaubte. „Lass mich dir einen Rat geben, Anshelm Böcklin: Dem nächsten Bornischen, dem du über den Weg läufst, komm nicht gleich mit Brückenbaronen. Denn im Bornland ist Adel nicht gleich Adel – und bevor du nicht weißt, aus welchem Stall der Edle kommt, vor dem du gerade stehst, solltest du deine Zunge hüten. Wir Bornischen mögen behäbig wirken, aber unser Gemüt gerät leicht in Wallung.“

„Ist doch immer das Gleiche mit den Frauen“, dachte Anshag bei sich. Kämpfen konnten sie so gut wie Männer – und auch in vielen anderen Dingen wollte er nicht sagen müssen, wer der Bessere war –, doch wenn es um das Frotzeln ging, war der Spaß schnell vorbei. „Einmal werd ich es noch mit dir versuchen, Mädels“, war sein Gedanke, bevor er Satijana antwortete.

„Anshelm???“ Anshag drehte sich ein paarmal mit breitem Grinsen um die eigene Achse. „Wo kommt der her und wieso trägt er den Namen meiner edlen Familie? Wenn es kein ganz junger Bengel ist, hat er sich als jemand anderes ausgegeben. Soweit ich weiß, gibt es im Moment nur einen Alarich und einen Anshag Böcklin. Oder sprichst du gar mit Toten? Denn wenn ich mich nicht irre, gibt es den ein oder anderen Anshelm in meiner Ahnenreihe. Ach ja, ins Bornland will ich natürlich wegen der Kultur und um zu überprüfen, ob die Gerüchte, die man hört, stimmen. Auf keinen Fall wegen dem Meskinnes und was es da sonst noch an Gebranntem gibt. Damit das gleich mal gesagt ist.“ Mit triumphierendem Grinsen und vor der Brust verschränkten Armen stand er am Ende der Rede vor Pjerow und Satijana.

Pjerow erwiderte den Blick des Böcklin mit empor gezogenen Augenbrauen, dann stülpte er sich seine hohe Bärenfellmütze über. Leise klirrten die silbernen Ringe, die an Bändern von ihr herabhingen. „Viele Worte, Herr Böcklin. Wollen wir hoffen, dass du mit Taten ebenso großzügig bei der Hand bist. Das könnte dafür sorgen, dass dein Name sich uns einprägt. Gelegenheit sollte es geben, da?“ Damit zog er seinen Waffengürtel nach oben, kontrollierte den Sitz seiner Schärpe, blickte Satijana noch einmal tief in die Augen und marschierte dann sporenklirrend zu seinem Norburger Riesen.

„Och nööö, nicht der jetzt auch noch“, dachte Anshag bei sich. „Ich dachte, ich hätte mich schon bei euch eingepreßt in den vergangenen Wochen, aber so kann man sich täuschen ...“, brummte er misstrauisch vor sich hin und ging ebenfalls zu seinem Pferd. Voller Zuneigung flüsterte er diesem etwas ins Ohr, während er ihm einen Apfel gab. Das Pferd drehte mehrmals die Ohren hin und her, während Anshag mit ihm sprach.

Pjerow hatte sein Ross noch nicht ganz erreicht, als die Stimme des Barons zu ihm hinüber schallte. „Guten Morgen, die Herrschaften“, grüßte Erzelhardt in die Runde und wandte sich Satijana zu, die ihm als Einzige nicht den Rücken zukehrte. „Seid Ihr bereit für den Aufbruch?“

„Ich fürchte nicht, Hochgoboren“, lautete die schlichte Antwort, „Mein Pferd ist verletzt, ich werde wohl hierbleiben müssen.“

„Seid Ihr sicher, Hohe Dame? Wir haben hier auf der Burg noch den Zelter meiner Gemahlin, ein gutes, zuverlässiges Tier, und unten im Dorf ein paar kräftige Bergponys, die den Vergleich mit einem Warunker nicht scheuen müssen. Allzumal wenn das Gelände schwierig ist.“

„Nein, ich bleibe“, Satijana lächelte verbindlich. „Ich werde in Eurer Abwesenheit einen wachsamen Blick auf Euer Heim haben, Hochgeboren, schaden kann das ja nicht.“

„Nun denn, gute Frau, wendet Euch an meinen Burghauptmann. Er wird Euch sagen, wo Ihr helfen könnt. Gerwulf ist fähig und hat in meiner Abwesenheit das Sagen“, aus ersichtlichen Gründen schien der Graufenbeiner das Gespräch nicht weiter in die Länge ziehen zu wollen. Stattdessen ließ er sich von einem Knecht die Zügel seines Rosses reichen und schwang sich in den Sattel. „Brechen wir also auf?! Herr von Elkiauen? Herr Böcklin?“

Pjerow stieg seinerseits in den Sattel. Er parierte seinen etwas unruhigen Wallach durch und wandte dessen Front dem Baron zu. „Ja, Euer Hochgeboren, brechen wir auf!“, bestätigte er nickend.

Auch Anshag nickte dem Baron zu, faltete danach die Hände und neigte sein Haupt. Für ein paar Lidschläge flüsterte er ein Gebet, das nur für nahebei Stehende zu hören war und nicht auf Garethi gesprochen wurde. Anschließend bückte er sich und riss ein paar Halme vom Boden ab, die er in seiner Faust einschloss. Diese führte er zum Herz, küsste die Hand und warf sie, während er in den Himmel blickte, hinter sich. Nach dieser sehr routiniert wirkenden Prozedur saß er ebenfalls auf und war bereit loszureiten.

Nachdem Erzelhardt es sich im Sattel bequem gemacht hatte, verfolgte er das seltsame Treiben des Böcklin mit gerunzelter Stirn. Er schien nicht zu wissen, ob er solchen Aberglauben im Innenhof seiner Burg wirklich dulden sollte, warf Pjerow einen fragenden Blick zu und hob schließlich gleichmütig die Schultern. Der Bornische glaubte ein leise gemurmeltes „Jeder wie er mag“ zu vernehmen, als sein Gastgeber an ihm vorbei ritt und dem versammelten Gefolge mit großer Geste zu verstehen gab, dass es jeden Moment losgehen würde.

„Kommt an meine Seite“, rief er dem jungen Sewerier noch zu und setzte sich dann an die Spitze eines Zugs, wie ihn Praiosingen selten zuvor gesehen hatte.

Der Steg hinunter zum Dorf ächzte und schwankte wie ein in Seenot geratenes Schiff, als das Gewicht von einem knappen Halbbanner bewaffneter Knechte, einem Dutzend muskelbepackter Jagdhunde und fünf mehr oder minder großen Rössern nacheinander über sie hinweg wandelte. Im Dorf kam das Leben schlagartig zum Erliegen, als man des ungewöhnlichen Zuges ansichtig

wurde und ein paar Kinder mit untertellergroßen Augen folgten ihm bis vor die Tore, um von dort aus eifrig hinter den Streitern her zu winken.

Erzelhardt ließ all das mit eherner Miene über sich ergehen. Er wandte seinen Zossen gen Süden, kaum dass er den schmalen Weg nahe des Bachs Runezzari erreichte und ließ das Tier in einen lockeren Trab fallen. Schon jetzt war klar, dass der Tag sehr anstrengend werden würde – vor allem für das Fußvolk.

Wem nützt es?

Burg Praiosingen, Baronie Rotenforst, Mitte Efferd 1033 BF

Gerwulf Eschenhain, der Hauptmann der Praiosinger Motte, blickte sich um, nachdem der Baron mit seinen Männern abgezogen war. Viele fähige Leute hatte er wahrlich nicht dagelassen. Das Hämmern, in Gerwulfs Kopf nahm zu. Fast ein Glück, dass die beiden Frauen geblieben waren: Mirja von Ahrfolden und diese bornische Adelige standen noch im Burghof, schickten sich nun aber an, in verschiedene Richtungen davon zu streben. Zur Motte die eine, hinüber zum Stall und ihrem verletzten Pferd die andere.

Das Befinden der Baronsgemahlin interessierte Gerwulf, aber er hatte Bauchgrimmen, seine düstersten Vermutungen bestätigt zu sehen. Daher bat er die junge Mirja schließlich, sich über Thargrins Zustand zu erkundigen und ihm dann davon zu berichten. Er bekannte ihr gegenüber freimütig, dass er nicht wusste, wie er der Hochadligen gegenüberzutreten sollte, nun, da sie ihr Ein und Alles verloren hatte.

Mirja schluckte und versuchte, mit einem zaghaften Lächeln ihre Unsicherheit zu verbergen. Ausgerechnet sie sollte zur Baronin! „Nun, Hoher Herr, wenn Ihr dies wünscht, werde ich Ihre Hochgeborenen natürlich aufsuchen. Aber ich bin mir nicht sicher, ob sie nicht lieber ein vertrautes Gesicht wie das Eure sehen will? Wir kennen uns ja kaum.“

Als hätte er schlecht vergorenen Most schlucken müssen, schaute Gerwulf das junge Ding an. Verdammt, so hatte er sich das nicht vorgestellt. Gleich zu Anfang schon ein Gespräch mit der Baronsgemahlin, bei dem es vielleicht sogar zum Konflikt kommen könnte ...

„Es ... es ist doch eine spezielle Situation, in der wir uns jetzt befinden, Hohe Dame, ich denke es wäre Hochgeborenen recht, mit einer Frau zu sprechen, die mit ihrer ... ihrer momentanen Verfassung einfühlernder umzugehen weiß als ich. Mir ist keine Familie beschieden und obwohl ich hier tagtäglich ein und aus gehe, glaube ich kaum, dass ich die rechten Worte zu finden weiß, zumal mir die Aufgabe übertragen wurde, mich um die Befestigung und Bewachung der Motte und des Dorfes zu kümmern.“

Froh, dass ihm dieser Punkt noch eingefallen war, fühlte er sich schon deutlich sicherer in seiner Argumentation. „Ihr habt bestimmt ein besseres Händchen dafür, was ihr guttun könntet. Bitte eilt Euch, es wäre mir recht, wenn sie nicht allein wäre in dieser finsternen Stunde, wo sie ihren Sohn misst und ihr Mann in die Schlacht reitet.“ Dass er Angst hatte, Erzelhardts Gemahlin und seine Base könnten sich dort oben gegenseitig in den Wahn reden, ließ er lieber ungesagt.

Mirja hatte die Absage des Hauptmanns erwartet und ging daher ohne ein weiteres Wort zum Haupthaus. Sie suchte eine Bedienstete auf, versuchte ein besonders herrschaftliches Gesicht aufzusetzen und erklärte, dass Mirja von Ahrfolden auf Gesuch des Burghauptmanns die Hausherrin zu sprechen wünsche. Mit steigender Spannung – und Unsicherheit, wie sie zu ihrem Ärger bemerkte – wartete sie auf eine Reaktion der Bediensteten.

Doch die winkte nur ab und schüttelte müde den Kopf. „Ihre Hochgeboren ist nicht hier, junge Dame, sie hat sich schon in aller Frühe zur Kapelle begeben, um dort zu beten. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr aber hier auf sie warten. Oder bei uns in der Küche. Da ist es viel wärmer. Ihr seht aus, als hättet ihr die ganze Nacht nicht geschlafen. Und was zu Beißen könnte sicher auch nicht schaden, oder? Kommt einfach mit!“

Sobald alle Waffenfähigen wieder im Hof der Motte waren, gab der Burghauptmann den Befehl, die Tore zu schließen. Wenn er schon hierbleiben musste, gedachte er wenigstens für diejenigen Sorge zu tragen, die bei ihm waren. Sollte die Vermutungen der Base des Barons zutreffen und die Rauhenecks hatten mit der ganzen Sache tatsächlich etwas zu tun, konnte man nicht wissen, was sie noch vorhatten.

Die bornische Adlige sprach er an, nachdem er die verbliebenen Wachleuten auf ihre Posten verteilt hatte. Er gab ihr zu verstehen, dass es ihr freistünde, wie sie sich einbrächte, doch sein Ton verriet, dass er darauf hoffte, sie würde sich den Leuten auf der Motte anschließen. Die Frau blickte ihn daraufhin verwundert an – was Gerwulf wiederum leicht aus der Bahn warf. War der Wunsch etwa zu vermessen? Würde sie ihn dafür jetzt tadeln? Bekanntlich sprang der sewerische Adel mit Gemeinen ja nicht sonderlich pfleglich um. Doch glücklicherweise blieb ihm jegliches Gekeife erspart. Die Frau schien ernsthaft besorgt um ihren Zossen und war deshalb wohl auch nicht sonderlich gesprächig. Sie nickte ihm bloß zu und wollte sich schon wieder ihrem Pferd zuwenden, als ihr wohl klar wurde, dass er schon ganz gern eine etwas konkretere Antwort als die gehabt hätte.

„Da“, meinte sie. „Sicher, Hauptmann. Ich bleibe auf der Burg und werde dich unterstützen, falls es Probleme gibt. Erhoffe dir aber nicht zu viel davon. Ich bin keine Kriegerin.“

Keine Kriegerin? Verwundert ließ der Burghauptmann den Blick über die Gestalt der kleinen Blondine gleiten. Zu ihrem dicken Mantel und der hohen Mütze turg sie gleich zwei Langolche am Gürtel und bewegte sich geschmeidig und bedacht – wie er es gemeinhin nur von Kämpfern kannte. Er hatte angenommen, dass sie eine bornische Ritterin mit etwas ungewöhnlicher Waffenwahl war. Einigermaßen irritiert wandte er sich nun von ihr ab und den nächsten Aufgaben zu. Die ersten Neugierungen bestürmten ihn schon kurz darauf, denn der nächtliche Vorfall und seine Ursache hatte noch lange nicht die Runde gemacht.

So verbrachte Gerwulf sicher ein halbes Wassermaß damit, seine Leute auf den Stand der Dinge zu bringen und sie mit Aufgaben für den Tag zu versorgen. Doch gerade, als ihm zum ersten Mal an diesem Morgen eine kurze Pause zum Durchatmen blieb, verschlug es ihm gleich aufs Neue die Sprache. Eben noch hatte er die junge Ahrfoldenerin in das Haupthaus geschickt, um nach der Baronsgemahlin zu sehen und jetzt trat ausgerechnet die aus der benachbarten Kapelle, ganz ohne Begleitung. Sie sah übernächtigt und blass aus – verletztlich irgendwie, krank und viel kleiner als sonst –, machte davon abgesehen aber einen gefassten Eindruck.

Blieb ihm denn gar nichts erspart? Gut, würde er ihr eben berichten, dass die Ahrfoldenerin hiergeblieben war – sowie eine der Bornischen. Er eilte sich, auf dass er allein mit seiner Herrin sprechen konnte, legte er doch wenig Wert darauf, dass seine Leute allzu viel von ihrem desolaten Zustand mitbekamen. Das Gerede war ohnehin schon am Brodeln. Als er bis auf zwei Schritt an Thargrin herangekommen war, verringerte Gerwulf seine Geschwindigkeit und blickte sie abwartend an.

„Den Göttern zum Gruße“, sie blieb stehen und sah dem Burghauptmann mit festem Blick in die Augen. „Was gibt es denn, Gerwulf?“

Verdutzt schaute er sie an. „Macht ganz den Anschein, als würde sie mir nicht reinreden wollen. Gut“, dachte er bei sich. Damit hatte er im Stillen gerechnet.

„Die junge Ahrfoldenerin, sie ist drin, konnte ja schlecht zu Fuß mit den anderen mit“, beeilte er sich, eine Erklärung für die Störung zu liefern. Doch sein im Grunde recht weiches Herz meldete Zweifel an, rügte ihn für seine Kaltschnäuzigkeit und gemahnte ihn zu gutem Benehmen gegenüber dieser Frau, die sicher gerade die schlimmsten Momente ihres Lebens durchmachte. „Und ... ja außerdem ...“ Warum wollten ihm jetzt nur nicht die rechten Worte einfallen? „Wir alle hier fühlen mit Euch und Eurem Gemahl, Hochgeboren. Wollt nur, dass Ihr das wisst ...“ Lieber wäre er jetzt inmitten einer Horde Goblins gewesen, als hier zu stehen und in die hellen Augen der Praioranerin zu blicken, deren Ausdruck er noch immer nicht zu deuten wusste.

„Das ist sehr freundlich von dir“, meinte Thargrin, aber es klang so, als wäre sie nicht recht bei der Sache. Auch ihr Blick schien für einen Moment in die Leere zu gehen, fand dann aber den des Burghauptmanns und hielt ihn für eine Weile. „Mehr noch als das würde mich allerdings etwas anderes interessieren, Gerwulf“, erst nachdem sie sich versichert hatte, dass niemand in unmittelbarer Nähe stand, sprach die Baronsgemahlin weiter, „Ich möchte wissen, wie du die Situation einschätzt. Was denkst du, ist geschehen?“

„Was glaubt sie, wer ich bin? Ein verdammter Hellseher?“, fragte sich Gerwulf und unterdrückte mühsam den Drang, ungeduldig auf den Absätzen zu wippen. Stattdessen hob er nur beide Hände zu einer eher vagen Geste, die sein Unwissen spiegelte.

„Ich bin ein Mann des Kampfes, Hochgeboren. Um mir eine Meinung zu bilden, fehlen mir entscheidende Hinweise. Dazu hätte ich erst einmal die Spuren deuten müssen ... soweit noch welche zu finden sind. Oder das Kampfgeschehen, aus kundigem Kriegermund gespiegelt. War es ein Zufall, dass die beiden Gruppen aufeinandertrafen oder eine gezielte Aktion? Mir erscheint alles so ... merkwürdig. Bis auf diesen einen ekelregenden Fund, den wir hatten – mit dem missgestalteten Goblin – war Ruhe eingekehrt. Keine Rotpelze sind mehr in Erscheinung getreten.“ Er wirkte ehrlich ratlos und musterte sein Gegenüber besorgt.

„Wir ergehen uns in Spekulationen, die niemandem helfen, Hochgeboren. Die Anschuldigungen, die gegen die Familie Rauheneck ausgesprochen wurden, sind ebenso gut möglich, wie sie unmöglich sind. Ich meine, gehört zu haben, dass sie beim Feldzug des Grafen gegen die Goblins in 1030 an unserer Seite gekämpft haben. Aus dem Blickwinkel betrachtet, erachte ich es als eher unwahrscheinlich, dass sie die Drahtzieher hinter dem Ganzen sind.“ Gerwulf nahm an, dass dies

eine Seite war, die Thargrin eher nicht hören wollte. Darum beeilte er sich, zu erläutern, was er noch zu sagen hatte.

„Andererseits frage ich mich, gibt es so ... vernunftbegabte Schamanen unter den Goblins, dass sie absichtlich diesen Zug durchs Vehn abgewartet haben könnten, um Rache zu üben ... ? Woher sollten sie ihr Wissen haben, dass Ihr Euren Sohn weggeben wolltet und wohin? Wem würden sie sich sonst beugen und folgen? Ich weiß es nicht zu sagen ... gibt es andere, die Euch Schaden wollen und dafür ein Bündnis mit den Rotpelzen in Kauf nehmen würden?“ In seinem Geist gab es nur noch einen, der hier in der Baronie mit dem Baron und seiner Gemahlin im Streit lag: den Druiden, den sie hier alle „Hüter“ nannten. Da er diesen Mann aber nicht persönlich kannte, wollte er die Idee gar nicht erst äußern.

Thargrin war seiner Ansprache zunächst nicht sonderlich aufmerksam gefolgt. Erst als er den Namen Rauheneck erwähnte, schien die Baronsgemahlin etwas munter zu werden. Doch sehr zu Gerwulfs Erstaunen ärgerte sie sich augenscheinlich nicht im Mindesten darüber, dass er die Rolle der Heckenreiter noch einmal hinterfragte und nicht bereit war, sie ohne Weiteres als Übeltäter abzustempeln. Stattdessen nickte die junge Praioranerin bedächtig. Alles in allem schien er genau das gesagt zu haben, was sie sich im Vorfeld erhoffte. Dennoch konnte sich Thargrin ein leises Seufzen nicht verkneifen und als sie ihm wieder in die Augen sah, erkannte er auf ihren Zügen die gleiche verzweifelte Ratlosigkeit wie zuvor.

„Diese Fragen habe ich mir auch schon gestellt“, meinte sie schließlich leise. „Es beruhigt mich einerseits, dass ich nicht die Einzige bin, die das tut. Andererseits beunruhigt es mich aber auch, mir Gedanken darüber machen zu müssen, wer uns noch Übles will.“ Der Blick der Praioranerin bohrte sich in den des Burghauptmanns, ganz so als hoffe sie, die Antwort darauf von ihm zu erhalten – wenngleich sie sich doch im Klaren darüber sein musste, dass er kaum mehr wissen konnte als sie. „Ich nehme an, fürs Erste müssen wir einfach alles für möglich halten und dürfen nichts ganz ausschließen, nicht wahr?“

Gerwulf nickte einigermaßen geknickt, weil er sich Sorgen über die Herrin machte und die ganze Lage ihm ein Bauchgrimmen verursachte, das er nun erst einmal mit einem Bissen zu besänftigen trachtete. „Wir sind gewarnt und keiner an den Toren und auf den Posten wird leichtfertig jemanden einlassen, der nicht aus Praiosingen ist. Einerlei ob es nur die Goblins waren, die uns überrascht haben, oder ob wer anders dahintersteckt.“ Damit trat er einen Schritt zurück und nickte Thargrin noch einmal zu. „Ich bitte, mich zurück auf meinen Posten begeben zu dürfen.“

„Hum“, Thargrin warf dem Burghauptmann einen etwas unzufriedenen Blick zu und wedelte dann geistesabwesend mit der Hand. „Ja, nur zu. Geh zurück auf deinen Posten.“

Bevor sie sich selbst abwandte, musterte sie sein Gesicht noch einmal mit nachdenklich gerunzelter Stirn und nickte zum Abschluss leicht. Sorgenvoll sah Gerwulf der schmalen Gestalt der Baronsgemahlin hinterher, die kurze Zeit später im Inneren der Motte verschwand.

Die Suche beginnt

Dorf Birken und Gut Sadurac, Baronie Rotenforst, Mitte Efferd 1033 BF

Der Nebel hatte sich kaum gelichtet, als Erzelhardts Trupp Birken erreichte – und so machte es den Anschein, Dorf und Gut würden aus einem pudrig-weißen Wolkenmeer emporstreben. Wie gierige Geisterfinger krochen dünne Schwaden aus dem Moor hervor, um gierig nach den Behausungen der Menschen zu greifen, die eben erst mit ihrem Tagwerk begannen. Ein gutes Stück vom Dorf entfernt hatte Erzelhardt das Zeichen zum Halt gegeben und einen Jagdknecht ausgesandt, der den Rondrageweiheten herbeiholen sollte. Immerhin war damit zu rechnen, dass sie im Vehn auf Leichen stoßen würden. Da konnte es kaum von Nachteil sein, einen Diener der Zwölf bei sich zu haben. Der Baron selbst beabsichtigte, direkt zum Gut der Lhandrovals zu reiten, um seine Bewohner über die Geschehnisse der vergangenen Tage in Kenntnis zu setzen. Derweil sollte der Hauptteil des Trupps das Dorf passieren und beim Rihtboum warten. Mit dieser klaren Ansage, wandte sich Erzelhardt von seinen Leuten ab und ritt – in Begleitung der beiden fremden Ritter – nach Sadurac.

Den Weg hinter sich lassend und einem Kaninchen gleich Haken schlagend, wetzte Wilf über die Äcker. Abgeerntet, aber noch nicht umgebrochen, stellten sie eine arge Herausforderung für den kleinen Jungen dar. Doch er war sicher, sein Weg war der schnellere. Beherzt setzte er über einen Graben, kraxelte auf allen Vieren aus ihm heraus, nachdem er im lockeren Erdboden abgerutscht war und klammerte sich an den weit ausladenden Ast eines Weißdorns, um besser um die Kurve zu kommen. Meckernd stieben die Schafe auseinander, als sich Wilf dem Gut von hinten näherte. Er stieß das Törchen zum Küchengarten auf und geradewegs in das Küchenmädchen hinein. Dessen Händen entglitt – zugleich mit einem spitzen Schrei aus ihrem Mund – ein großer Korb mit frisch geernteten Zwiebeln und Kräutern, als der Junge sie über den Haufen rannte. Lautloses Gerangel schloss sich an, vorläufig beendet von einer schallenden Ohrfeige.

„Tölpel, elendiger“, keifte die Magd. „Jetzt schau dir nur an, was du angerichtet hast.“

Wilf hatte keine Zeit für sowas, er sprang auf die Füße und ächzte: „Der Baron kommt, mit Gefolge ... so eins hat man hier noch nicht gesehen. Der Baron und ... so ... viele Ritter! Sag's der jungen Herrin, geschwind!“

„Ihr Götter“, Leakardia fluchte, während sie durch ihr Zimmer hüpfte und versuchte, einen der Reitstiefel überzustreifen. „Kein Bote, keine Vorwarnung, das gefällt mir nicht. Hilf mir!“

Ihr Vater hatte es ob der frühen Stunde nicht recht eingesehen, die bequeme Hauskleidung abzulegen und sich in Schale zu werfen. Einziges Zugeständnis war eine Art Morgenmantel, den er sich übergeworfen hatte. Ansonsten verlagerte er sich darauf, den hektischen Bemühungen

seiner Tochter zuzusehen und sich dabei eine Pfeife zu stopfen. Seufzend legte er Beutel und Pfeife nun aus der Hand und half Leakardia dabei, das schwere Kettenhemd anzulegen. Schon erklang Hufschlag auf dem Hof.

„Ihr Götter!“, keuchte die junge Ritterin erneut und schnappte sich den Wappenrock, den sie mit ungelenten Bewegungen über den Kopf zog. „Die Küche soll sich bereithalten, falls Seine Hochgeboren noch ein Frühstück wünscht“, bellte sie der Magd zu. Sie schnappte ihren Schwertgürtel und eilte mit langen Schritten in Richtung des Eingangs. Vor der Tür verharrte sie kurz, schloss die Schnalle, richtete den Gürtel und strich sich fahrig über die Haare. Immerhin, so beglückwünschte sie sich innerlich, waren diese ordentlich und zu einem Pferdeschwanz gebunden.

Wesentlich langsamer und genussvoll paffend kam ihr Vater um die Ecke. Leakardia seufzte ergeben. Immerhin war sie standesgemäß gekleidet. Wenn sie Glück hatte, sah der Baron darüber hinweg, dass der Edlengemahl ihn in Pantoffeln und Hausmantel begrüßte.

„Was?“, grollte Ailfir wenig schuldbewusst. „Wenn Seine Hochgeboren unangekündigt erscheint, zu einer Zeit, da anständige Adlige sich gerade zum Frühmahl setzen, muss er damit leben, dass ich nicht in meinen Stiefeln stecke.“

Leakardia seufzte noch einmal, lauter diesmal.

„Is doch wahr“, grummelte ihr Vater. „Baron hin, Baron her. Ich hasse es, wenn meine Grütze kalt wird!“ Dann öffnete er die Tür, ließ Leakardia aber den Vortritt.

Sie trat hinaus, verharrte kurz und musterte die beiden unbekannten Begleiter ihres Lehnsherrn. Stirnrunzelnd sprang sie die Treppenstufen herunter und verbeugte sich vor Erzelhardt.

„Den Göttern zum Gruße, Hochgeboren. Was verschafft uns die Ehre zu so früher Stun...“, sie sah auf und bemerkte den düsteren Blick des Graufenbeiners. „Was ist passiert?“, beendete sie ihre höfliche Begrüßung abrupt und zutiefst besorgt.

„Auf ein Wort“, entgegnete der Graufenbeiner und schwang sich mit einer erstaunlich behändigen Bewegung aus dem Sattel. Bevor er Leakardia und ihrem Vater mit einer vagen Geste zu verstehen gab, dass sie ihm folgen sollten, warf er noch einen prüfenden Blick in die Runde. Dann stieg er die Stufen hinauf, die die junge Ritterin eben erst hinabgesprungen war und blieb vor der Eingangstür des Gutshauses stehen.

„Unter uns.“ Sein Blick wurde noch ein wenig finsterer, als er Leakardia und Ailfir nacheinander forschend in die Augen sah. „Es tut mir leid, dass ich keine bessere Kunde bringe. Wie es aussieht sind mein Sohn und Eure Mutter ... Frau ... im Vehn in einen Hinterhalt geraten. Wir haben keine Ahnung, wie die Sache ausgegangen ist. Zu uns brachten die Besucher aus dem Bornland“, er deutete auf die zwei Ritter hinter sich, „nur Heidelore zurück. Ich nehme an, dass es irgendwo in diesem götterverlassenen Drecksloch den Schauplatz eines Kampfes gibt, der uns mehr verraten wird. Wir begeben uns eben auf der Suche danach.“

Gespannt beobachtete Anshag die Reaktion der Edlen dieses Lehns, bemerkte er doch an der Art und Weise, wie der Baron zu ihnen sprach, dass sie nicht nur einfache Lehnsnehmer waren, sondern mehr mit dem Überfall zu tun hatten als die anderen Gefolgsleute, die er zu seinem Sitz befohlen hatte. Derweilen schielte er, wie schon auf dem Ritt hierher, immer wieder auf Pjerow, um dessen Gemütslage herauszufinden. Seine Worte beim Aufbruch hatten ihn doch irgendwie ein wenig irritiert.

Leakardia erstarrte, während ihr Vater in einer bedächtigen Bewegung die Pfeife aus dem Mund nahm und den Baron erschrocken anblickte.

„Überfall ... im Vehn?“ Er sah zu den beiden fremden Recken hinüber und runzelte die Stirn. „Verflixt noch eins, was ist das wieder für eine Gaunerei?“, grollte der alte Greifenfurter und zog die Brauen zusammen.

„Gebt mir bitte einen Moment, Hochgeboren. Mein Ross muss gesattelt werden, dann bin ich bereit, Euch zu folgen“, presste Leakardia tonlos hervor. Sie war inzwischen ausnehmend blass. „Unsere Waffenknechte bleiben hier, Herr Vater. Habt ein waches Auge auf die Straßen und warnt das Volk. Wie es scheint, müssen wir allenthalben mit Übergriffen rechnen. Mit Eurer Erlaubnis“, wandte sie sich wieder an den Baron, „ziehe ich mich kurz zurück, um das Notwendige zu packen.“

„Nur zu“, Erzelhardt entließ die Tochter seiner Lehnsfrau mit einer knappen Geste und wandte sich dann dem Ehemann zu. „Wachsamkeit kann bestimmt nicht schaden, denn in der Tat weiß bisher noch niemand, was in dem Moor überhaupt passiert ist. Allerdings steht außer Frage, dass Goblins an dem Überfall beteiligt gewesen sind – und zwar nicht gerade wenige. Wir können uns nicht erklären, wo sie plötzlich wieder hergekommen sind.“ Der Baron hielt inne und fuhr dann leiser – mehr an sich selbst gewandt – fort: „Möglichkeiten gibt es ja viele. Sie können aus dem Bornischen gekommen sein oder von der Sichel runter über die Heide ... oder über das Land der Rauhenecks. Mehr werden wir erst sagen können, wenn wir ihre Leichen gesehen haben.“

Ailfir nickte mechanisch, während er wiederholt Laute der Bestätigung ausstieß. „Hmhm hmhm hmhm“, brummte er. Seine Hand hatte sich um den Pfeifenkopf gelegt und die weißen Knöchel gaben Aufschluss darüber, mit welchem Druck er ihn festhielt. Mit einem langen Atemzug stieß er den einbehaltenen Rauch aus und blickte den Baron aufmerksam an.

„Augenblicklich ist es ja fast egal, unter welchem Stein die kleinen Dreckskerle hervorgekrochen sind, newahr? Wir müssen sie Mores lehren und dorthin zurücktreiben, wo sie hingehören. Meine Gemahlin“, er schluckte, „weiß, was sie tut, Hochgeboren. Solange noch Leben in ihr ist, wird sie Euren Sohn schützen, dessen bin ich sicher. Und ich glaube nicht, dass Goblins eine Ritterin Weidens einfach so ...“ Er brach ab und blickte in unbestimmte Fernen. Dann gab er sich einen Ruck, schniefte leise und fasste den Baron wieder ins Auge. „Sie weiß, was sie tut! Keinesfalls wird sie es den Rotpelzen leichtgemacht haben. Es ist schließlich nicht ihr erster Kampfeinsatz, sie hat schon anderes überstanden. Den Orkensturm ... na ja ... Ihr wisst es ja!“

„Ja, ich weiß und sehe es ganz wie Ihr: Sie wird es ihnen nicht leichtgemacht haben.“ Dennoch wirkte der Blick, den der Baron dem Gemahl seiner Vasallin zuwarf, etwas skeptisch. Er schien

ergründen zu wollen, welcher Meinung Ailfir nun tatsächlich anhing; ob er wirklich glaubte, dass seine Frau noch lebte – wurde aus der Miene des Greifenfurters aber offenbar nicht schlau und beendete die Musterung daher mit einem leisen Schniefen. „In jedem Fall werden wir uns eilen, Wohlgeboren, und falls es noch irgendetwas zu retten geben sollte, werden wir es retten. Das verspreche ich Euch.“

In den Augen Erzelhardts lieferten sich Wut und Verzweiflung einen erbitterten Wettstreit. Als die Verzweiflung zu obsiegen drohte, wandte er sich eilig von dem Lhandroval ab, um wieder zu seinem Zossen hinüberzugehen und sich mit einer raschen Bewegung in den Sattel zu ziehen. Hier oben würde er nun auf die Rückkehr Leakardias warten.

Arleon Ynglingar von Firunen schickte sich gerade an, die Hütte zu verlassen, als seine Pläne für diesen Tag durcheinandergewirbelt wurden. Nach seinen allmorgendlichen Übungen und einem nahrhaften Frühstück hatte er im Rondraschrein nach dem Rechten gesehen. Die Kohlebecken mussten aufgefüllt werden, im Opferstock fand er einige kupferne Münzen und vor dem Altar einen in Leder eingeschlagenen Hammelbraten, dick eingerieben mit Kräutern und Knoblauch. Dem Rondrianer lief das Wasser im Munde zusammen und er bedachte die mutmaßliche Spenderin – Schäferin Eldrid – mit einem kurzen Gebet zu ihren Gunsten, ehe er das Fleisch hinter der Hütte in die Erdkammer legte. Er musste sich noch umziehen, bevor er auf die nahe Baustelle ging. Das Hämmern der Steinmetze klang bereits herüber, ebenso das Ächzen der Gerüste – beides Geräusche, die ihn antrieben.

Doch noch bevor er sich des Kettenhemdes entledigt hatte, erklangen Schritte im Schrein. Ein Jagdknecht des Barons kam herein und seine Miene veranlasste den Geweihten, seine Vorbereitungen sofort zu unterbrechen. Kurz und knapp wurde er ins Bild gesetzt, ebenso eilig fällte er seine Entscheidung. Dem Jagdknecht fiel die Aufgabe zu, das Streitross des Rondrianers zu satteln, derweil dieser sich reisefertig machte und den Baumeister informierte.

Ein knappes halbes Wassermaß später kehrte der Jäger in Begleitung des Geweihten zu Erzelhardts Schar zurück. Arleon hatte nach einigem Zögern das Kettenhemd angelassen, Helm und Plattenteile ergänzten seine Rüstung. Über der Schulter wehte ein einfacher grauer Wollumhang, gehalten von Ynglingar, dem Zweihänder und Weiheschwert Arleons. Er hatte sich in den Sattel seines alten Falben Luppe geschwungen, weil selbst er einsah, dass es nicht anging, wenn ein Geweihter der Alveransleuin mit dem Fußvolk hinter den Adligen her trabte. Er bedauerte dies mindestens ebenso wie Luppe, der lieber im warmen Stall stand, als einen so ungeschickten Reiter wie seinen Herrn durch die Sichelwacht zu tragen.

Hinter dem Sattel hing der schwere Rundschild mit dem Signet des Schwertbunds, an der Hüfte des Reiters baumelte eine Kriegsaxt, daneben ein schwerer Dolch. Dem Jäger zuliebe ritt Arleon im Schritt. Beim Näherkommen musterte er das Grüppchen, das im Schatten des Rihtboums auf die Rückkehr des Barons wartete und hob erstaunt die Brauen. Zusammen mit den fremden Rittern, die der Jäger erwähnt hatte, der jungen Lhandroval und dem Baron, war das ein großer

Trupp Bewaffneter. Seine Augen wanderten zu seinem Begleiter, dessen Blick ein „Hab ich’s nicht gesagt“ ausdrückte, und nickte bestätigend.

Um die Stimmung des barönlichen Trupps zu drücken, hätte es den wabernden Nebel im Vorhof des Egisgrimoltsvehns sicher ebensowenig gebraucht, wie die Nähe des unheimlichen Richtbaums oder das Krächzen der Raben, die düsteren Vorboten gleich in seinen Ästen hockten. Arleon presste die Lippen aufeinander, denn wie die meisten hier glaubte er nicht daran, dass sie im Egisgrimoltsvehn einen erfreulichen Fund machen würden. Er war bestimmt auch weniger seiner Kampfkraft wegen hier. Der junge Geweihte schniefte leise. Er hasste es, Totengräber zu sein.

Auf der Walstatt

Egisgrimoltsvehn, Baronie Rotenforst, Mitte Efferd 1033 BF

Das Krächzen der Krähen hallte ohrenbetäubend laut durch das ansonsten totenstille Moor. Es war der erste Hinweis darauf, dass sie sich dem Ort des Geschehens näherten. Ein gruseliger Hinweis, aber immerhin einer, der dem Baron und seinen Begleitern eine vage Vorstellung davon vermittelte, was sie erwartete. Ungeduldig trieb Erzelhardt sein Gefolge zu noch größerer Eile an, wollte sich aber schließlich nicht länger von dem strauchelnden Fußvolk aufhalten lassen und gab seinem Klepper die Sporen. Trotz der ewig feuchten Holzbohlen ließ er das Tier angaloppieren, und seine Hufe dröhnten wie Donnerschlag auf den morschen Untergrund.

Die anderen Berittenen sahen dem Baron einen Moment verwundert hinterher, bevor sie die Verfolgung aufnahmen. Es gelang ihnen nicht, Erzelhardt einzuholen – und so kam es, dass er das verlassene Schlachtfeld als Erster erreichte. Für die Dauer eines Lidschlags verharrte der Graufenbeiner am Rande des grausigen Schaubilds von Tod und Vernichtung, dann sprang er aus dem Sattel und begab sich mitten hinein. Den Blick fest auf den Boden – auf die gefallen Leiber von Freund und Feind – gerichtet, marschierte er los. Dabei schien er sich nicht im Geringsten für die Ankunft seiner Begleiter zu interessieren oder dafür, dass er mit seinen Schritten etliche Totenvögel aufscheuchte, die sich protestierend und wie wild mit den Flügeln schlagend in krüppelige Bäume und Sträucher am Wegesrand zurückzogen.

Krächzen, Knarzen, Rauschen und Blubbern erfüllte nunmehr die Luft – gemeinsam mit dem Gestank der Verwesung. Immerhin blieb das Sirren von Insekten aus, denn der erste Frost des Jahres hatte den meisten von ihnen bereits vor einigen Wochen den Garaus gemacht. Selbiges galt leider nicht für allerlei Käfer und anderes Kriechgetier, die sich vom Auftauchen des Barons weitgehend unbeeindruckt weiter an den Kadavern gütlich taten. Doch Erzelhardt sah über all das hinweg, während er mit fahrigen Bewegungen und sorgenvoll gerunzelter Stirn nach dem Leib seines Sohns suchte.

Leakardia von Lhandroval blickte ihrem Baron überrascht hinterher. Sie selbst kämpfte gegen den Drang an, sich der Walstatt im Galopp zu nähern und jetzt, da Erzelhart ihr zuvorgekommen war, verbot es sich, dem Baron in die Quere zu kommen. Vermutlich benötigte er diese ersten Augenblicke für sich selbst. Stattdessen stellte sie sich in den Steigbügeln auf und versuchte, sich einen Überblick zu verschaffen.

Ein unmögliches Unterfangen! Die Grenzen des Schlachtfelds waren unabsehbar. Selbst in den Tümpeln und Teichen konnten sich Tote verbergen, wie sie erkannte. Einige Schritt von Erzelhart entfernt ragte die angenagte Hand einer Leiche aus einem Moorage hervor, ein Rabe hatte sie sich zur Sitzgelegenheit erkoren. Nun, da der Mensch sich näherte, stieß er sich ab und flatterte – mühsam an Höhe gewinnend – davon. Der Bewegung des Vogels sei Dank winkten die spitzen Totenfinger höhnisch zu ihr herüber. Leakardia schluckte und setzte sich wieder in den Sattel. Sie trieb ihr Ross zum Trab, denn sie wollte den Rücken des Graufenbeiners nicht unbeschirmt lassen. Hinter seinem Pferd zügelte sie das ihre und stieg ebenfalls ab.

Arleon hingegen nutzte die erstbeste Gelegenheit, um aus dem Sattel zu springen. Noch deutlich vor den ersten Kampfspuren führte er Luppe auf einen kleinen Hügel und band die Zügel an einigen Ästen fest. Dann näherte er sich der nächsten Leiche, die er erkennen konnte. Auf dem Weg dorthin bedeutete er dem sewerischen Ritter, die Umgebung im Auge zu behalten.

Die beiden Männer hatten sich auf dem Weg eine ganze Weile miteinander unterhalten und Pjerow hatte Arleon auf Anhieb sympathisch gefunden. Außerdem war er im Sewerischen zum Priester geweiht worden, was ihm zusätzliche Sympathiepunkte einbrachte. Nun nickte der Ritter verstehend und blickte sich nach einem Ort um, von dem aus er alles im Auge behalten konnte. Nahe eines großen Moorteichs lag ein langer Findling, überwuchert von Moosen und Farnen. Er lenkte seinen Norburger dorthin, veranlasste ihn über einen kleinen Graben zu setzen und wendete das Ross dann beinahe auf der Stelle. Nun stand er abseits des Bohlenpfads auf felsigem, leicht erhöhtem Untergrund und ließ seine Augen schweifen.

Anshag sah, dass sich andere um die Sicherung des Umfelds kümmerten und beschloss daher, die Walstatt zu betreten. Er zog seinen Schal über Mund und Nase, um den gröbsten Gestank abzuhalten und versuchte, anhand der Zahl der Gefallen zu bestimmen, wie groß wohl die Zahl der Angreifer gewesen war. Da er keinen der Toten persönlich kannte, versetzte ihn deren Anblick zwar in schlechte Laune, aber im Grunde blieb er recht gelassen. Bis etwas geschah, das ihn doch aus der Reserve lockte: Er blickte sich noch um, als ihn plötzlich ein kräftiger Hieb ins Gesicht traf. Er spürte wildes Gezappel und war scheinbar erblindet. Dazu kam ein fürchterliches Geschrei. Anshag wusste sich nicht anders zu helfen, als um sich zu schlagen. Das allerdings kostete ihn das Gleichgewicht: Er fiel mitsamt Gegner aus dem Sattel und schlug hart auf. Dabei hörte er ein kräftiges Knacken direkt an seinem Ohr, weshalb er zunächst dachte, er hätte sich selbst den Hals gebrochen.

„Was für ein erbärmlicher Abgang...“, schoss es ihm durch den Kopf und er wartete einen Moment auf das Rauschen von Golgaris Schwingen. Doch dann wurde ihm klar, dass er keineswegs tot war. Schnell stand er auf und mit einer hektischen Bewegung schlug er den schwarzen Schemen, der immer noch vor seinem Gesicht hing, beiseite. Erst da begriff er, was passiert war: Einer der Rabenvögel war von ihm aufgeschreckt worden und mitten im Flug auf ein Hindernis getroffen: Anshags Gesicht. Er hatte sich mit den Krallen im Schal verfangen und war trotz heftiger Gegenwehr nicht losgekommen. Als sie beide dann auf dem Boden landeten, war es das Pech des Vogels gewesen, dass er zuunterst lag und das ganze Gewicht von Anshag abbekommen hatte – woran er nun leider verendet war. Wahrlich kein schöner Tod. Direkt von einer festlich gedeckten Tafel in die Ewigkeit.

Nachdem ihm das alles bewusst geworden war und er sich des Kadavers entledigt hatte, schaute Anshag in die Runde und rief: „Hat man so was schon mal gesehen?“ Das war das Einzige, was ihm dazu fürs Erste einfiel.

Glücklicherweise schien sich aus seiner Sprachlosigkeit im Moment niemand etwas zu machen. Der Baron sah nur einmal kurz hinüber, als plötzlicher Lärm aufbrandete. Er erkannte relativ schnell, welches Drama sich nur wenige Schritte von ihm entfernt zutrug, und wandte sich dennoch gleich wieder ab, um seine Suche fortzusetzen. Völlig vertieft darin, bekam er vom Sturz des Trutzers offenbar gar nichts mit. Stattdessen wurden die Bemühungen des Graufenbeiners

zunehmend fahrig und ein paar Mal strich er sich ratlos mit der Hand übers Gesicht. Er schien nicht recht glauben zu können, was er an diesem grausigen Ort des Todes sehen bekam – und noch weniger, was er hier eben gerade nicht sah. So kam es, dass er fast ein wenig erleichtert wirkte, als der Jagdmeister mit seinen Knechten und den Hunden am Ort des Geschehens eintraf. Sofort winkte Erzelhardt Anshelm zu sich und gab ihm mit einer herrischen Geste zu verstehen, dass er sich eilen sollte.

„Ich kann meinen Sohn nicht finden“, begann er ohne Umschweife. „Schaut Ihr Euch das Ganze noch mal genauer an und wenn Ihr ihn ebenfalls nicht seht, gebt mir Bescheid.“

Den Baron nur halbherzig im Auge behaltend, war die Lhandroval ihm ins Moor gefolgt. Ohne Unterlass blickte sie sich um, reckte den Kopf und suchte das Terrain nach etwas Bestimmten ab. Als Erzelhardt den Klingathanner an seine Seite rief, deutete die junge Ritterin dies als Zeichen, dass sie entlassen war. Sie drehte sich auf der Stelle um und nahm den Bohlenweg fest in den Blick. Mit den Augen immer wieder zu diesem zurückkehrend, blickte sie umher. Ein ums andere Mal verlagerte sie ihren Standort und wählte ihre Schritte mit Bedacht.

Dann endlich erkannte sie einen großen, dunklen Schatten, den sie bislang für einen weiteren Findling gehalten hatte. Etwas bewegte sich im vermeintlichen Stein und der angenommene Sprung im Fels entpuppte sich als Teil eines Sattels – als der hochgezogene hintere Teil eines Kampfsattels. Leakardias Herz hörte auf zu schlagen. Sie war nicht überrascht, etwas anderes zu erwarten wäre töricht gewesen. Dennoch brachte die nahe Gewissheit sie aus dem Gleichgewicht. Sie schwankte, ehe sie sich auf den Weg machen konnte, jeden Zweifel auszuräumen.

Eilends hastete sie voran, achtete nicht wirklich auf ihren Weg und musste darum spritzend und platschend einen Tümpel durchqueren. Sie erkannte das, was einmal der stolze Wallach ihrer Mutter gewesen war. Der Kopf des Tieres war gnädigerweise halb versunken und der einst mächtige Leib versperrte ihr die Sicht. Vornübergebeugt, um nicht zu fallen, umrundete sie den Kadaver und erkannte darunter halb verborgen das blutverschmierte und mit Moorwasser vollgesogene Ebenbild ihres eigenen Wappenrocks. Das Antlitz ihrer Mutter war ihrem Blick nach wie vor entzogen, denn sie trug noch immer einen geschlossenen Visierhelm. Leakardia erstarrte erneut. Ohne es zu bemerken hob sie ihre rechte Hand und krampfte sie in ihren Wappenrock. Dann sprang sie nach vorn, fiel auf die Knie und berührte mit zitternden Händen sacht den Helm, unfähig im Augenblick mehr zu tun.

Gut zehn Schritt von der zitternden Rittfrau entfernt, gestikulierte Erzelhardt noch immer wild in der Luft herum. Er gab Befehle, trug seinem Jagdmeister und dessen Knechten auf, die ganze Umgebung nach Spuren abzusuchen, sich damit aber nicht zu viel Zeit zu lassen, denn jeder Atemzug würde dafür sorgen, dass der flüchtige Feind weiter entkommen könne. Derart unter Druck gesetzt spritzten die Männer und Frauen ins Moor, als sei eine ganze Horde Dämonen hinter ihnen her, sobald der Baron sie freigab. Das Hecheln der Hunde und die aufgeregten Stimmen der Waldläufer wurden schnell leiser, verstummten dann ganz. Allein das leise Rascheln, Knacken und Gluckern um den Unglücksort herum verriet schließlich noch die Betriebsamkeit im Unterholz.

Erzelhardt lauschte den Geräuschen eine ganze Weile, er schien vor Anspannung regelrecht bersten zu wollen. Doch war ihm bewusst, dass es dauern würde, bis seine Leute mit ersten Erfolgsmeldungen zurückkehren würden. Deshalb wandte er sich schließlich vom Moor ab und stattdessen dem einzigen Kind seiner treuesten Vasallin zu. Hinter der Stirn des Graufenbeiners arbeitete es, das war deutlich zu sehen. Blass und mit fest zusammengekauerten Zähnen starrte er auf Leakardias Rücken, derweil er verzweifelt nach den richtigen Worten suchte und sie doch nicht fand. In Ermangelung einer besseren Idee näherte er sich der jungen Rittfrau schließlich langsam – ohne zu wissen, was er sagen sollte – und wartete darauf, dass sie mit einer Bewegung zu verstehen gab ... irgendetwas.

Irgendwann gab Leakardia sich einen Ruck und begann vorsichtig am Helm ihrer Mutter herum zu nesteln. Als sie ihn endlich abzog und der Anblick des leblosen Gesichts sie ebenso traf, wie die ganze Macht des bislang vom Metall zurückgehaltenen Verwesungsgeruchs, war es um sie geschehen. Hastig sprang sie auf und stolperte einige unsichere Schritte zur Seite, wo sie sich vernehmlich übergab. Einmal, dann noch einmal.

Die Hände auf die Knie gestützt stand sie an Ort und Stelle und atmete tief durch. Schließlich erhob sie sich, sog tief Luft ein und straffte – mit dem Rücken zu den übrigen Mitgliedern der Gruppe stehend – ihre Schultern. Mit dem Handrücken fuhr sie sich übers Gesicht, atmete noch einmal durch und wandte sich dann um. Das Antlitz eine starre Maske suchte sie zunächst den Blick des Rondrageweiheten.

„Halten zu Gnaden, Euer Gnaden, meine hochverehrte Mutter hat ihr Leben im Kampf gelassen und ich wage zu hoffen, dass es ein der Herrin gefälliger Tod war. Würdet Ihr mir die Gunst erweisen und mir mit den sterblichen Überresten behilflich sein? Ich möchte sie nicht unter ihrem verwesenden Ross belassen.“

Arleon hatte sich längst in Bewegung gesetzt und eilte – spritzend und platschend – in Richtung der gefallenen Lhandroval.

Deren Tochter wandte sich nun dem Baron zu. „Hochgeboren, meine Mutter hat ihr Leben gelassen, als sie Euren Sohn verteidigen wollte. Es betrübt mich, dass ihr Opfer vergeblich war. Doch ich bitte Euch, verübelt es ihr nicht! Ich werde alles tun, um für sie in die Bresche zu springen.“

„Wir wissen noch nicht, ob ihr Opfer vergeblich war, Hohe Dame“, antwortete der Baron – ein wenig zu hastig, als dass es überzeugend geklungen hätte. Sein Blick wanderte über das nasskalte Schlachtfeld, bevor er sich wieder auf Leakardia konzentrierte. „Es gibt nichts zu verzeihen und nichts zu verübeln, meine Liebe. Eure Mutter hat alles gegeben, was ich ihr im Kampf um den Schutz meines Sohnes abverlangen konnte – und vielleicht sogar noch mehr. Die Schuld für das Debakel hier tragen andere.“

Erzelhardt ließ zunächst offen, wen er damit meinte. „Natürlich freut es mich, zu hören, dass Ihr für Wohlgeboren in die Bresche springen wollt. Denn so wie es aussieht, werden wir alsbald die Verfolgung ihrer Mörder aufnehmen. Da wäre mir das Schwert einer weiteren fähigen Kämpferin mehr als willkommen. Aber nur, wenn Ihr Euch dazu auch wirklich in der Lage fühlt.“ Zweifelnd

sah der Graufenbeiner zu dem Kadaver des schweren Schlachtrosses hinüber, straffte dann aber seine Haltung. „Wenn es uns gelingen sollte, das Pack einzuholen, wird es keine Gnade geben.“

Leakardia sah ihren Baron einige Augenblicke starr an. Dann deutete sie eine Verbeugung an. „Natürlich bin ich in der Lage. Meine hochverehrte Frau Mutter würde nicht weniger von mir erwarten. Wenn Ihr mich jedoch noch für den Augenblick entschuldigt, Hochgeboren.“ Sie deutete mit einer Hand vage hinüber zu den sterblichen Überresten ihrer Mutter und machte sich dorthin auf den Weg, ohne Erzelhardts Antwort abzuwarten.

An Ort und Stelle hatte sich Arleon schon an die unerfreuliche Arbeit gemacht. Seinen Wappenrock hatte er gerefft und alles unterhalb der Hüfte in den Gürtel gesteckt, die Ärmel so hoch gekrempelt, wie es nur möglich war. Bis über die Knie im Wasser stehend, benutzte er einen gesplitterten Lanzenschaft, um den Körper des Schlachtrosses anzuheben. Offenbar wollte er abschätzen, wie weit Salgard von Lhandroval unter dem Tier begraben lag.

Als Leakardia an ihn herantrat, sah er ihr in die Augen, drückte ihr kurz den Unterarm und raunte ihr dann zu, was er an Erkenntnissen bereits gewonnen hatte. Wenig später waren die beiden damit beschäftigt, die im Tod verknäulten Leiber von Ritterin und Ross voneinander zu trennen.

„Äh ... ja, natürlich“, sprach der Baron unterdessen in den Rücken der jungen Ritterin. Ein wenig zerknirscht fügte er Augenblicke später an: „Und Euer Verlust dauert mich sehr.“ Hernach entrang sich ein tiefes Seufzen seiner Brust und er hob in einer hilflosen Geste beide Hände. Erneut huschte Erzelhardts Blick über das umgebende Gebüsch. Doch seine Jagdknechte waren noch nicht zurück – also nahm er nach einem Moment des ohnmächtigen Schweigens Leakardias Verfolgung auf.

Die Lhandroval und der junge Rondrageweihte waren mit ihrem Bergungsversuch noch nicht sehr weit fortgeschritten, als der Baron zu ihnen stieß. Ungeachtet der eisernen Rüstungsteile stieg auch er in das bräunliche Moorwasser, besah sich die Lage mit einem fachmännischen Blick und winkte dann einem seiner Knechte zu. „Bring mir mein Pferd und zwei Seile. Wir brauchen mehr als bloß die Kraft unserer Muskeln.“

Mittlerweile hielt es auch Pjerow von Elkiauen-Drauhag nicht länger auf seinem Ross. Er bedeutete Anshag, seinen „Ausguck“ zu übernehmen und machte sich mit einer Wolldecke auf den Weg dorthin, wo nur allzu offenkundig eine respektierte Frau gefallen war.

Anshag hatte sich in der Zwischenzeit von seinem Sturz erholt und alle sichtbaren Folgen beseitigt – den letzten Rest des Vogelkadavers mit einem beherzten Tritt in das Moor befördert. Gerade als er helfen wollte, kam Pjerow ihm zuvor. Er nickte nur zur Bestätigung und begab sich wieder in den Sattel seines Pferdes. So gut es ging, sondierte er die Umgebung. Gleichzeitig begann er leise eines der Gebete zu sprechen, die man ihn für solche Fälle gelehrt hatte. Auch wenn er die Tote nicht kannte. Ihre Begleiter bezog er ebenfalls in das Gebet mit ein. Sogar die gefallenen Gegner – allerdings erbat er für diese keine gute Zeit im Leben nach dem Tod, sondern ewige Verdammnis.

Gemeinsam mit dem sewerischen Ritter übernahm es unterdessen vor allem der Rondrageweihete, die Last von Salgards totem Körper zu heben. Als Pferd und Seile endlich da waren, ließ sich dies mit einigen geschickten Handgriffen recht gut bewerkstelligen, wenngleich das Ross des Barons von der Arbeit alles andere als begeistert schien. Die Lippen fest aufeinandergepresst hatte Leakardia darauf bestanden, ihre Mutter an den Schultern aus dem Morast und auf etwas trockeneres Terrain zu ziehen.

Als dies geschehen war, richtete sie sich auf und wandte sich an Erzelhardt: „Ich hätte eine Bitte, Hochgeboren. Es dauert mich sehr, das ehemals so stolze Ross meiner Mutter nun so sehen zu müssen. Können wir versuchen, es wenigstens in einem tieferen Moorloch zu versenken, damit es Ruhe vor diesen Aasfressern hat? Er hat es wahrlich verdient.“

„Ein treuer Gefährte, meint Ihr?!“ Der Baron starrte ins Moor hinaus, schien bereits nach einem Weg zu suchen, den man nutzen konnte, um Salgards Ross gefahrlos weiter hinaus zu ziehen, und wirkte doch irgendwie abwesend – ganz so als würde er eigentlich gar nichts sehen. Erst als er sicher war, dass die Jagdknechte sich noch nicht auf dem Weg zurück an seine Seite befanden, straffte Erzelhardt seine Haltung und nickte entschieden: „Natürlich, Hohe Dame, wir werden alles tun, was in unserer Macht steht.“

Mit diesen Worten wandte er sich auch schon seiner eigenen Mähre zu. Nach kurzem Zögern und einer gründlichen Prüfung führte er den grobknochigen Braunen in abenteuerlichem Zickzackkurs zu einer Erhebung, auf der eine dicke Matte hoher Gräser wuchs. Von dort aus nahm er – gemeinsam mit dem bornischen Ritter, der Lhandroval und einem jungen Knecht – das Unterfangen in Angriff.

Es dauerte eine ganze Weile und verlangte den Menschen einiges ab, den halb verwesten und bereits reichlich angefressenen Kadaver des Tiers wenigstens vom Bohlenweg hinunter zu hieven. Am Ende mussten sie jedoch das Pferd des Bornischen zur Hilfe holen, um den toten Leib des Erdasanger Schlachtrosses tiefer ins Moor hinein zu zerren.

Schweigend standen sie dann eine gute Weile um das Moorloch herum und sahen dabei zu, wie der geschundene Leib des Rosses langsam, fast gnädig, von bräunlichem Wasser umschlossen wurde. Bis der Wallach ganz versunken war, würde es noch eine Weile dauern, aber die versammelten Helfer waren guter Hoffnung, dass schon bald nichts mehr von dem Tier zu sehen sein und es endlich seinen Frieden finden würde.



An anderer Stelle drangen Anshelm und seine Leute bei ihrer Suche nach Spuren immer tiefer ins Moor vor. War der Sohn des Barons nicht mit einem Pferd unterwegs gewesen? Der Jagdmeister beobachtete die Umgebung genau und glaubte irgendwann, die Spur eines Pferdes zu erkennen, das in rasendem Galopp geflüchtet war. Er folgte ihr ein gutes Stück, kam dann aber zu dem Schluss, dass es zu lange dauern würde, bis an ihr Ende zu gehen. Wer wusste schon, wo er da landen würde? Im Land der Rauhenecks, so viel stand fest. Und obwohl er mit den Männern und Frauen keinen Hader hatte, zog er es vor, nicht allein in ihren Herrschaftsbereich vorzudringen.

Wer konnte schon sagen, ob sie nicht etwas mit dieser Sache zu tun hatten? Der Zwist mit dem Baronshaus schien manches Mal groß genug.

Als er sich wieder umwandte und seinen Blick dabei noch einmal über den an dieser Stelle erstaunlich festen Boden gleiten ließ, fiel Anshelm ein weiterer Hufabdruck auf. Der eines größeren und offenbar sehr viel schwereren Pferdes als des ersten. Der Reiter hatte offenbar darauf geachtet, möglichst festen Boden unter den Hufen zu behalten. Von überstürzter Flucht keine Spur. Außerdem führte der Abdruck in die falsche Richtung – nämlich zum Ort des Kampfes hin. Vorsichtig ging Anshelm näher heran und bückte sich. Tatsächlich! Die Spur eines sehr großen, beschlagenen Rosses ... in Richtung der Unglücksstelleweisend.

Der Jagdmeister versuchte, herauszufinden, wohin genau das Tier gelaufen war, doch das erwies sich als nahezu unmöglich, denn die Spur war teils vom morastigen Grund wieder aufgesaugt worden, teils hatte es sie vermutlich nie gegeben. Erst in der Nähe des Bohlenweges stieß er wieder auf einen eindeutigen Hinweis. Jemand war hier gewesen. Der Jagdmeister richtete sich auf und spähte nachdenklich zu dem Weg hinüber, wo sein Herr eben damit beschäftigt war, das Ross der Lhandroval vom Weg zu ziehen.

„Herr, hier drüben sind jede Menge Spuren“, unterbrach der Ausruf einer Kundschafterin seine Gedankengänge just in dem Moment und ließ ihn den Kopf wenden. Die Frau stand ein gutes Stück von ihm entfernt bei einem großen Moorloch. Zwei weitere Jagdknechte wuselten um sie herum und tasteten den Grund ab, während sie winkte. Schnellen Schrittes eilte Anshelm herbei. „Goblins, viele Goblins“, meldete sie.

„Gut gemacht, Jadvige“, kommentierte der Ahrfoldener knapp. Nach einigem Hin und Her erkannte er, dass sich zwischen den Abdrücken der breiten Goblinfüße auch die von Ponyhufen fanden. Wie es aussah, hatten die Rotpelze zumindest das Reittier des Baronets mit sich genommen ... und vielleicht ja auch den Baronet selbst. Diese Kunde galt es weiterzugeben.

„Schaut euch weiter um, während ich dem Baron einen Überblick gebe!“, befahl er seinen Leuten und machte sich auf den Weg. Kurz bevor Anshelm Erzelhardt erreichte, ließ ihn ein unterdrückter Schrei eines seiner Knechte aufhorchen. Doch der tolpatschige Bursche hatte lediglich einen falschen Schritt gemacht und war in den sumpfigen Boden eingesunken. Der Jagdmeister schüttelte verärgert den Kopf, während eine Gefährtin versuchte, dem Unglücksraben zu helfen.

„Mein Herr“, wandte Anshelm sich wenig später an den Baron, „wir haben Spuren von zahlreichen Goblins gefunden. Sie haben offenbar das Pony Eures Sohnes mit sich genommen. Schwer zu sagen, ob er selbst auch dabei gewesen ist. Außerdem ist hier eine weitere Spur – und zwar die eines einzelnen schweren Pferdes.“ Er wartete kurz ab und atmete dann tief durch. „Ich schlage vor, dass der Hauptteil der Gruppe der Goblinspur folgt, aber einige meiner Leute und Eurer Waffenknechte der einzelnen Spur nachsetzen.“

„Eines einzelnen schweren Pferdes, sagt Ihr?“, hakte der Baron nach. Als Anshelm nickte, fuhr er sich gedankenverloren über den Schnauzer. Sicher hätte er sich lieber zuerst mit der anderen Kunde beschäftigt – die schließlich die Hoffnung näherte, dass sein Sohn noch am Leben sein

könnte. Doch statt das Naheliegende zu tun, schien er erst einmal das Nebensächliche abhaken zu wollen, um den Kopf anschließend ganz frei zu haben. Es war klar, woran er dachte, als Anshelm von einem einzelnen großen Ross berichtete. Und seine Worte bestätigten es gleich darauf. „Die Spur könnte von einem der Rauhenecks sein, nicht wahr?“, fragend blickte er seinen Jagdmeister an. „In dem Fall würde ich nicht wollen, dass sie allein von meinen Kundschaftern und Waffenknechten verfolgt wird. Hier sind einige Ritter und Streiter von Adel versammelt, wir sollten zusehen, dass wir uns vernünftig aufteilen. Sicher sollte der Hauptteil von uns den Goblins folgen, doch auch in die andere Richtung sollten nicht zu wenige gehen.“

Der Blick der jungen Lhandroval führte scheinbar ins Nichts, doch sie nickte abwesend zu den Ausführungen des Barons – allerdings ohne zu erkennen zu geben, welcher Gruppe sie sich anschließen würde.

Auch der Rondrageweihte wirkte gedankenverloren, blickte hinaus ins Moor, dann zum Jagdmeister und zurück zu den Pferden auf dem Bohlenweg. Schließlich schniefte er, nickte und hob entschlossen an: „Ich werde Euch begleiten, Hochgeboren. Die Goblinsgruppe scheint groß, jedes Schwert wird vonnöten sein. Herr Pjerow“, der junge Sewerier blickte überrascht auf, „ich weiß aus meiner Novizenzeit in Firunen, wie viel Wert Bronnjaren auf ihre Fähigkeiten in der Jagd legen, Ihr bildet da bestimmt keine Ausnahme. Diese Fähigkeiten sind an der Seite der Jäger sicher von großem Nutzen, wollt Ihr also diese Gruppe begleiten?“

Der Bornische nickte. „Natürlich, Euer Gnaden, die Tugenden den Alten vom Berg wurden mir in meiner Knappenzeit gründlich vermittelt, ich schließe mich Herrn Anshelm gern an.“

Arleon nickte zufrieden und blickte hinüber zu Leakardia. „Und Ihr, Hohe Dame? Mir bereitet der Verbleib Eurer Knappin Sorgen. Mag sein, die Rotpelze haben sie verschleppt, oder was denkt Ihr?“

Die Lhandroval benötigte einige Augenblicke, um die Ansprache zu bemerken, dann jedoch ruckte ihr Kopf nach oben. „Odila ... ihr guten Götter, natürlich, Euer Gnaden! Ihr habt recht, ich reite mit Euch!“ Fahrig strich sie sich übers Gesicht und verteilte einige Spritzer dunklen Moorwassers damit umso gründlicher.

„Nun gut“, setzte Anshag an, „um das Kräfteverhältnis auszugleichen, werde ich gemeinsam mit Pjerow der Spur des Reiters folgen! Er sollte im schlechtesten Fall etwas zu dem Ort hier sagen können, war im besten Fall dabei und hat wichtige Hinweise, wenn nicht gar Aufklärung, zu bieten.“ Er nickte dem Bornischen und dem Rotenforster Jagdmeister entschieden zu. Dann saß er wieder auf, denn er wollte diesen Ort so schnell wie möglich verlassen und der Spur folgen. Etwas tun hielt er immer für besser als viel zu palavern und Pläne zu schmieden.

„Alsdann“, Erzeldhardt hatte den Heldentrutzer dabei beobachtet, wie er aufsaß und wandte sich nun Anshelm zu. „Offenbar sind sich alle darin einig, dass Ihr der Spur des Pferdes folgt? Nun ... sie wird vermutlich schwieriger zu lesen sein als die der Goblins, aber der Hohe Herr Pjerow sagt ja, er sei im Spurensuchen auch recht firm. Entscheidet Ihr. Wisset nur, dass wir die Hunde mit uns nehmen. Und wir werden schnell unterwegs sein. Also nehmen wir die Knechte mit, die am besten zu Fuß sind.“

„Nehmt Ihr nur die Hunde, Hochgeboren, die wissen das feige Goblinpack zu finden. Ich folge der Spur des einzelnen Pferdes, gemeinsam mit den Herren!“, Anshelm nickte in die Richtung von Pjerow und Anshag. „Ich werde mich nur kurz mit den Hundeführern austauschen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten wandte er sich den Männern und Frauen zu, die ihn von Gut Klingathann aus begleitet hatten und gab der Kundschafterin Jadvige einen Wink, die sich ihm schnell näherte. „Gebt Acht, dass sie nicht übereilig den Goblins folgen und dabei etwas übersehen. Die beiden Recken, mit denen ich dem Pferd folge, scheinen ganz vernünftig zu sein. Aber Seine Hochgeboren trifft zu schnell Entscheidungen. Ich weiß nicht, wie gut er auf seine Kundschafter hören wird“, raunte er der Frau zu, die lediglich kurz nickte.

Dann sammelte Jadvige die Hundeführer um sich, während Anshelm zu Pjerow und Anshag ging. Unterdessen hatte Erzelhardt zwei Knechten bedeutet, dass sie vor Ort bleiben sollten, um sich um Leichen und Kadaver zu kümmern und über sie zu wachen, während eine Magd den Weg nach Birken auf sich nahm. Sie sollte einen Wagen beschaffen, auf dem man die Toten würdevoll aus dem Moor bringen konnte.

Der Baron schwang sich in den Sattel, kaum dass dies veranlasst war, und ließ seinen Blick ein letztes Mal über den Ort des Geschehens gleiten. „Nundenn“, meinte er schließlich an Pjerow gewandt, „Ich nehme an, Ihr werdet die Führung des Trupps übernehmen. Wenn es zu brenzligen Situationen kommen sollte, entscheidet rasch. Anshelm wird wissen, wem ihr gegenübersteht, solltet ihr im Vehn oder draußen auf jemanden treffen. Er wird auch wissen, ob es sich um einen Freund oder Feind handelt. Wie Ihr mit Feinden verfährt, sei Euch überlassen. Doch wenn es nötig werden sollte, zögert nicht von Eurem Schwert Gebrauch zu machen – oder es könnte das letzte Mal gewesen sein, dass Ihr in Eurem Leben zögert.“

Es entstand eine Pause, in der das eigentlich so leise Gluckern und Knacken zu regelrecht ohrenbetäubendem Lärm anwuchs. Dann riss der Graufenbeiner sein Pferd herum. „Wir treffen uns auf Burg Praiosingen – sobald es Ergebnisse vorzuweisen gibt.“ Mit diesen Worten schloss er seine Rede und folgte einer verhärmtten Frau mit mausgrauem Haar auf sicherem Pfad in das Moor.

Augenblicke später setzte sich auch Pjerows Trupp in Bewegung und unheimliche Ruhe legte sich einmal mehr über den Ort, an dem so viele Leben erloschen waren.

Tod einer Hoffnung

Rote Sichel, Baronie Rotenforst, Mitte Efferd 1033 BF

Er hätte auf seine Schwester hören sollen, so viel stand fest. Dann wäre es ihm erspart geblieben, zähneklappernd an diesem trostlosen Tümpel im Rotenforter Niemandsland zu sitzen, während sich in der Arschkälte Eiskristalle auf seiner nassen Haut bildeten. Er hätte sich überdies nicht den Kopf darüber zerbrechen müssen, welchen Schritt er als nächstes unternehmen sollte. Von hier aus führte keiner in eine gute Richtung. Auch das stand fest. Firnfee hatte in allen Punkten Recht behalten. Leider! Widderich von Rauheneck, der Erbe des Junkertums Sturmratzvalt, ließ den Blick wandern – langsam und widerwillig. Weg vom fernen Horizont, an den er sich gerade wünschte, und hin zu einem leblosen Bündel ganz in seiner Nähe. Am Fuß des Findlings, auf den er sich zurückgezogen hatte, um genau zu sein.

Dort unten lag ein anderer Erbe. Der der ganzen Baronie. Der Leib Gerbolds von Graufenbein war so fürchterlich zerschunden, dass Widderich nicht sagen konnte, woran genau er gestorben war. Es kamen viele Verletzungen als Todesursache in Frage. Vermutlich war der Junge die Steilwand hinabgestürzt, die in seinem Rücken aufragte – zehn oder mehr Schritt hoch. Denn viele seiner Knochen waren zerschlagen. Ob er vor dem Fall schon tot gewesen oder danach erst gestorben war, konnte Widderich beim besten Willen nicht sagen. Er wusste nur, dass der kleine Kerl nicht erst seit gestern in dem See gelegen hatte. Und dass die Totenvögel bereits damit begonnen hatten, sich an seinem Fleisch gütlich zu tun. Wasser und Schnäbel hatten alle Spuren vernichtet, aus denen man mit ein bisschen Mühe vielleicht noch hätte schlau werden können. Aber welchen Unterschied machte das schon? Keine denkbare Ursache würde ihn in den Augen und Ohren des Feindes entlasten.

Widderich stützte seine Arme auf die Knie und runzelte die Stirn. Die Situation war verfahren. Ihm blieben kaum Möglichkeiten, um sich schadlos aus diesem Desaster hinauszumanövrieren. Er konnte den Leichnam des Baronets hier lassen – ihn wieder den gierigen Schnäbeln der Geier und Krähen preisgeben. Vielleicht würde niemand je herausfinden, welches Schicksal den Knaben ereilt hatte ... und seiner Mutter würde ein durch und durch grausiger Anblick erspart bleiben. Wenn er ganz auf Nummer sicher gehen wollte, konnte er den schmalen Leib auch mit einigen Steinen beschweren und ihn wieder auf den See hinaus zerren, aus dem er ihn gerade gefischt hatte. Ihn versenken, auf dass er niemals wieder auftauchen möge. Ja ... wahrscheinlich wäre das das Beste gewesen. Am einfachsten!

Die dritte Variante war riskant. Sie bestand darin, sich das tote Kind für eine halsbrecherische Kletterpartie auf den Rücken zu binden, irgendwie zurück auf den Trampelpfad zu gelangen, der irgendwo da oben in den Fels gehauen war, und dann den langen Weg nach Praiosingen in Angriff zu nehmen. Er wusste, dass das im Grunde die einzig annehmbare Lösung des Problems war. Jedenfalls, wenn er künftig noch ruhigen Gewissens in den Spiegel blicken wollte

Sein Gedankenfluss geriet an dieser Stelle ins Stocken und er lächelte freudlos. In den Spiegel. Genau! Als ob er das in den vergangenen Götterläufen noch großartig getan hätte. Widderich schüttelte den Kopf und formuliert in Gedanken um: Wenn er künftig noch halbwegs in der

Lage sein wollte, mit sich und seinem Anspruch an sich selbst ins Reine zu kommen, musste es stattdessen heißen. Wenn er noch guten Gewissens behaupten können wollte, dass er ein Mann von Ehre war, dem die ritterlichen Tugenden etwas galten. In dem Fall konnte er nur diese eine Wahl treffen. Dann musste er das Kind zurück nach Hause bringen, auch wenn die Folgen dieses Handelns unabsehbar waren.

Nun ja, nicht ganz unabsehbar. Kurz schloss er die Augen und seufzte gequält. Es würde ein fürchterliches Drama geben. Nicht nur, weil der Junge – der einzige Erbe und die ganze Hoffnung des Barons – tot war, sondern auch, weil ausgerechnet er ihn heimbrachte. Der Rauheneck starrte gedankenverloren auf die spiegelglatte Oberfläche des Sees. Jetzt herrschte hier Stille und alles sah friedlich aus. Vor einem halben Wassermaß aber hatte es vor Totenvögeln nur so gewimmelt und er hatte sich wie ein kopfloser Spinner ins Wasser gestürzt, um den kleinen Graufenbeiner zu bergen. Ohne einen Gedanken an die Sinnlosigkeit des Unterfangens zu verschwenden. Oder daran, dass es längst keinen Grund mehr zur Eile geben konnte ...

Widderichs Blick wanderte weiter. Zum Tal hinab, nach Süden. Dorthin, wo das Herzland der Graufenbeiner lag. Es war kalt und er hatte nichts mehr zu essen. Er hatte gefunden, wonach er suchte – auch wenn er im Nachhinein wünschte, dass ihm dieser Erfolg nicht beschieden worden wäre. Er würde in jedem Falle kehrtmachen und in die Ebene zurückkehren müssen. Und natürlich würde er den Jungen nicht hier zurücklassen. Egal welche Probleme daraus erwachsen mochten. Für ihn und für seine ganze Familie.

Blutige Ernte

Rote Sichel, Baronie Rotenforst, Ende Efferd 1033 BF

Sie waren wie ein Sturm über die Goblins gekommen. Wie ein blutiger Rondrikan. Trotz ihrer Erschöpfung war der Kampf nur kurz gewesen, dafür aber sehr heftig. Was den Männern und Frauen an Kraft und Ausdauer fehlte, hatten sie mit Zorn wieder wettgemacht. Vorangetrieben von ihrem Herrn, der wie ein düsterer Rachedämon über das Schlachtfeld tobte. Es war kein gutes Gefecht gewesen. Keines, das der Herrin Rondra gefallen hätte. Nicht nur deshalb lag es Arleon schwer im Magen. Der Rondrianer hatte sich einen Platz etwas abseits der anderen Kämpfer gesucht und rang mit sich, wartete darauf, dass sein Kopf wieder klarer wurde, damit er vernünftige Gedanken fassen konnte.

Er wusste nicht, wie viele Goblins er im letzten Wassermaß erschlagen hatte, wusste nur, dass ihr Wüten erst geendet hatte, als sich keiner der Rotpelze mehr regte. Diejenigen, die es irgendwie geschafft hatten, vom Schlachtfeld zu fliehen, waren nur wenige Schritt weiter von der geifernden Meute aus Klingathann eingeholt worden. Die Hunde hatten ihrem Ruf alle Ehre gemacht. Im Vergleich zu den Bärenhunden, die er aus dem Bornland kannte, waren sie zwar verflucht klein. Dafür schienen sie jedoch nur aus Muskeln und Sehnen zu bestehen, waren sehr wendig und kannten keine Furcht. Jetzt hockten die unbarmherzigen Jäger im Rudel beisammen und leckten sich das Blut aus dem Fell.

Ganz ähnlich wie ihre menschlichen Gefährten. Auch die hatten sich fallenlassen, wo sie gerade gingen und standen. Sie waren vollkommen erschöpft. Es herrschte eine geradezu unwirkliche Stille auf der Walstatt. Niemand sprach, niemand schrie ... und die meisten wagten kaum zu atmen. Sie hatten den Baronet nicht gefunden. Er war nicht bei den Goblins gewesen. Arleon hob den Blick und sah zum Rotenforster Baron hinüber, der wie ein getriebenes Tier auf dem blutgetränkten Plateau hin und her lief. Auch er hatte endlich aufgehört zu brüllen und zu fluchen. Auch er musste am Ende seiner Kräfte sein. Doch konnte er sich nicht setzten. Er wirkte rastlos, fassungslos und zunehmend mutlos.

Arleon wandte sich wieder von ihm ab und blickte nach Süden, auf das Land des Graufenbeiners, das friedlich im goldenen Herbstlicht lag. Er befand sich weiter im Norden als je zu vor. Er wusste nicht einmal, ob sie noch in Rotenforst oder schon in Hahnfels waren. Aber das machte keinen Unterschied. Sie hatten ihre Feinde eingeholt und waren dennoch erfolglos geblieben. Sie wussten nicht mehr über das Schicksal des verlorenen Baronssohns als bei ihrem Aufbruch vor einigen Tagen. Das alles hier war nicht so gelaufen, wie es hätte laufen sollen. Vielleicht war dies eine Strafe der Herrin? Dafür, dass sie so unbeherrscht in den Kampf gegangen waren und jeden nur denkbaren Zeugen wie im Rausch erschlagen hatten.

Wenn sie nur einen der Goblins am Leben gelassen hätten Arleon wandte seinen Blick vom atemberaubenden Panorama der Sichellande ab und wandte ihn hilfesuchend gen Himmel. Er fühlte sich mit jedem Augenblick schlechter, hatte das dringende Bedürfnis zu beten. Sich erst zu waschen und dann zu beten. Zunächst musste es aber ausreichen, in aller Kürze und schweigend bei der Herrin um Verzeihung zu bitten.

Arleon tat das und wurde unerwartet von einem leisen Geräusch zu seinen Füßen aufgeschreckt. Er blickte von dem großen Felsen hinab, auf den er in seinem Verlangen nach Ruhe gestiegen war, und sah eine schwache Bewegung am Boden. Etwas war dort unten. Ohne groß zu überlegen, sprang er vom Stein hinab und landete direkt vor dem blutenden Leib eines Goblins, der sich langsam und möglichst unauffällig davonstehlen wollte. Der kleine Kerl war mindestens genauso überrascht wie er. Er hielt mitten in der Bewegung inne und starrte ihn aus riesigen, bernsteinfarbenen Augen an. Ihn zu sehen und zu packen war eins. Die Hand des Geweihten donnerte auf die Schulter des Rotpelzes, seine Finger legten sich um den dünnen Hals, krallten sich in den haarigen Nacken.

„Schön hierbleiben“, grollte Arleon und drängte den Rotpelz zurück, bis er ihn an den Felsen drücken konnte. Mit der Linken zog er seinen Blutdolch, blickte dem Gefangenen in die gelben Augen und näherte sein Gesicht dem seinen an. „Wenn du ruhig bist und meine Fragen beantwortest, geschieht dir nichts. Schreist du, stirbst du. Verstanden?“, zischte der Rondrianer leise und warf einen prüfenden Blick am Felsen vorbei auf seine Begleiterschar. Offenbar hatte noch niemand bemerkt, was hier drüben geschah – und das war gut so.

Der Goblin, dessen Hals er noch immer umklammerte, machte ein paar unrunde Bewegungen, die kaum als ernsthafte Gegenwehr zu verstehen waren. Dazu schien er auch gar nicht mehr in der Lage zu sein, sein Körper wirkte irgendwie schlaff, der Atem kam stoßweise und ein dünner Blutfaden rann aus seinem Maul. Trotzdem nickte der kleine Kerl langsam, er hatte Arleon verstanden. Furchtsam starrte er den Rondrianer an – wie das Kaninchen die Schlange, die kurz davor steht, es zu verschlingen.

Arleon nickte, den Blutdolch hielt er gesenkt und lockerte den Griff um den Hals des Rotpelzes ein wenig. „Gut. Wo ist der Junge? Der Knabe, den ihr im Moor entführt habt. Wer schickt euch? Wohin wollt ihr?“

Der Goblin warf dem Rondrianer einen verwirrten Blick zu. Er schien von der Fülle der Worte überfordert und hatte offenbar auch Probleme mit der menschlichen Sprache, denn er schüttelte ein paarmal zaghaft den Kopf. „Nix verstehn“, flüsterte er und stieß anschließend eine Menge unverständliches Zeug hervor. „Heim ...“, meinte er nach einer längeren Pause. „Wo will Kazbacks ... ? Wieder heim. Schnell jetzt. Ganz lieber Junge.“

Der Geweihte stutzte, runzelte die Stirn und sah den Goblin vor sich einige Herzschläge an. Dann nickte er. „Gut. Du ... Kazbacks?“

Der Goblin nickte eifrig und schenkte Arleon ein blutverschmiertes Lächeln: „Kazbacks, ja!“

„Sag mir: War ein Kind – eine junge Glatthaut – bei den Glatthäuten im Moor?“

Kazbacks starrte den Rondrianer einen Moment schweigend an. Offenbar wusste er nicht recht, wie er auf diese Frage reagieren sollte. In seinen immer noch weit aufgerissenen Augen rang Skepsis mit Unsicherheit und die Art, wie er sich über die blutigen Lippen leckte, zeugte von Nervosität. Am liebsten, das konnte Arleon sehen, wäre das Kerlchen jetzt weit weg gewesen. Ganz weit weg von hier. Als der Geweihte nicht nachgab und ihm weiter mit fragend gehobenen

Brauen ins Gesicht sah, schüttelte Kazbacks langsam den Kopf. Sonderlich überzeugend wirkte diese Geste allerdings nicht, sondern erweckte vielmehr den Eindruck, dass der Goblin einfach viel zu viel Angst hatte, um die Wahrheit zu sagen.

„Hör zu“, Arleon bemühte sich redlich, seine Ungeduld zu unterdrücken und Kazbacks nicht noch mehr Angst zu machen als er ohnehin schon hatte. „Sag die Wahrheit. Wahrheit, verstehst du? Ich dich NICHT töten für Wahrheit! Das Kind war dabei, ich seh’s in deinen Augen. Was ist passiert? Wo ist er? Lebt er?“ Unterdrückte Anspannung grollte in der Stimme des Geweihten, der immer wieder Blicke in die nähere Umgebung schoss.

Kazbacks folgte den Blicken seines Gegenübers hektisch und wertete sie wohl als schlechtes Zeichen: Der eh schon recht mickrige Goblin schrumpfte im eisernen Griff des Rondrianers noch weiter in sich zusammen und räusperte sich nervös, nur um dann doch kein Wort zu sprechen. Stattdessen senkte er betreten den Kopf. Zu einer Antwort setzte er erst einen Moment später an, nachdem Arleon ihm mit einem kräftigen Stüber zu verstehen gegeben hatte, dass seine Fragen nicht mit einer bloßen Geste beantwortet werden konnten.

„Frischling in Moor, ja“, brummte der Rotpelz dann leise. „Kommen mit, stürzen ab. Vreckt ist er, glauben Kazbacks“, schüchtern suchte er den Blick der Rondrianers und schüttelte matt den Kopf. „Sturz tief, bum! Nicht finden dann. Is verloren.“

Arleon presste die Lippen fest aufeinander und unterdrückte einen derben Fluch. Das war nicht gut, gar nicht gut und er noch weit davon entfernt, Antworten auf all seine Fragen zu bekommen. „Wo? Wo liegt der Frischling? Wer führt euch?“, presste er schließlich zwischen seinen Zähnen hervor, bereit Kazbacks bei Bedarf entsprechend aufzumuntern.

„Unten“, der Goblin deutete in die Richtung, aus der sie gekommen waren. „Stück zurück.“ Dann verrenkte er seinen Hals und warf einen vorsichtigen Blick in Richtung des Schlachtfelds. „Führer vreckt. Ihr haben tot gemacht.“

Der Rondrianer kniff die Augen zusammen, bedrohlich wölbten sich seine Brauen, als er stumm die Worte des Suulak wiederholte. Schließlich stutzte er und nickte. „Verstehe ...“, murmelte er und schöpfte Atem. Dann nickte er aufmunternd. „Kazbacks bluugai (gut, brav, fleißig)“, begann er in beschwichtigendem Tonfall, ehe er die wenigen Worte Goblinisch zusammenkratze, die er in Firunen gelernt hatte. „Ga Lungai (wo Kinder) ... runter ... ga Lungai schoi ruuga ... schoi Naira (wo Kinder fallen Stein, fallen Berg)? Ist wichtig. Wo ... genau?“

Kazback hielt inne und starrte Arleon ungläubig an. Dann hellte sich seine Miene auf und die Augen begannen zu funkeln. „Kattu-miehen puha suulaki (Katzenmann spricht goblinisch)“, raunte er, während es dem Rondrianer ein kraftloses Lächeln schenkte.

„Bluugai kattu-miehen.“ Die Erleichterung schien unermesslich und brach sich in einem unkontrollierten Schwall goblinischer Worte Bahn, von denen Arleon allerdings nur einen Bruchteil verstand. Offenbar bemühte sich Kazbacks, ihm den Ort von Gerbolds Sturz näher zu beschreiben, wusste aber selbst nicht mehr ganz genau, wo sich das Drama abgespielt hatte. „Aach“ sagte er immer wieder, Fluss, und schränkte die Möglichkeiten damit immerhin ein Stück

weit ein. Außerdem verstand Arleon den Redeschwall des kleinen Rotpelzes so, dass er und seine Gefährten nach dem Zwischenfall noch eine ganze Weile unterwegs gewesen waren, bevor puunha partta-miehen (der böse Bartmann) sie einholte. Schließlich versiegte der Strom des goblinischen Geschnatters und Kazback starrte ihn aus seinen goldenen Augen fragend an: „Im artää?“ (Verstanden?)

Der Geweihte verzog missbilligend das Gesicht, als er den Titel endlich verstand, doch kümmerte er sich nicht weiter um den Unterschied zwischen Katze und Löwin, sondern packte die Gelegenheit beim Schopfe. Er ging in die Hocke und bedeutete Kazback, es ihm gleichzutun.

„Bja ... nitzi (ja, klein im Sinne von bisschen). Aach, bja?“, mit einem Stöckchen kratzte er die Umriss des Moors in den Boden, ergänzte durch einige Landmarken und schließlich den mutmaßlichen Fluss. Radebrechend, immer wieder zwischen Goblinisch und Garethi hin und her wechselnd, benannte er die Marken und ließ sich von Kazbacks lenken. Es dauerte eine Weile, bis Arleon sicher war, einigermaßen zu wissen, wo der Baronet abgestürzt sein musste.

Unruhig schaute er am Felsen vorbei und bemerkte mit Schrecken, dass ein Großteil der Klingathanner Meute mit gespitzten Ohren in seine Richtung spähte. Glücklicherweise waren die Menschen viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dass sie dieses an sich total eindeutige Warnzeichen registriert hätten.

„Schoi (schnell)“, wisperte Arleon daher mit leiser Stimme, „Schoi ... jetzt, Kazbacks. Wer hat euch geschickt? Um ...“, wieder kramte er in seinem Gedächtnis. „Kuute letette teia? Kuute? Mihista (von wo) letette (geschickt)?“

„Na letette, groß kattu-miehen“, Kazbacks schüttelte den Kopf. „Nix schicken. Suulak kommen mit Grollfang, groß Jäger. Grollfang sagen, wir bestrafen partta-miehen für tote Frischlinge und machen, dass wir wieder nach Haus kommen.“ Als er Arleons irritierten Blick bemerkt, verfiel Kazbacks ins Goblinische und sprang schließlich frei Schnauze zwischen ihrer beider Muttersprachen hin und her. Die Verständigung blieb schwierig, aber schließlich glaubte der Rondrianer in etwa verstanden zu haben, was gemeint war.

Offenbar stammte Kazbacks Sippe ursprünglich vom Rotenforster Land, war aber in den letzten Götterläufen weiter nach Norden, nach Hahnfels, vertrieben worden. Der kleine Goblin und seine Jagdgefährten waren vor kurzem erst zusammen mit ihrem Häuptling Grollfang in die Heimat zurückgekehrt – beseelt von dem Willen, sich erneut hier anzusiedeln. Ihr Plan sah unter anderem vor, den Sohn des Barons zu entführen, um ihn als Druckmittel zu verwenden. Ein reichlich verschlungener Gedanke für ein Goblinhirn, der noch dazu mehr Fragen aufwarf, als er beantwortete, wie Arleon fand.

Auf seine skeptische Nachfrage nickte Kazbacks energisch: „Grollfang sagen, Götter mit ihm. Götter zeigen Weg und sagen, was gut ist. Grollfang gehen, wir folgen. Zu Luuch und dann zu Naira – mukaan ruumai, allazai (zusammen mit hässlicher, nackter) Frischling.“

Arleon stutzte bei diesen Worten, runzelte die Stirn und schüttelte dann ungläubig den Kopf. „Wie jetzt? Mailam Rekdai letette teia (schickt euch)? Oder Orvai Kurim? Welcher Gott? Welcher Berg ... Naira? Ga?“

„Orvai Kurim“, Kazbacks nickte gewichtig. „Großer Jäger geben Grollfang viel ... merkitti (Zeichen) und bluugai atossi (Gedanken/Ideen). Wollte Suulak zurück nach Heimat führen. War nix gut aber. Noornjas jetzt voll ... bloogai wjassus (böser Geister), kattu-miehen.“

„Böse Geister“, murmelte der Geweihte, dann stutzte er. „Was für böse Geister und wo? Uuja (welche) bloogai wjassus, uujatass (was meinst du) und wo?“

„Kai-kiall (überall)“, Kazbacks machte eine allumfassende Geste. „Wjassus Geister von tote Suulak, alte und neue ...“, er sah Arleon nachdenklich in die Augen, ehe er leise seufzte und schweigend an sich hinabblickte – auf die blutenden Wunden, die der Baron und seine Leute ihm zugefügt hatten. Seine Chancen standen schlecht, selbst wenn Arleon ihn freigab. Das schien er zu begreifen und sackte noch ein bisschen mehr in sich zusammen.

Arleon folgte Kazbacks Blick und ließ ihn dann sacht zu Boden sinken. Er steckte seinen Dolch weg und nestelte an einer seiner Gürteltaschen herum. Er schniefte leise und nickte zufrieden, als seine steifen Finger fanden, was er gesucht hatte. Er hob zwei nussgroße, blaue Beeren empor. Sie waren angetrocknet und leicht schrumpelig.

„Hier, Kazbacks, für dich. Einbeeren. Keeva bluugai maarja, siilä praanus, siilä Kazbacks (blaue, gute Beeren für Heilung, für dich)!“ Arleon zeigte dem Goblin, was er damit tun sollte und kramte noch einmal. Nun kam ein gerollter Leinenstreifen zum Vorschein. Schatten kündeten davon, dass der Verband schon einmal benutzt und wieder ausgekocht worden war. „Und ... tänne sidoos (hier Verband).“

Leise erklärte der Geweihte dem Goblin, dass er sich ruhig verhalten und möglichst an Ort und Stelle bleiben sollte, bis die Menschen abzogen. Notfalls solle er sich totstellen, angesichts seiner Wunden ein durchaus glaubwürdiges Unterfangen. Derweil würde Arleon die Neuigkeiten überbringen und die Menschen von hier weg führen. Sobald er sicher war, dass Kazbacks verstanden hatte, nickte der Rondrianer, atmete tief durch und huschte davon. Er schlug einen Bogen, richtete sich erst auf als er ungefähr zwei Dutzend Schritt hinter sich gebracht hatte und begann dann den Abstieg zum Rest der Rotenforster Schar.

Die Streiter des Barons hatten sich noch nicht wieder erhoben. Sie versorgten ihre Wunden und unterhielten sich im Flüsterton. Sie bemerkten Arleons Nahen nicht einmal. Ebenso wenig wie der Baron. Der stand mit dem Rücken zu ihm, dicht am Abgrund, und starrte auf sein Land hinab – völlig in Gedanken versunken. Allein die Hunde spitzten ihre Ohren und hechelten leise. Sie mussten nicht einmal die Köpfe wenden, denn sie blickten ja bereits in die richtige Richtung, als Arleon sich aus dem Schatten eines Felsens löste. Er schätzte sich glücklich, dass die Tiere nicht sprechen konnten. Denn sie waren offenbar die Einzigen, die sein Fehlen wahrgenommen und vielleicht sogar den einen oder anderen Wortfetzen aufgeschnappt hatten.

Müde und zerschlagen wie er war, nahm sich Arleon Zeit für den Weg zum Graufenbeiner. Fieberhaft suchte er nach Worten, nach einer Reihenfolge und nach Selbstbewusstsein. Er wusste, dass er gleich im Zentrum seiner Wut stehen würde und wappnete sich innerlich. Vermutlich war ungewöhnlich, was er just getan hatte. Auch er hatte diejenigen im Sichelwacher Adel, die auf allzu freundschaftlichem Fuß mit den Rotpelzen wandelten, in der Vergangenheit schon oft getadelt, manche gar verachtet. Doch gab es in dieser konkreten Sache einen nicht so kleinen Unterschied und der wurde ihm von seiner Ehre diktiert. Ein Goblinfreund war er deswegen noch lange nicht.

Der Rondrianer erreichte die Fläche, auf der sich die Rotenforster niedergelassen hatten, und ließ seinen Blick noch einmal schweifen. In der Nähe saß die junge Lhandroval auf einem Felsen und starrte mit leerem Gesichtsausdruck ins Nichts. Sie war besorgniserregend blass und hatte ihren Blessuren augenscheinlich nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Er räusperte sich, dann noch einmal, ehe Leakardia sich ihm zuwandte. Seiner Aufforderung, sich ihm anzuschließen, kam sie mit Verzögerung nach, sodass er den Baron mit leichtem Vorsprung erreichte.

„Hochgeboren“, adressierte er diesen, als er noch zwei, drei Schritt entfernt war. „Ich habe Neuigkeiten, wenn Ihr erlaubt?“

Erzelhardt drehte sich zu ihm um und zum ersten Mal seit ihrem Aufbruch im Moor konnte Arleon neben ohnmächtigem Zorn auch deutliche Verzweiflung im Blick des Adligen erkennen. Offenbar war die Hoffnung darauf, dass sein Sohn noch leben könnte, im letzten halben Wassermaß untergegangen. Auf jeden Fall schien Erzelhardts Haltung verändert, gebrochen ein Stück weit und alles andere als zuversichtlich.

„Neuigkeiten? Was für Neuigkeiten?“

Die Vorwärtsbewegung des Geweihten stockte. Nach einem Blick ins Gesicht des Barons geriet sein letzter Schritt zu kurz und er kam etwas schief zum Stand. Arleon schluckte, schöpfte Atem und hob dann schweren Herzens an.

„Es tut mir leid, Hochgeboren, sehr leid, doch es sind keine guten Neuigkeiten. Ich habe sie von einem der wenigen Rotpelze, die unseren Klingen entgehen konnten. Ich habe ihn befragt und er hat mir berichtet, dass Euer Sohn ...“, noch einmal atmete der Rondrianer tief ein. „Er ist tot. Der Baronet ist nicht weit von hier in eine Schlucht gestürzt, sagte der Goblin. Mein aufrichtiges Beileid, Hochgeboren.“

Neben ihm schloss Leakardia die Augen und atmete vernehmlich ein.

Erzelhardt starrte den Rondrianer unterdessen einfach nur an. Fassungslos, wie es schien. Außerstande ein brauchbares Wort zu formulieren oder auch nur einen sinnvollen Gedanken zu fassen. Seine Augen spiegelten einen wahren Sturm der Gefühle wider.

„Was?“, brach es schließlich aus ihm heraus. „Gerbold ist tot? In eine Schlucht gestürzt? Eine Schlucht? Gestürzt? Das ist doch ... ! So ein ... ! Das glaube ich nicht. NIEMALS! Wo ist diese elende Pelzratte? Warum habt Ihr sie nicht mitgebracht? Auf dass sie mir diese Lüge direkt ins Gesicht schleudern möge?“

Der Rondrianer schluckte und presste kurz die Lippen aufeinander. „Ich fürchte, es ist keine Lüge, Hochgeboren, bin mir dessen sogar sicher. Der Goblin hat es mir anvertraut – im Austausch gegen sein Leben. Darum habe ich ihn nicht mitgebracht: Ich habe Antworten erhalten und ihn gehen lassen, wie versprochen. Ich bin absolut sicher, dass er mich nicht belogen hat, so leid es mir auch tut, Euch diese Nachricht übermitteln zu müssen.“

„Der ... WAS?“ Das letzte Wort schrie Erzelhardt förmlich. „Ihr habt WAS? Ihr wisst, dass es die Wahrheit ist, weil ein verfluchter Goblin Euch das anvertraut hat? Im Austausch für sein Leben? Soll das ein Witz sein?“ Ein leises Winseln ging durch die Hundemeute. Die Erregung des Barons übertrug sich auf die Tiere und sorgte dafür, dass sie mit einem Mal alle aufmerksam in seine Richtung starteten. Erzelhardts Leute taten es ihnen gleich. Den Männern und Frauen war bisher offenbar entgangen, dass sich etwas anbahnte. Deshalb reagierten sie nun umso überraschter auf den neuerlichen Ausbruch ihres Herrn.

„Seid Ihr wirklich so dumm?“, knurrte der Herrscher Rotenforsts unterdessen mit rauher Stimme. „Kommt Ihr nicht auch aus der Sichelwacht? Hat Eure Wiege nicht in Ingerimms Steg gestanden? Weiß man dort nicht, dass das Rotpelzgezücht lügt, wann immer es sein Maul aufmacht? Und ist Euch nicht klar, dass das gleich dreimal gilt, wenn es um sein Leben geht? Welcher Dämon reitet Euch, zu glauben, dass einer von denen wahr sprechen würde, wenn man ihm die Freiheit als Lohn in Aussicht stellt? Allzumal in einer Situation wie dieser? Er hat versucht, seine wertlose Haut zu retten. Was hätte er auch sonst tun sollen? Euch sagen: ‚Wir haben den Jungen getötet?‘ Und wie hättet Ihr Eurer Versprechen dann aufrechterhalten, hä? Indem Ihr ein Vieh, das den Erben dieses Landstrichs gemordet hat, ziehen lasst, um Eure Ehre nicht zu beflecken? Ein einmal gegebenes Wort nicht zu brechen? Das hier ist mein Land. Hier entscheide ich, nicht Ihr? WO IST DIESER GOBLIN?“

Wut stieg glühend heiß in Arleon auf. Was erlaubte sich der Baron eigentlich? Ihn dumm zu heißen ... ? Frechheit! Schon wollte er sich aufplustern, da fiel ihm wieder ein, welche Botschaft er überbracht hatte und ihm fiel auch der Dreiklang ein, den solche Katastrophen oft auslösten. Dies war eindeutig der Versuch, den Tod des Knaben nicht zur Kenntnis zu nehmen und ihn, den Boten, für seine Worte leiden zu lassen. Er war Priester genug, dies zu erkennen und sein Verhalten anzupassen.

„Hochgeboren, ich bitte Euch, beherrscht Euch. Ich bin nicht dumm und ich weiß genug über Goblins, um einschätzen zu können, was wahr ist und was gelogen. Der Rotpelz ist nicht mehr hier, was nutzt es außerdem, ihn nun zu jagen? Es ist viel Rotpelzblut geflossen, wir sind bedeckt damit. Dem Regen gleich netzt es Euer Lehen. Sind wir nicht aufgebrochen, Euren Sohn zu suchen?“ Arleon atmete tief ein. „Ich denke doch, und darum sollten wir dies auch tun.“

„ICH SOLL MICH BEHERRSCHEN?“, das Gesicht der Graufenbeiners lief puterrot an. „WAS WAGT IHR EUCH?!“ Mittlerweile gab es auf dem kargen Hochplateau wirklich niemanden

mehr – egal ob Mensch oder Tier – der dem Streitgespräch der beiden Männer nicht wie gebannt folgte. Unruhe machte sich breit, denn die Leute wussten, was es bedeutete, wenn sich ihr Herr in einem solchen Zustand befand. Die meisten wussten auch, dass es alles andere als ratsam war, dann noch Widerworte zu leisten. Ein paar schüttelten bekümmert den Kopf.

„Keiner von uns Menschen, kennt die Rotpelze gut genug, um einschätzen zu können, wann sie lügen und wann nicht“, knurrte Erzelhardt gerade. „Was, wenn das hier nicht alle Goblins waren? Was, wenn eine Gruppe meinen Jungen noch immer in ihrer Gewalt hat und nun unbehelligt von dannen zieht? Was, wenn Gerbold nicht in irgendeine Schlucht gestürzt ist, sondern sie ihn getötet haben ... abgeschlachtet. Mein Fleisch und Blut! So wie ich es in den letzten Götterläufen mit ihrer Brut getan habe? Was, wenn es genau der war, den Ihr nun gehen lassen wollt? Dann klebt das Blut meines Erben an Euren Händen. Wie wollt Ihr das wiedergutmachen?“

Die Augen des Barons funkelten wie im Wahn, als er den Rondrianer niederstarrte. „Wenn Gerbold wirklich tot ist, haben wir alle Zeit der Welt für die Suche. Genug auf jeden Fall, um dem Goblin zu folgen, der uns mehr über das Geschehen verraten kann. Und um ihn zu richten, den Schlächter.“ Erzelhardts Kopf schnellte vor wie der einer Schlange und er ballte zornig die Fäuste. „Was Euch bei aller Geschicklichkeit im Umgang mit den Rotpelzen entgangen zu sein scheint, ist, dass ich der HERRSCHER UND RICHTER dieses Fleckens bin. Ich entscheide, was wahr ist und was falsch, wer sich schuldig gemacht hat und bestraft werden muss – niemand sonst! Wollt Ihr mir in dieses Recht tatsächlich reinpfuschen? Oder sagt Ihr mir jetzt, wo ich den Goblin finde, auf dass ich ihn selbst verhören und über sein Schicksal befinden kann, bevor wir uns auf die Suche nach meinem Sohn machen?“

Arleons Augen verengten sich kurz. Er sog mit geblähten Nasenflügeln Atem ein und kämpfte das Gefühl aufsteigender Panik sowie den Drang, sich dem Willen dieses Barons ganz und gar zu unterwerfen, nieder. Sein Herr war er nicht, das war allein die Löwin. Seine Brust dehnte sich, als der Atem seine Lungen füllte. Das Zagen, das nach seinem Herzen gegriffen hatte, begegnete göttinnengefälligem Zorn und verging darin, wie der Zorn in Arleons Anteilnahme für den Vater vor ihm verging.

„Hochgeboren, wenn ich gefehlt habe, werde ich die Folgen tragen, wie es meiner Göttin und meinen von ihr bestimmten Vorgesetzten gefällt. Ich bin mir in dem, was ich gesagt habe, sicher. Meine Worte sind ohne Falsch und meine Sorge gilt allein der Suche nach Eurem Sohn. Bedenkt dies und auch, dass jeder Zweifel daran an meiner Ehre rührt. Es ist nicht die Zeit für juristische Debatten und so will ich nur einwenden, dass ein Goblin nicht Euer Untertan und die Gerichtsbarkeit somit für ihn nicht von Belang ist – ebenso wenig, wie für einen tollen Wolf oder eine geifernde Wildsau, denn ja: Es sind beinahe Tiere. Wollt Ihr über ein solches wirklich zu Gerichte sitzen? Doch warum streiten wir? Lasst uns an den Ort eilen, der mir genannt wurde. Dort wird sich weisen, was meine Einsicht wert ist und ich gelobe euch: Wenn ich fehlgegangen bin, werde ich dafür geradestehen, bei Ronda und ihren Alveraniaren.“

„Dies ist ebenso wenig der Zeitpunkt für Eure Ehre wie für juristische Debatten, junger Mann.“ Erzelhardt schien zwar bemerkt zu haben, dass sein Gegenüber einlenkte, er selbst aber war dazu nicht in der Lage. „Und wenn es nun eine Sau gewesen wäre, die den Leib meines Sohns zerfetzt hätte, würdet Ihr Euch dann auch zwischen sie und mich stellen, um zu verhindern, dass ich auf

meinem Land meinen Willen walten lasse?“ Der Baron kniff die Augen zusammen und straffte seine Haltung dann, richtete sich ein wenig auf, während er Arleon mit zornigem Blick maß. „Ich fordere Euch jetzt ein letztes Mal auf, meiner Aufforderung zu folgen“, meinte er schließlich gefährlich leise. „Solltet Ihr das noch immer für unnötig befinden, Euch also meinem Willen widersetzen und mich daran hindern, mein Amt als Herrscher dieses Fleckens auszuüben und sollte sich zudem erweisen, dass wir dadurch allesamt der Lüge eines Rotpelzes aufgesessen sind, dann werdet Ihr nicht nur die Konsequenzen Eurer Göttin und Eurer Kirche tragen müssen, sondern auch irdische.“

Der Rondrageweihte verschränkte die Arme vor der Brust, seine Augenbrauen zogen sich über der Nasenwurzel zusammen. Ehe er jedoch antworten konnte, hob Leakardia von Lhandroval die Hand und trat einen Schritt vor.

„Ich bitte Euch, Ihr Herren, haltet Frieden.“ Sie wandte sich direkt an den Baron. „Ich habe meine Mutter verloren, Hochgeboren ... Herr. Ich kann nachempfinden, wie Ihr Euch fühlt.“ Dann wandte sie sich an den Geweihten. „Eure Ehre ist für mich unantastbar, Euer Handeln aber zumindest ... hinterfragbar, Euer Gnaden. Allein, Ihr habt zugesichert, dafür geradezustehen, sollte es sich als falsch erweisen. Das soll mir als Gläubiger genügen. Bitte, Herr Baron“, drehte sie sich wieder dem zornsprühenden Graufenbeiner zu, „lasst es für den Moment ruhen. Uns alle hier verlangt danach, Euren Sohn zu finden und ja, ich wage zu sagen: tot oder lebendig. Lasst uns dorthin gehen, wohin Arleon uns führen will. Hat er Unrecht, ist noch immer Zeit, zu suchen. Ich vertraue seiner Einschätzung und bin sicher, dass seine Worte in aufrechter Sorge gesprochen wurden. Noch ein Goblin, den wir jagen und zur Strecke bringen ... bringt meine Mutter nicht zurück und Euren Sohn auch nicht. Vertraut den Worten dieses Götterdieners, ich bitt Euch. Er hat doch schon bewiesen, wie vertrauenswürdig er ist.“

Arleon schöpfte ein paarmal Atem und nickte dann: „Ich trage die Konsequenzen meines Handelns, Hochgeboren. Seid versichert, dass ich nicht leichtfertig in meinem Urteil bin und Euer Wohl mir sehr am Herzen liegt. Ich mag jung sein und vielleicht dumm, aber ich bin nicht leichtfertig. Lasst uns also nicht noch mehr Zeit damit vertun, zu streiten und hinter einem Goblin her zu jagen, der Euch – und da bin ich sicher – nicht mehr sagen wird als mir und der mich nicht angelogen hat.“

Erzelhardt schwieg. Sein Blick streifte Leakardia nur und sie war nicht sicher, ob er sie dabei überhaupt sah, geschweige denn ihre Worte hörte. Es schien fast, als sei das nicht der Fall. Sie hatte nämlich noch gar nicht geendet, als sich der Baron dem Geweihten wieder zuwandte und ihn feindselig anstarrte. Seine Mundwinkel sackten noch weiter nach unten als das gemeinhin schon der Fall war und in seinen Augen spiegelte sich ein Unwillen wider, der kaum noch in Worte zu fassen war. Schließlich schnaufte der Graufenbeiner verächtlich.

„Wir werden sehen, was wir davon haben, Ascheraden“, knurrte er und betonte Arleons Familiennamen dabei überdeutlich. „Ich hoffe für meinen Sohn, meine Frau und mich, insbesondere aber für Euch, dass es etwas Gutes ist. Also auf!“, die letzten Worte waren an das Fußvolk gerichtet, das sich unter dem zornigen Blick des Barons hastig auf die Beine kämpfte. „Folgt dem Rondrianer. Er sagt, er wisse, wo mein Sohn zu finden ist.“

Das Aus für den Ascheraden

Rote Sichel, Baronie Rotenforst, Ende Efferd 1033 BF

Arleon war außerstande, die Gefühle zu fassen, die in ihm tobten. Er war erschöpft, was Wunder nach tagelangen kräftezehrenden Gewaltmärschen. Er war übermüdet, auch das nicht wirklich überraschend, nachdem er in der letzten Nacht kein Auge zugemacht hatte. Vor allem aber – und das wog am schwersten – war er zutiefst verunsichert. Sie hatten Kazbacks Anweisungen genau befolgt und die Stelle schließlich gefunden: Einen schmalen Pfad an einem steilen Abhang, der über einem kleinen See aufragte. Mehr als fünfzehn Schritt ging es lotrecht nach unten. Wer immer hier aus dem Gleichgewicht kam und stürzte, musste unweigerlich den Tod finden, denn etliche Felsbrocken lagen am Grund des Tals, ragten teils wie spitze Finger aus dem nachtschwarzen Gewässer empor.

Alles war genau so, wie der Goblin es beschrieben hatte. Mit einer wichtigen Ausnahme: Gerbold fehlte. Nach Kazbacks Erzählung hätte der Baronet eigentlich im Wasser liegen müssen ... doch das tat er nicht.

Erzelhardt hatte nicht gezögert, als sie den vermeintlichen Unglücksort erreichten. Er hatte Teile seiner Rüstung abgelegt und sich an den lebensgefährlichen Abstieg gewagt. Mit der gleichen Vehemenz, mit der er Arleons Worte gestern noch in Zweifel gezogen hatte, war er heute durch das Tal gestreift, hatte schier endlos nach seinem Sohn gerufen – die Stimme zunehmend kraftlos und spröde – und sich schließlich mit düsterer Miene dem See zugewandt.

Das gesamte Ufer hatte er abgesucht, war sogar ein paar Schritt weit ins Wasser gelaufen und schließlich dazu übergegangen, schweigend auf dessen spiegelglatte Oberfläche zu starren. Wahrscheinlich fragte er sich, wie er die Leiche des Jungen – so sie denn tatsächlich hier war – unter diesen Umständen überhaupt finden sollte. Auf jeden Fall hatte er sich seit gut einem Viertel Wassermaß nicht mehr von der Stelle bewegt.

Reglos stand er da, bis zur Hüfte im Wasser, die Schultern hängend und den Blick verzweifelt ins Leere gerichtet. Arleon hatte er den Rücken zugewandt, hatte ihm nicht ein einziges Mal ins Gesicht geguckt, seitdem sie diesen verfluchten Ort erreichten und schien fest entschlossen, es weiter so zu halten: den Geweihten zu ignorieren. Schließlich hob sich die Brust des Graufenbeiners, als er einen tiefen, zitternden Atemzug tat und sich Leakardia zuwandte.

„Ich kann auf keinem dieser Felsbrocken Blut entdecken“, meinte er heiser. „Und von meinem Jungen sehe ich keine Spur. Ich bin für Vorschläge offen.“

Die Lhandroval stand ganz in seiner Nähe am Ufer und ließ ihr Augenmerk ratlos mal hier und mal da hin schweifen. Sie warf auch dem Rondrageweihten, der mit zusammengepressten Lippen schräg hinter ihr stand und den Baron nicht aus den Augen ließ, einen kurzen Blick zu und lächelte schwach, was allerdings gänzlich unbemerkt blieb. Als der Graufenbeiner sie ansprach, unterdrückte die Ritterin ein Seufzen:

„Es stimmt, Hochgeboren, wenn Euer Sohn hier war, sind alle Spuren dessen und er selbst inzwischen verschwunden ...“

Arleon knirschte mit den Zähnen und warf ihr einen Blick zu, in dem sich Wut mit zunehmender Verzweiflung mischte.

„Ich bin nach wie vor sicher, dass der Goblin mir die Wahrheit gesagt hat“, hob er nach einem Moment des Zögerns an. „Aber ja, Gerbold ist nicht hier und ich...“, er schöpfte Atem, „Ich werde die Konsequenzen tragen, Hochgeboren.“ Mit diesen Worten wandte er sich an den Rücken des Barons. „Ich werde mit Eurer Erlaubnis weitersuchen. Doch die Männer und Frauen in Eurem Gefolge sind völlig erschöpft ...“ Unsicher wie er fortfahren sollte, brach er ab.

„Das stimmt, Hochgeboren. Eure Leute sind am Rande der Erschöpfung. Ich schlage daher vor, dass wir nach Praiosingen zurückkehren“, pflichtete Leakardia dem Diener der Leuin bei. „Es gilt noch, die Toten im Vehn zu bergen und sie den Göttern anzuempfehlen. Von Praiosingen aus können wir weitere Suchen organisieren, frische Leute losschicken. Ich rate Euch nicht, aufzugeben. Aber ich rate Euch, die Suche kurze Zeit zu pausieren um mit frischen Kräften erneut loszuziehen.“

„Wenn alles so verlaufen ist, wie ich es meinen Leuten vorgegeben habe, sind die Toten aus dem Moor mittlerweile in Praiosingen.“ Erzelhardt ließ seinen Blick ein letztes Mal über den See gleiten und obwohl Leakardia nun nur noch sein Profil sehen konnte, wirkte er auf sie plötzlich alt, kraftlos und vollkommen verhärtet. Er musste mindestens ebenso erschöpft sein wie seine Leute. Er war mit Abstand der Älteste hier und sicher auch derjenige, dessen Geist in den letzten Tagen am wenigsten Ruhe gefunden hatte. Schließlich seufzte der Graufenbeiner leise und nickte schwach. Er wandte sich um und watete langsam aus dem kalten Wasser.

„So wenig es mir gefallen mag, Ihr habt recht“, meinte er vage in Leakardias Richtung. „Kehren wir also heim und schöpfen Kraft.“ Die Worte des Geweihten hatte Erzelhardt – so schien es zunächst – gar nicht wahrgenommen. Erst als er direkt vor der steilen Felswand stand, hielt er noch einmal inne und schüttelte den Kopf.

„Ihr werdet hier nicht weitersuchen, Euer Gnaden“, meinte er, ohne sich zu Arleon umzuwenden und schwieg dann einen Moment – wohl auf der Suche nach den rechten Worten. „Tatsächlich werdet Ihr auf meinem Land überhaupt nichts mehr suchen. Nie wieder. Aus dem einfachen Grund, dass ihr hier nichts mehr verloren habt. Ihr seid nicht mehr willkommen.“

Jetzt endlich drehte sich der Baron von Rotenforst doch noch um und musterte den jungen Ronrianer feindselig. Arleon konnte Erschöpfung und tiefe Verzweiflung in den Augen des Graufenbeiners erkennen, zugleich aber auch unendliche Wut und unumstößliche Entschiedenheit. „Ich schließe aus Euren Worten, dass Ihr Euch noch an unser Gespräch oben auf dem Berg erinnern könnt“, meinte er. „Und dies ist die Konsequenz, die ich für Euch wähle: Ihr verlasst mein Land auf dem schnellsten Wege. Ich will Euch hier nicht mehr haben. Priester hin oder her, Euer Gesicht ist mir ab heute verhasst. Ich will es nie wieder sehen – und nichts, was Ihr jetzt noch sagt, wird an dieser Entscheidung etwas ändern.“

Der Geweihte hielt den Blick des Barons, obgleich ihn dies gehörige Anstrengung kostete. Die hasserfüllten Worte versetzten ihm einen schweren Schlag. Arleon hatte das Gefühl, als packe eine eiserne Klaue sein Herz, um es ihm aus der Brust zu reißen, derweil der Boden unter seinen Füßen einen unerwarteten Satz tat und irgendeine unsichtbare Macht ihm mit der flachen Hand hart gegen den Hinterkopf schlug.

Er hatte sich in den vergangenen Stunden einiges ausgemalt. Dies jedoch entsprach keinem seiner Schreckensszenarien. Diese Konsequenz war für ihn bis eben undenkbar gewesen. Sie hatte so viele Facetten, dass er sie im Augenblick gar nicht alle erkennen konnte. Er war zu einer persona non grata geworden. ER, ein Priester Rondras. Seine Vorgesetzte würde dafür nicht einen Hauch Verständnis aufbringen, denn sein Versagen beraubte die Rotenforster des Beistands der Leuengleichen, den sie mit Bedacht just hierher entsandt hatte.

Erneut hatte er das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Dennoch gestattete er es sich nicht, den Blick zu senken, zu blinzeln, auf irgendeine Weise zu reagieren, bis er sich wieder so weit im Griff hatte, dass er es auf angemessene Weise tun konnte. Also starrte er nur zurück, doch in seinen Augen lag weder Hass, noch Wut, sie gemahnten eher an nackte Panik.

Die junge Lhandroval kam ihm einmal mehr zur Hilfe, denn ihren Lippen entflochte ein erschrockener Laut. „Hochgeboren“, stieß sie voller Entsetzen hervor, nur um gleich wieder den Mund zu schließen. Dies tat sie mit einem vernehmlichen Klappen, was letztlich auch dazu führte, dass Arleon sich aus seiner Erstarrung löste, den Blick zu Leakardia wandern ließ. Diese schöpfte eben Atem.

„Hochgeboren“, setzte sie noch einmal an, leiser diesmal, sanfter. Ihre Kiefermuskeln mahlten, als sie erneut abbrach und Arleon hilflos ansah. „Wenn Ihr so entschieden habt, Hochgeboren, muss und werde ich dies akzeptieren. Jedoch“, sie trat einen Schritt vor, „meine Mutter Ihre sterblichen Überreste harren der Bestattung. Sie war der Alveransleuin stets innig zugetan, denn sie ist die erklärte Schutzgöttin unserer Familie. Ich bitte Euch, Seiner Gnaden wenigstens zu erlauben, die Bestattungsriten zu vollziehen, um sie der Löwin anzuempfehlen. Das wäre mir wirklich sehr wichtig. Hernach werde ich seine Gnaden an die Grenzen Eures Landes geleiten, wenn Ihr das wünscht.“ Wie wenig ihr selbst dieser Gedanke gefiel, war ihrem bleichen Gesicht nur allzu gut anzusehen.

Arleon presste die Zähne aufeinander, dann wandte er den Kopf wieder und blickte den Graufenbeiner an. Während Leakardias Ringen um Worte hatte er sich endlich gefangen und wirkte nun halbwegs gefasst.

„Sicher erlaube ich das“, erwiderte Erzelhardt kühl. „Ich hatte keinen Hader mit Eurer hochverehrten Mutter, Hohe Dame. Im Gegenteil. Sie war mir stets eine gute Gefolgsfrau, die für ihre Treue nichts als Respekt verdient.“

Leakardia konnte sich vorstellen, dass es dem Baron nicht ganz leichtfiel, diese Worte zu sagen. Denn wie man die Sache auch drehte und wendete: Am Ende war es ihre Mutter gewesen, die Gerbold nicht vor den Rotpelzen hatte beschützen können. Und das wiederum war ein

bedeutender Stein in dem Weg, der sie alle miteinander genau hierher geführt hatte. An den Rand eines Abgrunds.

„Ich weiß, dass die Himmelsleuin die Schutzherrin Eurer Familie ist und ich weiß auch, welche Bedeutung es für Salgard gehabt hätte, nach ihren Riten bestattet zu werden“, fuhr der Graufenbeiner nach einer kurzen Pause fort. „Dem werde ich selbstverständlich nicht im Weg stehen. Nehmt seine Gnaden gern mit zu euch nach Birken oder Sadurac. Lasst ihn tun, was auch immer er tun muss, um Eurer Tradition gerecht zu werden. Und dann ... ja, dann geleitet ihn von meinem Land. Das wäre mir sehr recht.“

Der Graufenbeiner nickte und wandte sich erst zum Gehen, dann noch einmal zu Leakardia um: „Solltet Ihr Wert darauf legen, dass ich bei der Beisetzung zugegen bin, lasst es mich wissen. Denn auch die letzte Ehre würde ich Eurer Mutter niemals verweigern. Selbiges gilt für meine Frau Gemahlin.“

Mit diesen Worten wandte er sich endgültig ab und machte sich an den gefährlichen Aufstieg, der auch Leakardia und Arleon noch bevorstand.

Gerbolds Rückkehr

Burg Praiosingen, Baronie Rotenforst, Ende Efferd 1033 BF

Gerwulf schreckte auf, als jemand an seiner Schulter rüttelte. Er riss die Augen auf und starrte einen Moment lang wild ins Leere. Dann erst manifestierte sich das Gesicht eines Lakaïen nur wenige Handbreit von seinem entfernt. Der junge Mann sah ihn sorgenvoll an und sein Mund formte Worte, die erst nach und nach in das Bewusstsein des Burghauptmanns durchsickerten. Offensichtlich war er eingeschlafen, als er sich spät in der Nacht – vermeintlich nur für wenige Augenblicke – vor den mittlerweile erkalteten Kamin im Gesindehaus gesetzt hatte. Nicht weiter verwunderlich, denn ihm war seit Tagen so gut wie kein Schlaf mehr beschert gewesen. Dazu war die Anspannung einfach zu groß. Er linste zum Fenster und erkannte, dass Praiosauge schon aufgegangen war. Ein neuer Tag hatte begonnen.

„... ihn ins Dorf gelassen, Herr. Er wartet jetzt am Fuß der Motte auf Euch. Oder vielmehr: Eure Leute warten auf Euren Befehl. Sie wissen nicht, ob sie ihn hier hoch lassen sollen, oder ob man die Tore vor so einem besser verschlossen hält. Ihr müsst zur Palisade gehen und ihnen sagen, was sie machen sollen.“

„‘türlich!“, nuschelte der Hauptmann schlaftrunken und erhob sich. Götter, was würde er jetzt für ein heißes Bad und etwas zu essen geben. Aber alles zu seiner Zeit! Zunächst deutlich müde, aber dann zunehmend energisch ging er wie erwünscht zur Palisade. Was mussten seine Leute auch manchmal so umständlich sein? Wer wartete da denn vor der Palisade? Unten angekommen richtete Gerwulf seine Worte an die diensthabende Wache:

„Wo isser denn nu, und vor allem wer?“

Es dauerte einen Moment, bis eine junge Frau ihren Kopf aus dem hölzernen Wachturm streckte und ihm von dort oben einen irritierten Blick zuwarf. Dann machte sie sich an den Abstieg, um sich nicht rufend mit ihm verständigen zu müssen.

„Es ist Widderich von Rauheneck“, meinte sie, sobald sie vor ihm stand. „Jedenfalls hat der Büttel das gesagt. Ich kann dazu nicht viel sagen, außer dass er auf nem Streitross sitzt und nach dir gefragt hat. Will wohl nicht mit der Baronin sprechen. Natürlich ist trotzdem gerade jemand auf dem Weg zu ihr. Geht ja nicht an, dass der hierherkommt und die Herrin des Hauses das als Einzige nichts davon weiß.“

„Hab ich euch nicht ausdrücklich untersagt, Ihre Hochgeboren zu stören?“, polterte Gerwulf los, kaum dass er das gehört hatte. „Donnernochens, macht denn hier eigentlich jeder, was er will? Schau, ob du das noch verhindern kannst. LOS, nimm die Beine in die Hand!“

Die junge Frau zuckte erschrocken zusammen, als der Hauptmann ohne Vorwarnung zu brüllen begann. Sie warf einen gehetzten Blick auf ihren mickrigen Turm, in dem sie wohl seit Stunden allein Wache gehalten hatte, und zog den Kopf dann zwischen die Schultern.

„Wir wussten halt nicht, was er will“, hob sie an. „Kann ja sein, dass die Herrin ohnehin gefragt sein wird. Deine Befugnisse erstrecken sich ja nur ...“. Unter Gerwulfs sengendem Blick verstummte die Torwächterin und lief dann endlich los. Sie war allerdings noch nicht weit gekommen, als sie schon wieder innehielt. „Zu spät“, fiepste das junge Ding. „Sie kommt. Hat sicher vorhin das Signal vom Tor gehört und war eh schon unterwegs.“

Gerwulf fuhr herum und warf einen schicksalsergebenen Blick auf die Treppe des Haupthauses. In der Tat hatte Thargrin sich dort eingefunden. Ildefons stand bei ihr und führte einen gestenreichen Monolog. Wahrscheinlich erklärte er ihr den Stand der Dinge. Heidelore war auch da – und diese bornische Adelige. Im Türrahmen hinter dem kleinen Grüppchen glaubte er sogar den Rockzipfel der jungen Ahrfoldenerin zu erkennen und fragte sich, womit er das eigentlich alles verdiente. Hatte er die Götter irgendwie erzürnt?

Die Torwächterin räusperte sich vernehmlich. Ihr war die Situation sichtlich unangenehm. Sie neigte sich ihm vorsichtig zu und raunte: „Was tun wir jetzt also?“

Da die Zeit drängte, konnte Gerwulf dieser Frau kaum blumig unter die Nase reiben, was sie in den nächsten Wochen für wunderbare Dienste würde übernehmen dürfen. Er beschränkte sich also gezwungenermaßen auf das Wesentliche: „Sag ihr, dass ich ihn fragen werde, was er will, und ihr dann Meldung mache! UND ...“, er blickte das Mädchen drohend an, „... hinter mir machste wieder zu, ham wir uns verstanden?“

Die Torwächterin warf einen gehetzten Blick zum Haupthaus, wo Thargrin und die anderen Adelligen immer noch diskutierend auf dem Treppenabsatz standen. Dann nickte sie Gerwulf eifrig zu und bedeutete ihm, dass er sich sputen sollte. Sie selbst spritzte gleich darauf in Richtung Pallas davon, während einer ihrer Kameraden sich daran machte, das Tor der Motte für den Hauptmann zu öffnen.

Der hielt ein letztes Mal kurz inne, holte tief Luft und ging dem rauheneckschen Ritter dann entschlossen entgegen. Er wollte sich mit ihm auf halber Strecke treffen und bedeutete dem Büttel am unteren Ende des Holzstegs daher mit einer weitausholenden Geste, dass er ihn zu ihm bringen sollte. Der schwankende Aufgang zur Motte war Gerwulfs Meinung nach ein guter Ort für den ersten Schlagabtausch, dort gab es keine Zuhörer und der Sturmrätzvaller konnte auch nicht anfangen, dumm zu werden. Als der Hauptmann die Mitte des Stegs erreichte, blieb er stehen und wartete, bis die beiden anderen zu ihm aufschlossen. Schon von weitem konnte er erkennen, dass der Büttel ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter machte. Kein Wunder, er wäre im Moment bestimmt lieber ganz woanders gewesen.

Was ihren Gast betraf: Der saß auf seinem Ross und wirkte dadurch viel größer und bedrohlicher als er es eigentlich war. Das hoffte Gerwulf jedenfalls, denn die Ausstrahlung des Kerls war schon ziemlich ... überwältigend. Er versuchte, einzuschätzen, ob der Mann zu den Personen gehörte, die ihnen damals im Moor so viel Ärger bereitet hatte – und gelangte zu dem Schluss, dass das schwer vorstellbar war. Dieser Rauheneck sah weder dem Hünen, der Gerwulf fast erwürgt hätte, noch dessen verstorbenem Halbbruder ähnlich. Er war nicht so groß, nicht so kräftig, das Gesicht kantiger, die Nase nicht so breit und vor allem waren seine Haare dunkel. Ganz anders als das ins Rötliche gehende Blond der beiden Kämpfer aus dem Vehn. Von der

Frau hatte Gerwulf seinerzeit nicht viel gesehen, also konnte er die nicht zum Vergleich heranziehen. Aber es schien ihm zumindest, als sei dieser Widderich vergleichbar griesgrämig wie sie. Darüber hinaus fiel dem Hauptmann auf, dass er für die Jahreszeit zu leicht gekleidet war. Von einem Mantel weit und breit keine Spur. Es sei denn natürlich ...

... Gerwulfs Blick fiel auf ein Bündel, das vor dem Sattel des Ritters halb auf dem Rücken, halb auf dem Hals seines Pferdes lag. Er bedeutete dem Büttel, anzuhalten. Der kam der Aufforderung umgehend nach und wollte in die Zügel des Streitrosses greifen – was der Rauheneck mit einem drohenden Knurren quittierte, das den Praiosinger sofort wieder auf Abstand brachte. Er machte ein paar eilige Schritte nach vorn, offenbar nicht nur, um Gerwulf vertraulich ansprechen zu können, sondern auch, um sich außer Reichweite des missgelaunten Heckenreiters zu bringen.

„Widderich von Rauheneck“, murmelte er in Richtung des Burghauptmanns. „Er hat darauf bestanden. Wir konnten nicht anders, als ihn hierher zu bringen.“

Mit einer herrischen Geste bedeutete Gerwulf dem Mann, zu schweigen. Was war nur plötzlich mit den Leuten los? Er fühlte sich versucht, dem Büttel einen Vortrag darüber zu halten, was man gegenüber einem Rauheneck tun musste und was nicht. Doch das hier war weder die rechte Zeit noch der rechte Ort dafür. Später irgendwann mal. Sonst würden sie am Ende die Goblins einlassen, weil: Die wollten es ja!

„Geh wieder ins Dorf. Und zwar zackig, bevor ich mich vergesse!“, kam es schließlich gepresst über seine Lippen. Dabei ließ er den Rauheneck nicht aus den Augen, wusste er doch immer noch nicht, was dieses Bündel auf dem Hals des Tieres enthalten mochte. Einen menschlichen Körper am Ende? Gerwulf ging weiter auf den Heckenreiter zu und neigte nur knapp das Haupt, bevor er ihn ansprach.

„Hoher Herr, Ihr wolltet mich sprechen? Was ist Euer Begehr?“ Offen und keineswegs von dessen düsterer Miene beeindruckt, sah der in die Jahre gekommene Soldat zu dem Ritter auf. Diese Bande hatte ihn auf dem Bohlenweg im Vehn damals fast zu Boron geschickt, und jetzt war einer von ihnen aus freien Stücken in sein Gebiet gekommen. Was nur konnte ihn dazu verleitet haben? Und warum wollte er ausgerechnet mit IHM reden?

Der Rauheneck schwieg eine Weile. In seinem Gesicht regte sich kein Muskel, während er Gerwulf eingehend musterte. Trotz des offen zur Schau getragenen Missmuts wirkte der Kerl ziemlich ruhig. Ganz anders als sein schweres Ross, das mit angelegten Ohren nervös auf der Stelle trat. Der Steg machte dem Tier Angst, wie so vielen anderen vor ihm auch schon. Gerwulf erkannte das sofort, nahm es aber nicht zum Anlass, die Situation seines Gastes zu verbessern. Der schien schließlich genug gesehen zu haben und schloss seine Begutachtung mit einem kaum merklichen Nicken an. Er entließ Gerwulf aus seinem Blick und sah zum Burgtor hinauf, bevor er mit tiefer, kratziger Stimme zu sprechen anhub.

„Ich darf also nicht reinkommen? Werde mein Anliegen auf diesem schwankenden Stück Holz vortragen müssen, eh?“ Die Lippen des Rauheneck verzogen sich zu einem freudlosen Lächeln und sorgten dafür, dass sich die feinen Härchen in Gerwulfs Nacken aufstellten. Noch nie hatte

er einen Menschen zu Gesicht bekommen, der beim Lächeln dermaßen unsympathisch aussah. Einen Ork vielleicht, einen Oger, aber doch keinen Menschen! Die Grimasse erinnerte ihn an gebleckte Zähne und konnte nicht ein Quäntchen Vertrauen in den unliebsamen Besucher wecken.

Gerwulf wusste nicht, was er mit dem Kerl anstellen und erst recht nicht, wie er ihm diese Frage beantworten sollte. Am liebsten hätte er ihn wieder in das stinkende Loch von einer Feste drüben in den Drachensteinen geschickt, aus dem er sich offenbar gerade erstmals seit langem herausgewagt hatte. Aber nun war er leider hier und nach wie vor ungeklärt, was es mit dem Bündel auf sich hatte. Der Blick des Hauptmanns wanderte abwägend zwischen dem Mann und seiner Last hin und her. „Am besten fährt man mit der Wahrheit“, sagte Hochgeborenen Thargrin immer. Das galt auch jetzt, selbst wenn die Wahrheit in diesem Fall weder der Etikette entsprach, noch Freundschaft keimen lassen würde. Aber wer wollte schon mit einem Rauheneck befreundet sein? Ab davon: Die Baronsgemahlin war auf dem Weg hierher, also galt es, möglichst schnell einen Entschluss zu fassen.

„Wenn Ihr mich so fragt: Ja! Wir haben Euch eingelassen, was schon ein Zugeständnis war. Und darum fordere ich Euch nun höflich auf, zu erklären, was es so Dringendes gibt, das keinen Aufschub duldet. Ich bin Euch ja sogleich entgegen geeilt, da Ihr mich zu sprechen wünscht.“ Die begleitende Geste mit seinen Armen sollte bekräftigen, dass er ihm hier und jetzt zur Verfügung stünde.

„Er will mich nicht einlassen“, der Rauheneck schnalzte leise mit der Zunge und wieder schlich sich dieses beunruhigende Lächeln auf seine Lippen. „Sollte die Angst des Hauses Graufenbein mittlerweile so groß sein, dass es nicht mal mehr einen Einzelnen meines Blutes in seiner ‚Burg‘ verkraftet?“ Seine Stimme triefte vor Hohn, doch er ersparte Gerwulf weitere Spitzen und senkte stattdessen den Blick. Hätte er nicht den Archetypen eines überheblichen Widerlings vor sich gehabt, wäre es dem ehemaligen Gardisten fast vorgekommen als würde sein Gegenüber um Fassung ringen. So aber ...

„Es ist dringend, ja“, meinte der Rauheneck schließlich und deutete vage auf das Bündel, das Gerwulf kaum einmal länger als einen Lidschlag aus den Augen ließ. „Oder jedenfalls würde ich das meinen. Ich bringe den Erben Seiner Herren heim.“

„Was?“, polterte es aus Gerwulf heraus. „Der Kerl ist irr, eindeutig!“, schoss es ihm durch den Sinn. Nun konnte er nicht mehr an sich halten. „Und das sagt Ihr erst jetzt? Warum? Was ist ... ? Er ist doch nicht ... ?!“

Fassungslos starrte der Burghauptmann die zusätzliche Last auf dem Ross des unheimlichen Besuchers an. Er machte einen Schritt auf ihn zu und streckte die Rechte aus, hielt dann aber inne. Innerlich hatte er Angst vor dem, was er nun hören oder vielleicht sogar sehen würde. Seinen Blick, der noch immer gefangen war von dem Bündel auf dem Pferd, zwang er langsam zurück auf das abstoßende Antlitz des Rauheneck. Er schluckte, doch seine Miene drückte aus, dass er auf eine Antwort wartete.

„Doch, ist er“, es sprach keine Häme und schon gar keine Schadenfreude aus dem Tonfall des Rauheneck. Dennoch empfand Gerwulf ihn als unangemessen. Verletzend irgendwie. Vielleicht wegen des mangelnden Mitgefühls? „Damit kennt Er auch den Grund, aus dem ich nach Ihm verlangt habe. Seine Hochgeboren ist nicht hier und ich weiß nicht, in welcher Verfassung sich sein Weib momentan befindet. In jedem Falle bin ich nicht die rechte Person, um ihr diese Kunde zu überbringen. Ich denke, Er weiß besser, wie weiter zu verfahren ist.“ Die dunklen Augen des Rauheneck verengten sich, als er wieder am Hauptmann vorbei auf die innere Palisade Praiosingens blickte.

Genau dort würde Thargrin bald erscheinen, da war sich Gerwulf sicher. Die Praioranerin mochte viele gute Eigenschaften ihr Eigen nennen, doch Geduld gehörte nicht dazu. Ihm blieb wiederum nicht viel Zeit für eine Entscheidung.

Müde, unendlich müde fühlte sich Gerwulf mit einem Mal – jetzt wo er die Wahrheit wusste. Was blieb, war ein dunkles Loch voller Trauer und Fragen. Er zwang sich, tief die kalte Luft einzusaugen, zwang sich, sich zusammenzureißen. Wie viel schlimmer würde es erst die hohen Herrschaften treffen? Er musste stark sein, durfte nicht zaudern und keine Schwäche zeigen. Was würde das auch helfen? Erschöpft ließ er den Kopf auf die Brust sacken und rieb sich die brennenden Augen. Die kräftezehrenden Wachen, das Bangen und Warten, sie hatten ihren Tribut gefordert, doch die Hoffnung hatte ihn weitermachen lassen. Bis jetzt.

Nach einem Moment der Stille regte sich Wut in einem Winkel von Gerwulfs Bewusstsein und wärmte ihn, ließ ihn aus seiner Starre erwachen. Das Brodeln machte sich in seinen Eingeweiden breit. Wie nur konnte man dem kleinen Knaben so etwas nur antun? Wer war zu einer solchen Schandtat in der Lage? Das konnten nur die Rotpelzigen gewesen sein! Verflucht seien diese widerwärtige Brut und jeder, der sich mit ihr gemein machte. Keinem Rauheneck, keinem Götterfürchtigen, nicht einmal diesem widerwärtigen Hüter traute er das zu. Nach zwei tiefen Atemzügen, die zu nehmen er sich bewusst zwang, schaute Gerwulf seinem Gegenüber wieder ins Gesicht. Widerstrebend zwar, aber es war nötig. Schließlich wollte er seine Herrin in dem Moment der Trauer und Gewissheit schützen, bis sie sich wieder gefangen hatte.

„Ich werde zuerst mit Ihrer Hochgeboren reden. Allein. Euer Pferd wird zur Kapelle gebracht, dort werde ich Gerbold ... holen und zu ihr bringen.“ Seine Stimme war rauh geworden. Ob er das wirklich tun konnte? „Von Ildefons erhaltet Ihr, Hoher Herr, eine Stärkung. Solange werde ich unter vier Augen mit meiner Herrin reden. Danach sehen wir weiter. Ob sie sich in der Lage fühlt oder ob ich mit Euch reden werde. Schließlich gibt es Fragen!“ Gerwulf wollte schon anheben, nach Bjarni zu rufen – einem Praiosinger Schützen, der hoffentlich mittlerweile auf der Palisade stand –, als er sich doch noch einmal umwandte und ein rasches „Danke, dass Ihr diesen Weg gewählt habt!“ hinzufügte.

Der Blick des Rauheneck ruhte nach wie vor auf Gerwulfs Gesicht, stechend und kalt. Als er ihm das weitere Vorgehen schilderte, runzelte der Ritter die Stirn. Für die Dauer eines Lidschlags nur. Ebenso schnell war auch die Unsicherheit, die Gerwulf in seinen Augen hatte aufblitzen sehen, wieder verschwunden. Der Kerl nickte und gab so zu verstehen, dass er der Aufforderung folgen würde. Erst als er dessen sicher war, wandte sich der Burghauptmann endgültig um und gab das Zeichen in Richtung der inneren Palisade. Das Wissen, dass dort oben jemand stand, der den

Heckenreiter notfalls aus dem Sattel schießen würde, hatte etwas Beruhigendes – auch wenn es ihm lange nicht das Gefühl gab, die Situation vollends im Griff zu haben.

Schweren Herzens stapfte Gerwulf auf das Burgtor zu und wäre am liebsten gleich wieder umgekehrt, als er sah, was sich im Innenhof abspielte. Auf halber Strecke zur Palisade stand die Baronsgemahlin. Sie unterhielt sich heftig gestikulierend mit der Wächterin, der Gerwulf befohlen hatte, sie aufzuhalten. Thargrin war blass, tiefe Schatten lagen unter ihren Augen und sie wirkte schwer angeschlagen, aber kein bisschen weniger entschieden als sonst. An der Seite der Graufenbeinerin hibbelte das junge Ding aus Klingathann herum, die Schwester von Anshelm. Das Mädchen wirkte überfordert. Immerhin: Von Heidelore war weit und breit nicht zu sehen und die bornische Adelige stand neben Ildefons auf dem Treppenabsatz des Haupthauses. Er würde es also nur mit zwei aufgescheuchten Hühnern zu tun bekommen und nicht gleich mit fünf. Wenigstens etwas!

Schicksalsergeben trat Gerwulf in den Hof und Thargrins Augenmerk richtete sich sofort auf ihn. Ihr Blick sprach Bände. Sie wollte wissen, was los war. Es dauerte nur einen Augenblick, bis sie ihre Röcke raffte und Anstalten machte, auf ihn zuzukommen. Im gleichen Moment tauchte der Schemen des Rauheneck im Torbogen auf – Gerwulf hörte das, er sah es nicht. Die Hufe des Streitrosses klangen nicht mehr auf Holz, sondern auf gestampftem Lehm Boden. Hinter ihm ertönte ein nervöses Schnauben und direkt vor Kopf kam alles Leben zum Erliegen: Die Wächterin verstummte, Thargrin hielt mitten in der Bewegung inne und die Ahrfoldenerin riss ungläubig Mund und Augen auf.

Die Herrin des Hauses hatte sich erwartungsgemäß am schnellsten wieder im Griff. Sie machte einen entschiedenen Schritt nach vorn und bedeutete dem Rauheneck mit herrischer Geste stehenzubleiben.

„Kein Schritt weiter, Ketzer“, rief sie. „Ihr seid hier nicht willkommen!“ Der Tonfall und die stolze Haltung der Graufenbeinerin duldeten keinen Widerspruch. Sie machte zwei Schritte in Gerwulfs Richtung und schüttelte den Kopf. „Nicht er, Hauptmann, nicht hier. Mein Gemahl würde das nicht dulden.“ Ihr Blick huschte zurück zu dem unerwünschten Gast. Erst jetzt schien sie die Fracht des Ritters zu entdecken. Oder jedenfalls ließ das Wechselspiel der Gefühle, das über ihre Züge huschte, darauf schließen. „Was ist das?“, raunte Thargrin, als sie Gerwulf erreichte. „Was hat er da?“, nun schon etwas lauter und mit einem leichten Anklang von Panik in der Stimme. Sie griff nach seinem Unterarm und hielt ihn fest wie ein Schraubstock. „Warum hast du ihn hierhergebracht, Gerwulf?“

Das war der kritische Moment. Die Geste der Baronsgemahlin kam dem Burghauptmann bei seinem Plan sehr zupass, erlaubte sie ihm doch, sich vorsichtig mit ihr von den anderen weg zu drehen, sodass ihre Gesichter nicht direkt sichtbar waren. Ihr Blick hatte das Bündel zwar längst erfasst, aber ob sie auch begriffen hatte?

Leise sprach er sie an: „Er hat seine Pflicht getan, obwohl man dies keinem aus seiner Sippe zutrauen würde. Darum habe ich ihn eingelassen!“ Sacht drückte Gerwulf Thargrins Hand. „Lasst uns den Ort aufsuchen, der dazu angetan ist, die Wahrheit zu hören, Hochgeboren. Lasst

uns in die Kapelle gehen.“ Die Stimme war ihm gegen Ende ein wenig gekippt, doch er hielt die Hand der Frau weiter fest, von der er nicht wusste, wie sie nun reagieren würde.

Thargrin blickte ihm ungläubig in die Augen, dann streckte sie sich und verrenkte ihren Hals, um wieder zu dem Rauheneck zu sehen. Der hatte sein Pferd im Tor der Motte angehalten und spähte wachsam in den Hof hinein. Dabei sah er alles andere als entspannt aus, was kein Wunder war, denn schließlich drohte ihm hier von allen Seiten Übel.

„Ist das mein Junge?“, fragte Thargrin schließlich und schickte sich an, Gerwulfs Hand abzustreifen. „Ist das Gerbold, den er da wie einen Lumpensack vor sich im Sattel hat? Ist es das, was du mir sagen willst?“

Das ungute Ziehen in Gerwulfs Magengegend wuchs sich zu einem Grollen aus. Was sollte er schon sagen – außer ‚ja‘? Sicher war es schrecklich, was geschehen war. Doch man musste versuchen, einen klaren Kopf zu bewahren. Nein, ER musste eben jenes versuchen. Doch allein der Gedanke an das in dieser Situation vollkommen unberechenbare Verhalten seiner Herrin machte ihn noch nervöser, als er es eh schon war. Zumal er sich der Zuschauer vollauf bewusst war, die die ganze Situation argwöhnisch beobachteten.

„Hochgeboren!“, bemühte er sich noch einmal mit Worten um die Aufmerksamkeit seiner Herrin. Ihren Arm hielt er nach wie vor fest umfassen, derweil er sich vor sie schob, um ihr den Anblick der Last des Pferdes zu ersparen. Er seufzte tief, als er ihr Augenmerk wieder auf sich spürte. Sie wusste es. Was nützten da Versuche, das Unglück vorsichtig zu umschreiben? Wären sie nicht von Standes wegen so weit voneinander getrennt gewesen, hätte er vielleicht bessere, einfühlsamere Worte wählen können, doch so waren sie Hauptmann und Baronsgemahlin – Welten lagen zwischen ihnen. „Lasst uns wenigstens von nun an tun, was die Götter gebieten. Ich hole ihn gleich, und bringe ihn in die Kapelle – zu Euch Es bleibt hernach noch Zeit, Fragen zu stellen. Man wird den Hohen Herrn von Rauheneck solange bewachen. Wenn Ihr wollt, übernehme ich das auch höchstpersönlich.“

„Mein Sohn? Gerbold!“ Die Stimme der Graufenbeinerin war nun so laut, dass jeder im Hof sie hören musste.

Was auch immer Gerwulf an Hoffnung gehabt hatte, dass sie sich in dieser Situation genauso beherrschen würde, wie er es seit Jahr und Tag von ihr kannte: Das zerschlug sich nun. Für den Moment war er der Einzige, der das Gesicht der jungen Baronsgemahlin sehen konnte und er erkannte nichts als Schmerz darin – Trauer und endlose Verzweiflung. Die Gefühle übermannten sie, verliehen ihr unerwartete Kräfte und raubten ihr offenbar den Verstand. Anders war es nicht zu erklären, dass es ihr gelang, sich mit einer raschen Bewegung aus seinem zu Griff befreien. Anders war auch der unartikulierte Schrei nicht zu erklären, den sie ausstieß, als sie sich an ihm vorbei und in Richtung des Burgtors schob.

~

Satijana beobachtete das Geschehen ohne eine Regung. Nicht etwa, weil das Ganze sie nicht berührte, sondern vielmehr, weil sie sich außerstande sah, ihren Muskeln die nötigen Befehle zu erteilen. Sie war vor Schreck ganz starr. Ihr Herz blutete für die Baronsgemahlin, die ihren Schmerz mit tierisch anmutenden Lauten aus sich herausschrie, während sie schnurstracks auf den fremden Ritter zusteuerte. Zugleich bewunderte sie den Hauptmann für seinen klaren Kopf, denn er hatte die Verfolgung sofort aufgenommen und bemühte sich noch immer, die Situation irgendwie zu retten. Neben Satijana setzte sich nun auch der Haushofmeister mit einem leisen Stöhnen in Bewegung und in ihrem Rücken schlug eine Tür – wahrscheinlich kehrte die Base des Barons soeben ins Freie zurück.

Doch nicht einmal das konnte Satijana zu einer Bewegung verleiten. Statt sich umzuwenden, behielt sie den Innenhof im Auge. Angespannt und auf das Schlimmste gefasst. In erster Linie beobachtete sie den Ritter im Burgtor, der ihr von Anfang an merkwürdig vorgekommen war. Und das nicht in einem positiven Sinn, obwohl eigentlich vieles für ihn sprach: Er war groß und athletisch gebaut, hatte eine auffallend tiefe Stimme und ... dieses Haar! Normalerweise fühlte sie sich zu Kerlen dieser Machart sofort hingezogen. So war es bisher immer gewesen. Aber bei dem hier verhielt es sich anders. Vermutlich, weil *er* anders war ...

Satijana hätte das Gemurmel und die schreckensbleichen Gesichter der braven Praiosinger nicht gebraucht, um diesen Schluss zu ziehen. Das Wort „Gefahr“ stand dem Rauheneck quasi in Großbuchstaben auf die Stirn geschrieben. Auch das an sich keine so schlechte Sache und für gewöhnlich durchaus geeignet, ihr Interesse zu wecken. Nur dass die ungute Aura dieses Mannes weit über den zornigen Blick und die finstere Miene hinaus ging. Sie umwaberte ihn wie giftiger Nebel. Kalt. Bedrohlich. Und durch und durch böse. Das alarmierte Satijana und stieß sie ab, wenngleich ... der Mann war auf die Burg gekommen, um den toten Sohn des Graufenbeiners heimzubringen. Musste er dazu nicht wenigstens ein Fünkchen Ehre im Leib haben? Und damit am Ende doch etwas Gutes in ihm stecken?

Die Baronsgemahlin sah das offenbar anders, denn sie stürmte auf ihn zu, als wolle sie ihn vom Fleck weg erschlagen. „Nehmt Eure dreckigen Finger von meinem Sohn, Ketzer ... Mörder!“, brüllte sie in einer Stimmlage, die in Satijanas Ohren toste wie Wintersturm. „Gebt ihn mir! Ich will nicht, dass Ihr ihn berührt! Nicht einen Augenblick länger! Unwürdiger ...!“

Das Pferd des Rauheneck war sicher ein Streitross. Von der enormen Präsenz der Geweihten aber, die auf es zustürmte und deren Stimme jeden im Hof erschütterte, blieb es nicht unberührt. Es tänzelte, legte die Ohren an und blähte nervös die Nüstern. Als Thargrin bis auf wenige Schritt heran war, stieg das Tier gar auf die Hinterbeine und wollte sich zur Flucht herumwerfen. Allein die schnelle Reaktion des Hauptmanns bewahrte Thargrin davor, von den großen Hufen getroffen zu werden. Der Rauheneck hatte weniger Glück: Er geriet zwischen sein Pferd und den Rahmen des Burgtors, in dem sich das Tier unglücklich verkeilte. Für einen Augenblick sah es aus, als würde die Situation eskalieren, dann schaffte der Ritter es aber, das Ross wieder unter seine Kontrolle zu zwingen. Er war offenbar verletzt, doch ...

Satijanas Gedanken gerieten ins Stocken, als ganz in ihrer Nähe ein Klacken ertönte. Sie wandte den Blick von der Baronsgemahlin ab und sah stattdessen auf deren „Schwägerin“, die direkt neben ihr stand. Die Frau hatte eine Armbrust im Anschlag und zielte auf die Menschengruppe

am Palisadentor – genauer gesagt: auf den Rauhenneck, der hoch zu Ross ein hervorragendes Ziel bot. Satijana überlegte nicht lange und hatte auch keine Zeit, sich darüber zu wundern, dass ihr Körper plötzlich wieder gehorchte. Wie von selbst sprang ihr rechter Arm in Bewegung. Sie schlug genau in dem Moment zu, in dem die Weidenerin abdrückte.

Mit einem metallischen Scheppern entlud sich die Armbrust, gleich darauf ertönte ein hohles Pock – Holz, kein menschlicher Körper. Und dann rammte die Base des Barons ihr die Armbrust ins Gesicht. Das Dreckstück!

Gerwulf hatte die Situation gerade wieder einigermaßen im Griff – zumal ihm nun endlich auch Ildefons behilflich war –, als der Bolzen neben ihm in die Palisade schlug. Es bedurfte nur eines kurzen Blicks, um zu erkennen, was geschehen war. Auf dem Treppenabsatz des Haupthauses sah er Heidelore, die in ein Handgemenge mit der Bornischen verstrickt war. Sie hielt die Armbrust noch in den Händen. An seiner Seite straffte Thargrin derweil ihre Haltung und starrte den Rauhenck an.

„Mein Sohn“, die Baronsgemahlin ließ sich nicht von ihrem Ziel abbringen, auch wenn das Zittern ihrer Stimme verriet, dass sie kurz vor einem Zusammenbruch stand. „Gebt ihn mir! Sofort! Oder ich lasse Euch erschlagen wie den räudigen Hund, der Ihr seid.“

Der Ritter aus dem Süden Rotenforsts ächzte schmerzerfüllt. Seine linke Schulter war offenbar schwer angeschlagen, seitdem sie unfreiwillig Bekanntschaft mit dem Torpfosten gemacht hatte, und seine Miene verriet, dass die Situation ihn genauso überforderte, wie alle anderen hier. Er hatte die Base des Barons ebenfalls erspäht und wusste wohl, dass deren Anwesenheit für ihn nicht gerade vorteilhaft war, denn sein Blick wurde schlagartig noch finsterer. Kurz füchtete Gerwulf, dass er sich zwischen die ungeliebte Verwandte seines Herrn und den unwillkommenen Gast werfen müsste – um einen tödlichen Gegenschlag seitens des Rauhenck zu vereiteln. Doch dann kehrte dessen Blick zu ihm zurück. Neben Ärger und Schmerz meinte er darin mit einem Mal etwas entfernt Flehendes zu erkennen. Der Mann wollte weg von hier. Schnell!

„RUHE!!!“, donnerte Gerwulfs wütende Stimme sodann über den Hof.

Das galt vor allem Heidelore. Diese unmögliche Person hatte den Bogen in seinen Augen überspannt – und er jetzt die Fassung verloren. Mit hochrotem Kopf und die Rechte in Richtung des Bolzens deutend schrie er gleichbleibend laut: „Herrschen hier schon Zustände wie bei den Balihoer Viehhirten, wo Benehmen und Anstand nichts zählen?!? Dann hole ich am besten noch eine Peitsche und lasse Schlamm anrühren.“ Der Hauptmann raufte sich mit der Linken kurz das Haar und schüttelte fassungslos den Kopf. Doch sein Groll war noch immer nicht verrauht und schaffte sich Luft. „Ist es das, was uns die Lehren der Götter und die Ehre gebieten?“, ätzte er in Richtung der Schützin.

Noch viel mehr lag ihm auf der Zunge, doch er zügelte sich. Nach außen hin. In Gedanken stellte er sich mit einer gewissen Befriedigung vor, wie der Rauhenck dieses Frauenzimmer, selbst in

seinem jetzigen Zustand, im Faustkampf lehrte, was Demut hieß. Doch das würde ein Traum bleiben – leider. Heidelore war eine giftige Natter und ein beständiger Quell für ungute Dinge. Wieso konnte dieses Weibsbild sein Dasein nicht in einem Kloster fristen?! Langsam merkte Gerwulf, wie die aufgestaute Spannung nachließ. „Atmen, einfach durchatmen“, ermahnte er sich in Gedanken.

Für einen Moment herrschte Stille im Hof. Totenstille. Heidelore hielt in ihrem Ringkampf mit der Bornischen inne, aus deren Nase ein beachtlicher Strom hellroten Blutes rann. Dann ließ die Graufenbeinerin die hart umkämpfte Armbrust fahren und wandte sich Gerwulf zu.

„Weder die Götter noch die Ehre gebieten mir, die Anwesenheit dieses Verbrechers auf der Burg meines Vetters zu dulden“, zeterte sie und machte eine weit ausholende Geste, die die gesamte Motte einschloss. „Ein Haufen ruchloser Geächteter ist diese Bande, sonst nichts. Ich versündige mich weder gegen die Götter noch gegen das Gesetz, wenn ich einen von ihnen erschieße. Allzumal er und die Seinen die Schuld an Gerbolds Tod tragen.“

Die – wie Gerwulf stets zu sagen pflegte – „vertrocknete alte Jungfer“ machte ein paar rasche Schritte nach vorn, stieg die ersten Stufen des Pallas hinab und hob anklagend die rechte Hand mitsamt ausgefahrenem Zeigefinger. „Wessen Land ist es denn gewesen, auf dem die Lhandroval den Tod fand, auf dem ich fast gestorben wäre, von dem der Baronet spurlos verschwand und das etliche gute Waffenknechte ihr Leben kostete? Seins!“

Wie eine Waffe schnellte die Hand der Jungfer vor und deutete in Richtung des Rauheneck, der sich gerade nach vorn geneigt hatte, um das schmale Bündel aus der luftigen Höhe seines Sattels an die weiter unten stehende Baronsgemahlin zu übergeben.

„Und wie konnte das alles passieren? Indem ER es zugelassen hat!“, Heidelores Stimme war mit jedem Wort ein bisschen schriller geworden und überschlug sich nun geradezu. „SIE HABEN ES ZUGELASSEN!“, schrie sie noch einmal und warf dann einen wilden Blick in die Runde. „Was denkt ihr wohl, was passieren würde, wenn euer Herr hier wäre?“ Diese Worte waren nicht mehr an Gerwulf gerichtet, sondern an seine Leute. „Denkt ihr, er würde diesen Heckenreiter als freien Mann in sein traviaheiliges Heim einlassen? Mit der Leiche seines Kindes? Denkt ihr, er wird es euch danken, dass ihr das tut? Niemals! Also wenn ihr ihn schon nicht erschießen wollt, dann ergreift ihn wenigstens und werft ihn in den Karzer, bis der Baron zurückkommt!“

Aus den Augenwinkeln nahm Gerwulf wahr, wie ein paar der umstehenden Wächter – mal mehr mal weniger verschämt – nach ihren Waffen griffen. Doch zückten sie sie nicht. Noch nicht. Stattdessen sah er sich fragenden Blicken ausgesetzt. Er erkannte viel Unsicherheit in den Gesichtern der einfachen Leute, die immerhin gerade von der Base des hochadeligen Herrn dieses Flecken angeschrien wurden und einen unzweifelhaften Befehl erhalten hatten.

„Wie Ihr ganz recht anmerktet, ist der Baron, Euer Vetter, nicht zugegen“, meinte Gerwulf trocken. Dieses Frauenzimmer maßte sich an, nur wegen seines Standes und des Schweigens seiner Herrin, das Szepter zu schwingen. So nicht, nicht mit ihm! „Ihre Hochgeboren aber sehr wohl, so wie ich als der vom Baron bestimmte Hauptmann!“ Ruhig hatte er gesprochen und baute sich jetzt so auf, dass klar war: Er würde sich dem hier nicht entziehen. Diese Frau war eine

doppelzüngige Furie – Missgunst, Neid, Rachsucht, all das trieb sie an. Doch sicher nicht der Wille und Wunsch nach Ordnung.

„Im Sinne der Wahrheitsfindung und auch der Achtung vor der Situation“, Gerwulf warf einen Blick über die Schulter in Richtung der Baronsgemahlin, „sollten wir uns alle mäßigen und nicht wie ...“, im Geiste schwebte ihm der Vergleich mit keifenden Waschweibern vor, „... wie junge, unerfahrene Zofen und Knappen betragen. Niemandem ist gedient, wenn wir den Kopf verlieren, am allerwenigsten den hochgeborenen Herrschaften, unserem Baron und seiner Gemahlin. Wir sind den Zwölfen verpflichtet und ich begeben mich nicht auf eine Stufe mit Ungläubigen, sondern achte die Gesetze. Mein Handeln am heutigen Tage entspricht dem, was man uns lehrte. Daran müssen wir uns messen, nicht an blindem Hass und Rachsucht!“

Die Base des Barons war gerade im Begriff, ihren Mund zu öffnen, zweifelsohne um noch mehr Gift im Hof zu verspritzen, als sie aus einer unerwarteten Richtung unterbrochen wurde.

„Schweig jetzt, Heidelore!“, tönte es in Gerwulfs Rücken. „Dein Gebaren gereicht uns zur Schande. In meinem Haus wird auf niemanden geschossen, der kommt, um mir einen Dienst zu erweisen, und der noch dazu – hier und jetzt und obwohl gerade von anderer Seite dagegen verstoßen wurde – die Gebote der Eidmutter achtet.“

Vom Hauptmann unbemerkt hatte Thargrin den Leichnam ihres Sohns an den Haushofmeister übergeben und sich der keifenden Graufenbeinerin zugewandt. Ihr Gesicht war leichenblass, die Augen riesig und von einem fiebrigen Glanz überhaucht. Insgesamt wirkte es, als würde sie jeden Moment in Ohnmacht fallen – und dennoch wischte ihre fest entschlossene Stimme jeden Widerspruch schon im Ansatz beiseite. Jetzt streifte ihr Blick den Hauptmann, für einen Moment nur, dann drehte sie sich zu dem unerwünschten Gast aus Sturmratzwallt um.

Der Rauheneck saß mittlerweile krumm wie ein knorriger Ast auf dem Rücken seines Pferdes und war allem Anschein nach bereit, jeden Augenblick den Rückzug anzutreten. Im Grunde war es ein Wunder, dass er das nicht längst schon getan hatte. Thargrin musste den Kopf in den Nacken legen, um ihm ins Gesicht sehen zu können. Von seiner Position aus sah Gerwulf, wie die Baronsgemahlin ihre Augen verengte und die Lippen zu einem dünnen Strich wurden, als sie den Rittersmann prüfend musterte.

„Hat Er meinen Sohn getötet?“, fragte sie schließlich mit kalter Stimme.

Der Rauheneck verzog zornig das Gesicht, als die Graufenbeinerin ihn wie einen nichtswürdigen Gemeinen ansprach. Gerwulf glaubte schon, dass der Kerl seiner Herrin eine rotzfreche Antwort hinschnoddern würde, doch schließlich schüttelte er einfach nur wortlos den Kopf.

„War es einer aus Seiner Sippschaft?“

„Nein.“

„Wie kommt es dann, dass Er ihn hierherbringt?“

„Ich habe ihn gefunden.“

„Wo? Auf eurem Land vielleicht, ihr Pflichtvergessenen? In dem götterverlassenen Moor, in dem ihr von jeher euer Unwesen treibt?“

„Nein. Oben in den Bergen. Beim Viorfirnithing. Er scheint gestürzt zu sein.“

„LÜGE!“, brüllte Heidelore, „Der Hund lügt, wie es die Seinen schon immer getan haben. Ich weiß, dass sie ihre Finger im Spiel hatten. Es gibt Beweise dafür!“

Doch Thargrin ignorierte sie und meinte leise: „Das soll mir fürs Erste genügen.“

Sie wandte sich von dem Ritter ab und sah Gerwulf ins Gesicht. „Wenn du noch Fragen an den Ketzer hast, stell sie ihm hier im Hof. Ich will nicht, dass er mein Haus betritt. Travia in allen Ehren, aber wer die Zwölf nicht als seine Götter annimmt, wer noch dazu lügt, raubt und mordet, der ist in meinem Heim nicht willkommen. Allzumal mein Gatte schon vor Jahr und Tag die Order erlassen hat, einen jeden Rauheneck festzunehmen, der den Weg der ehrbaren Rotenforster kreuzt.“ Die Baronsgemahlin bedachte Gerwulf mit einem eindringlichen Blick.

„Ich bin bereit, dieses eine Mal Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Weil er sich einer Gefahr ausgesetzt hat, um meinen Sohn zu mir zu bringen“, fuhr sie dann fort. „Mehr aber nicht. Wenn du mit ihm fertig bist, schick ihn weg! Kein Essen, kein Trinken, keine Gastung. Er hat Praiosingen so schnell zu verlassen, wie ihn die Hufe seines Rosses tragen.“

Mit diesen Worten wandte sich Thargrin vom Burghauptmann ab, bedeutete Ildefons und der mittlerweile ebenfalls an sie herangetretenen Mirja, ihr zu folgen, und machte sich in Richtung Kapelle auf. Sie wollte sich um ihren Sohn kümmern. Das war nur allzu offensichtlich. Und dafür war sie auch bereit, den Rauheneck fürs Erste Rauheneck sein zu lassen.

Der hatte seinen Blick unterdessen wieder auf Gerwulf gerichtet und die Brauen gehoben. „Wenn Er noch Fragen hat, mache Er schnell“, sagte er mit rauer Stimme und schon wieder fast so unsympathisch wie zu Beginn des Besuchs.

„Von welchen Beweisen könnte sie sprechen?“ Gerwulf ließ den Namen der baronlichen Base unerwähnt, als wolle er es meiden, einen Dämon zu beschwören, doch die Geste in Heidelores Richtung war eindeutig. Er bemühte sich, so leise zu sprechen, dass nur die direkt Umstehenden die Worte hören konnten. Ganz so, wie es seine Herrin gewünscht hatte. „Gab es Auffälligkeiten am Fundort? Wie könnt Ihr Euch so sicher sein, dass er gestürzt ist?“

„Ich weiß nicht, wovon dieses Weibsbild redet“, erwiderte der Rauheneck weit heftiger als es nötig gewesen wäre. Es war offensichtlich, dass ihn im Anbetracht von Heidelores Anschuldigungen der Zorn packte und er zog drohend die Brauen zusammen, als er einen schmaläugigen Blick in Richtung Pallas warf. „Es kann keine Beweise gegen die Meinen geben, denn wir haben die Tat nicht begangen.“ Der Rauheneck fixierte den Burghauptmann wieder. „Ich ... bin nicht sicher, ob der Junge zu Tode gestürzt ist. Aber ich weiß, dass er fiel. Ich habe ihn am Fuß einer Steilwand droben in den Bergen gefunden. Sein Leib ist ... *zerschlagen*“

Gedankenverloren hatte Gerwulf dem erbosten Ritter gelauscht. An sich wäre es ihm lieber gewesen, wenn er jetzt gleich verschwand und nicht erst später. Das war für den Seelenfrieden aller besser – wenn auch ein ruhiges, gesittetes Gespräch womöglich noch etwas Licht ins Dunkel gebracht hätte. In der gegenwärtigen Situation war das aber wohl ohnehin nicht möglich.

„Gut, wenn Ihr keine weiteren Spuren am Fundort gesehen habt Was hat Euch eigentlich dorthin geführt? Sicher wird mich das die Herrin fragen“, setzte er noch hintenan. „Ich meine: Wart Ihr auf der Jagd oder seid Ihr dort häufiger?“

„Ich bin den Spuren gefolgt“, meinte der Rauheneck schlicht. „Ich war im Vehn und habe die Walstatt gefunden. Die toten Knechte, die Lhandroval ... nur der Junge hat gefehlt und sein Pony auch. Deshalb bin ich den Spuren der Goblins gefolgt. Sie führten in die Berge. Und dort habe ich den Leichnam gefunden.“

In Erwartung weiteren Gezeters von Heidelore zog Gerwulf den Kopf ein wenig ein, doch der Lärm blieb aus. Das irritierte ihn immerhin so weit, dass er einen Blick über die Schulter wagte – und mit Erstaunen feststellte, dass die Treppe hoch zum Haupthaus leer war. Wo eben noch die Base des Barons und die Bornische gestanden hatten, war jetzt niemand mehr zu sehen. Was das wohl wieder zu bedeuten hatte?

„Verstehe!“, meinte Gerwulf resigniert, nachdem er sich wieder umgewandt hatte. Seine gebeugte Haltung drückte aus, wie er sich fühlte. Der Hauptmann wollte sich schon anschicken, den Adeligen ziehen zu lassen, als ihm noch etwas einfiel: „Verzeiht, aber habt Ihr erkennen können, wohin sich die Goblins verzogen haben, wenn Ihr von Spuren sprecht? Habt Ihr vielleicht gar ein Hinweis auf einen weiteren, einen menschlichen Gegner gar gefunden? Es will mir schlicht nicht in den Kopf, dass diese Kreaturen einen derartigen Plan zu schmieden in der Lage sein sollen. Das sind doch mehr Tiere als Wesen mit Sinn und Verstand. Wie sollten sie auf etwas Anderes als auf einfache Rache aus sein? Und die, die hätten sie an Ort und Stelle nehmen können.“ Offen sah der Hauptmann in die Augen des Rauheneck.

Widderich erwiderte den Blick schweigend. Gerwulf konnte sehen, wie die Kiefermuskeln des Mannes arbeiteten und das gefährliche Funkeln kehrte in seine dunklen Augen zurück. „Er fragt sich, was die Goblins mit dem Jungen wollten?“, meinte der Heckenreiter schließlich und zog seine buschigen Brauen zusammen. Wertete er das Ganze etwa schon wieder als Angriff auf sich und seine Familie? Gerwulf hatte nicht genug Zeit, um in dieser Frage zu einem Schluss zu gelangen, denn der Rauheneck hielt nur kurz inne. „Selbiges tu ich. Allerdings ist es mir nicht gelungen, einen von ihnen zu erwischen, um diese Frage weiterzugeben. Entsprechend habe ich auch keine Antwort. Vielleicht hat Sein Herr ja mehr Erfolg.“

Fast trotzig reckte der Ritter sein Kinn: „Darüber hinaus gilt, was ich bereits sagte: Das Pack ist in die Berge. Vermutlich in eins seiner Verstecke oder nach Hahnfels. Ich habe dort niemanden gesehen und auch keine Spuren gefunden, die auf einen Menschen hingedeutet hätten.“

In Gedanken war der Hauptmann unterdessen schon weiter – er sah sich dem Baron gegenüber. Wie sollte er ihm erklären, dass ausgerechnet einer aus der Brut, die ihn seit vielen Götterläufen Zeit, Kraft und nicht zuletzt Ansehen kostete, den Leib des Baronets zurückgebracht hatte? Und

warum er denn Mann hatte gehen lassen? Denn ebendies hatte er vor. Wie oft in solchen Momenten begann Gerwulf unschlüssig am Gehänge seines Säbels zu nesteln – als gäbe der ihm die Sicherheit, die ihm in der Situation fehlte.

„Gut, dann wäre wohl alles so weit gesagt, Hoher Herr?!“ Auch wenn dies eine Feststellung war, konnte man hören, dass Gerwulf noch eine Frage quälte. Von der wusste er jedoch nicht, ob er sie stellen konnte, ohne dass sein Gegenüber ihm an die Gurgel ging.

„Sicher?“, der Rauheneck warf dem unschlüssig wirkenden Burghauptmann einen bohrenden Blick zu. „Denn wenn dem so sein sollte, werde ich jetzt meinen Abschied nehmen.“

Ein vernehmliches Räuspern und anschließend das raspelnde Geräusch eines Mannes, der sich über den Bart fuhr, waren eine erste Reaktion auf diese Frage. Dann schien Gerwulf einen Entschluss zu fassen und zuckte fast entschuldigend mit den Schultern. Der Anflug eines Lächelns blitzte auf, verschwand jedoch gleich wieder von seinen Lippen.

„Wenn ich ehrlich bin, gibt es zwei Dinge, die mich in dieser Sache beunruhigen. Und so wie Ihr hierhergekommen seid und einiges damit riskiert habt, will ich Euch offen sagen, dass ein gewisser Druide einen Aspekt davon darstellt“, hob er schließlich an. „Könnt Ihr mit Gewissheit ausschließen, dass er damit nichts zu tun hat? Würdet Ihr nachgerade dafür bürgen? Habt Ihr ihn gesehen in den letzten Tagen?“

Sein Gegenüber war für einen Moment so konsterniert, dass sogar das übernervöse Pferd mitten in der Bewegung innehielt und nur noch mucksmäuschenstill starrte. „Wiswartari?“, die Stimme des Rauheneck rumpelte wie ein ferner Donner.

Mit leichter Beunruhigung beobachtete der Burghauptmann, wie sich die Augen des ungebetenen Gastes verengten und die Muskeln an seinem ohnehin schon kantigen Unterkiefer noch weiter hervortraten. Er hörte, wie sich die Praiosinger in seinem Rücken und auf dem Wehrgang regten und sah wie einige Hände zu den Waffen gingen.

Doch der Ritter begann nicht zu schreien und zu toben. Stattdessen klang seine Stimme bemerkenswert ruhig – fast schon zu ruhig –, als er nachhakte: „Wie kommt Er darauf, dass der Hüter etwas mit der Sache zu tun haben könnte?“

Irritiert über die Beherrschtheit runzelte Gerwulf die Stirn, gab aber weiter Auskunft: „An sich bedarf es nicht sonderlich viel, um so etwas zu vermuten, finde ich. Ihr habt selbst gesagt, dass Ihr Euch auch schon gefragt habt, wer hinter dieser Sache stecken könnte. Es gibt nun mal nicht viele, die genug Verstand beisammen haben, um so etwas zu planen und auszuführen.“

Hier schaute er kurz zu Boden, denn beiden musste klar sein, dass jeder in dieser Baronie zuallererst die Rauhenecks im Verdacht hatte. Doch er hob erneut an, um seine Rede zu beenden: „Dass ausgerechnet die Rotpelze in ihren Reihen so jemanden haben sollen, ist abwegig. Daher kam ich darauf, zu überlegen, wen sie sich als Verbündeten auserkoren haben könnten. Dieser ‚Hüter‘ kommt da am ehesten in Frage. Aus den ... verschiedensten Gründen.“

Am Ende der für ihn schlüssigen Begründung schaute Gerwulf seinen Gesprächspartner erwartungsvoll an, da dieser ihm ja bisher noch keine Antwort gegeben hatte.

„Um solche Vermutungen anzustellen, braucht es vor allem eins“, knurrte der Rauheneck, „Unkenntnis! Seine Rede legt Zeugnis davon ab, wie wenig Er über den Hüter weiß. Wäre es anders, würde Er nicht auf den Gedanken kommen, dass Wiswartari mit den Suulak gemeinsame Sache machen könnte – dass sie ihn gar zu ihrem Verbündeten erwählen könnten.“ Die Mundwinkel des Ritters waren weit nach unten geneigt. Sie verrieten Geringschätzung und Missmut, doch war sich Gerwulf nicht sicher, ob dies ihm oder den Goblins galt. „Was denkt Er wohl hätte der Hüter davon, das Kind des Barons entführen und töten zu lassen?“

Unbeeindruckt von der rauheneckschen Glaubensverirrung gab Gerwulf mit vorgerecktem Kinn weiter Auskunft. Was glaubte der Kerl, was er ihm über diesen Ungläubigen einflüstern konnte? Er wusste genau, dass magischem Wirken nicht zu trauen war.

„Nun, wenn man bedenkt, dass Seine Hochgeboren die Flut der Goblins eingedämmt hat – und zwar so weit, dass wir bis vor Kurzem noch dachten, wir hätten die Plage ganz getilgt – und wenn man überdies bedenkt, dass der Baron kürzlich erst deutlich gemacht hat, dass er nicht willens ist, gewissem ‚Treiben‘ auf seinem Land weiter tatenlos zuzusehen, wo der Rotpelz doch endlich bezwungen ist Es ist doch nur eine Frage der Zeit, bis er nicht mehr zulässt, dass ketzerisches Gedankengut von diesem ‚Hüter‘ verbreitet wird! Was läge da näher, als sich zu versichern, dass es so weit nicht kommt. Und es ist nicht gesagt, dass der Junge wirklich getötet werden sollte. Es könnte ebenso sein, dass er sich selbst retten wollte und floh und dabei ein Schritt fehlging, wenn ich Euren Schilderungen des Fundorts recht gelauscht habe.“

Interessiert und auch auf einen neuerlichen Ausbruch gefasst, blickte Gerwulf den Rauheneck an. Ihm war klar, dass dieser Mann seinen Argumenten nicht folgen würde, aber er wollte wissen, wie er auf seine Ansprache reagierte. Irgendetwas daran schien ihn zu interessieren, sonst hätte er sich ja auch einfach schreiend und fluchend zurückziehen können.

Kurz herrschte Stille im Hof. Nicht einmal Gerwulfs Männer bewegten sich jetzt noch. Es war, als würde die Zeit gefrieren, in jenem Moment, da sich die grünen Augen des Hauptmanns von der einen Seite und die blauen des Ritters von der anderen trafen. Dann gab das Streitross ein lautes Schnauben von sich und trat ungeduldig mit dem Huf auf.

„Du bist dümmer als ich dachte, Gerwulf Eschenhain aus Trallop“, meinte der Adelige und obwohl er seine Stimme noch immer nicht hob, glaubte der Praiosinger mit einem Mal wieder die Feindseligkeit zu spüren, die sein Gegenüber gemeinhin zu versprühen schien.

„Aus zweierlei Gründen“, fuhr der Mann nach einer kurzen Pause fort. „Erstens würde jemand mit Verstand niemals glauben, dass es uns Glatthäuten gelingen kann, die Gefahr durch den Rotpelz hier in der Sichel je ganz zu bannen oder ihn gänzlich und dauerhaft aus Gebieten zu vertreiben, die er seit Urzeiten für seine hält. Es war zu erwarten, dass die Goblins irgendwann zurückschlagen – und nicht alle von ihnen sind so viehisch dumm, wie du es selbst nach Jahren in der Drachenpforte noch zu glauben scheinst.“

Während er sprach, gab der Rauheneck seinem Pferd bereits mit einem leichten Ziehen am Zügel zu verstehen, dass sein Typ bald gefordert sein würde.

„Und zweitens würde jemand mit Verstand niemals glauben, dass es einem Diener der Zwölf gelingen kann, die Alten Kulte aus dem Alten Land auszutreiben – oder den Alten Glauben aus den Köpfen seiner Bewohner. Was deine Herrin ausmerzen will, wurde hier schon praktiziert, bevor sich auf Deren überhaupt jemand zu deinen Göttern bekannte. Jahrhundertlang wurden Zwölfgötterglaube und Ahnenkult in diesen Tälern friedlich nebeneinander gepflegt. Und es ist wahrlich nicht ratsam, an diesem Gleichgewicht zu rühren.“

Der Ritter straffte seine Haltung, auch wenn es ihn einiges an Schmerz zu kosten schien. Dann hob er das Kinn noch ein wenig mehr und schüttelte den Kopf.

„Kurzum: Ja, ich bin mir gewiss, dass Wiswartari seine Finger nicht im Spiel hat. Ich würde dafür bürgen, meine Hand ins Feuer legen oder sonst was tun. Der Hüter verachtet die Suulak so sehr wie meine Familie es tut. Er ist auch nicht auf ihre Hilfe angewiesen, um den Wünschen deines Herrn zu trotzen. Im Alten Land ist seine Macht größer als die des Barons. Wenn er ihm schaden wollte, müsste er dazu kein Kind in Gefahr bringen. Das alles wüsstest du, wenn deine Wahrnehmung über die Tore dieser Burg hinausreichen würde.“

Damit ließ er sein Pferd einmal im Kreis laufen und steuerte dann auf das Tor zu: „Ich nehme an, dass ich damit entlassen bin?“

Die Worte hatten Gerwulf weitestgehend unbeeindruckt gelassen. Warum auch sollte er sich von einem irregeleiteten Rauheneck belehren lassen. Der Mann hatte EIN MAL die Ehrenhaftigkeit besessen, die Rondra und Praios ihm als Ritter und Adeligen abverlangten. Aber das würde sein Seelenheil auch nicht retten, wenn er weiter den ketzerischen Riten folgte. Schade, aber er war verloren! Dem kruden Aberglauben der Hiesigen hatte Gerwulf nie etwas Positives abgewinnen können, dazu war er viel zu sehr mit dem Wirken der Zwölfe groß geworden. Und den Worten seiner Herrin folgte er – was Glaubensdinge anging – fast bedingungslos. Einzig die adamantene Härte, mit der hatte er so seine Probleme. Sofort musste der Burghauptmann an die eisblauen Augen der Graufenbeinerin denken, und fühlte sich in seinem Tun und der Meinung bestärkt.

„Sehr wohl, so ist es“, meinte er. „Also keine stichhaltigen Aussagen, die den Aufenthaltsort des ‚Hüters‘ klären. Aber immerhin Euer ‚Wort‘, dass es nicht sein Ansinnen sein kann, gemeinsame Sache mit den Goblins zu machen. Ich gebe das weiter.“ Damit machte er den Weg frei und bedeutete seinen Männern, auch das Tor frei zu geben.

Der Rauheneck nickte ihm ein letztes Mal zu und trieb sein Ross dann aus dem Burgtor hinaus.

Gerwulf sah ihm nachdenklich hinterher. Auffällig schief saß der erklärte Feind seines Herrn nun auf dem Pferd und ein wenig freute es den Burghauptmann schon, dass er Praiosingen nicht verließ, ohne wenigstens ein bisschen ramponiert zu sein. Dann verschwand der Mann aus seinem Sichtfeld und Gerwulf erinnerte sich daran, welchem Umstand er seine Verletzung zu verdanken hatte. Beim Gedanken an Heidelore packte den Hauptmann sogleich wieder der Zorn

und er wandte sich zum Wohnhaus um. Doch die Base des Barons war und blieb verschwunden. Fragte sich allein: Wohin ... ?



Es dauerte eine Weile, bis Satijana ihre Wut so weit im Griff hatte, dass sie dem um Schlichtung bemühten Burghauptmann und der keifenden Adelsdame zuhören konnte, ohne rote Schlieren vor den Augen zu haben und sich ob der tobenden Eingeweide krümmen zu müssen. Innerlich schäumte sie, äußerlich blutete sie einfach nur. Wenn dieses unmögliche Weib nicht die Base ihres Gastgebers gewesen wäre, hätte sie jetzt ... sie hätte ... !

Statt diesen Gedanken zu Ende zu denken – was sicher sehr befriedigend gewesen wäre – konzentrierte sie sich auf das Geschehen im Hof, lauschte den gekreischten Anschuldigungen Heidelores und den zornigen Entgegnungen Gerwulfs. Schließlich mischte sich die Barongemahlin in den Streit ein und machte ein paar klare Ansagen. Daraufhin kehrte der Hauptmann der Schreckschraube den Rücken zu und die tauschte einen verschwörerischen Blick mit einer Gemeinen aus, die Satijana bisher noch gar nicht aufgefallen war. Sie bedeutete der Frau nahezu unmerklich, ihr zu folgen, und verschwand im Pallas.

Einen Moment stand Satijana noch wie angewurzelt. Reglos sah sie dabei zu, wie die Unbekannte im Schatten des Hauses verschwand, wahrscheinlich auf dem Weg zu irgendeinem Hintereingang. Was hatte das denn nun schon wieder zu bedeuten? Es war sicher nicht zuletzt der Kopfverletzung geschuldet, dass sie einen Moment brauchte, bis ihr klar wurde, dass es nichts Gutes sein konnte – und mit dieser Erkenntnis nahm sie die Verfolgung auf.

Vorsichtig öffnete Satijana die Tür zum Haupthaus und folgte den Rockschoßen Heidelores, die sie gerade noch um eine ferne Ecke biegen sah, auf leisen Sohlen. Zum Glück war dieses lächerliche Zerrbild einer Burg nicht besonders groß und die Mauern in seinem Inneren nicht sehr dick. Zum Glück achteten die Verschwörerinnen auch nicht auf Heimlichkeit, denn immerhin waren die Augen und Ohren – fast – aller Burgbewohner gerade nachweislich auf den Innenhof gerichtet. So kam es, dass Heidelore und ihre geheimnisvolle Verbündete die Tür zum Kaminzimmer einen Spalt weit offenließen und Satijana schon aus einiger Entfernung aufgeregtes Gemurmel vernehmen konnte.

„... Dummkopf, von dem werde ich mir ganz sicher nichts sagen lassen. Wenn Erzelhardt hier wäre, würde er diesen liederlichen rauheneckschen Heckenreiter nicht wieder entweichen lassen, er würde ihn sofort festsetzen. So, wie es sich mit Verbrechern gehört. Und recht so! Wir dürfen den Mann nicht gehen lassen, das ist eine einmalige Gelegenheit! Deshalb reitet ihr ihm nach. Holt ihn entweder hierher zurück oder erschlagt ihn, das ist mir einerlei. Ich will nur nicht, dass er wieder zum Rest seiner vermaledeiten Familie stoßen kann. Ich schwöre dir, dass die Bagage ihre Finger im Spiel hat. Wer sonst könnte einen Vorteil aus dem Tod des Baronets schlagen – des einzigen Erben meines Vetters?“

„Aber Ihre Hochgeborene Gnaden, Hohe Dame! Sie hat gesagt“

„Sie hat gesagt, dass *in ihrem Haus* auf niemanden geschossen wird. Nun, Widderich wird nicht mehr *in ihrem Haus* sein, wenn ihr auf ihn schießt oder einschlägt. Am besten nicht mal mehr auf barönllichem Land. Folgt ihm die Hügel hinab, vielleicht sogar ins Vehn. Schießt ihn im Niemandsländ nieder oder auf dem Land seiner Ahnen. Ich versichere: Der Baron wird es euch entgelten. Thargrin ist zugezogen, sie weiß nicht, wie tief der Hass zwischen unseren Familien sitzt und sie war schon immer zu lasch im Umgang mit diesen Abtrünnigen. Sie interessiert doch nur, welchem Glauben die folgen.“

„Ich weiß ni...“

„Tu, was ich dir sage und es wird dein Schaden nicht sein. Wir haben jetzt die Gelegenheit, für klare Fronten zu sorgen und er ist angeschlagen. Der Halunke ist nicht bei Kräften. Nimm ein paar vertrauenswürdige Leute mit und mach schnell. Ihr braucht Pferde, wenn ihr ihn einholen wollt. Nimm welche aus dem Dorf.“

„Es ist Euch also ernst.“

„Ja, sicher. Hätte ich dich sonst zu mir gerufen? Jetzt mach hin!“

„Jawohl Herrin, ich bin schon unterwegs.“

Satijana hörte, wie sich rasche Schritte der Tür näherten, und nahm die Beine in die Hand. Was nun? Wohin? Wen einweihen? Welcher der vielen Verrückten auf Burg Praiosingen war vertrauend? Der Burghauptmann! Doch hatte der momentan nicht schon mehr als genug zu tun? Dann blieb ihr im Grunde nur eins ...

Gilamund stand nicht mehr allein am Burgtor und sie war sehr dankbar dafür. Der Anschiss ihres Hauptmanns hatte sie tief getroffen. Die junge Frau war eifrig und stets darauf bedacht, alles richtig zu machen. Sie hatte sich noch nie etwas zuschuldenkommen lassen und ausgerechnet jetzt Es war doch das Normalste der Welt, die Baronsgemahlin in Kenntnis zu setzen, wenn ein Gast kam. Noch dazu, wenn es *so ein Gast* war. Ein Rauheneck. Auf Praiosingen. So was hatte doch eine Tragweite, die das Beisein des Herrscherpaars erforderte. Da konnte der Hauptmann nicht allein entscheiden. Hatte sie die Schelte also wirklich verdient?

Die Burgwächterin linste zu ihrem Kameraden Dornholdt hoch, der auf dem Wehrgang stand und zum Dorf hinunter schaute, während sie im Hof neben dem Tor rumlungerte. Sie wagte es nicht, ihn noch einmal auf das Thema anzusprechen, denn sie hatte ihn bereits dreimal nach seiner Meinung gefragt und irgendwie wirkte er mittlerweile ein bisschen genervt. Statt also erneut den Mund aufzumachen, fingerte Gilamund unzufrieden an ihrer Hellebarde herum und versuchte, das Trauma von eben schweigend zu verarbeiten.

Leider war sie noch lange nicht fertig damit, als sie auch schon vom nächsten Tiefschlag erwischt wurde: Urplötzlich löste sich ein kleines, weißes Pferd aus dem Schatten des Stalls und trabte forsch über den Hof – als ginge es hinter dem Tor nicht steil bergab.

Gilamund riss ungläubig die Augen auf und begann wild zu gestikulieren. „Vorsicht!“, rief sie. „Nicht so schnell! Der Steg!“

Just in dem Moment realisierte sie: Es war nicht irgendein Pferd, das da gleich den Burgberg hinunterstürzen und sich das Genick brechen würde, sondern das der Baronsgemahlin. In seinem Sattel saß allerdings nicht Thargrin, sondern die Bornische, die ihre Landsmänner nicht bei der Suche nach dem Baronet begleitet hatte, weil ihr eigenes Ross verletzt war. Nur was in aller Götter Namen wollte sie jetzt mit dem Zelter Ihrer Hochgeboren?

Gilamund schluckte und verfluchte den Tag für diese neue Herausforderung. Zwar hatte Gerwulf weder den Befehl erteilt, die Tore zu schließen, noch hatte er gesagt, dass niemand die Burg verlassen durfte. Und selbst wenn, hätte dieser Befehl sicher nicht für einen adeligen Gast gegolten. Aber das hier war Thargrins Pferd. Das sollte Praiosingen sicher nicht verlassen. Also stellte sich die junge Wächterin der Bornischen mit vorgereckter Hellebarde in den Weg.

„Halt!“, brüllte sie noch einmal. „Wo wollt Ihr hin?“

Sehr zu Gilamunds Verwunderung zeigte sich die Fremde von der Waffe denkbar unbeeindruckt. Sie ließ den Schimmel einfach weiter schnurstracks aufs Tor zusteuern und schenkte ihr ein gewinnendes Lächeln – als gebe es keinen Grund zur Sorge.

„Mach Platz, gute Frau!“, rief die Frau im Herannahen. „Ich habe es eilig und handele ganz im Sinne deiner Herrin!“

Gilamund zögerte. Was hieß das? Dass die Graufenbeinerin ihr Einverständnis zur Abreise des Gastes gegeben hatte? Dass sie ihr das Pferd überlassen wollte? Dass ... Der Wächterin wurde schlagartig bewusst, dass die Spitze ihrer Hellebarde immer noch auf ein barönlichen Ross gerichtet war und dass es ihr später bestimmt niemand danken würde, wenn sie den Zossen aufspießte. Da war es aber fast schon zu spät.

Hektisch riss sie die Spitze der Waffe wieder hoch, schaffte es jedoch nicht mehr rechtzeitig, sich in Sicherheit zu bringen. Ihr Sprung zur Seite wurde durch einen unsanften Zusammenstoß mit der Brust des Pferdes beschleunigt und verwandelte sich in einen spektakulären Sturz. Eigentlich wollte sie sich elegant abrollen, doch der Schaft der Hellebarde verhakte sich in der Palisade, sodass sie mit dem Gesicht voran in den Dreck fiel. Sie hörte, wie das Pferd an ihr vorbeizog – und dann die kleinen Hufe auf dem Holz des Burgstegs. Gilamund kniff die Augen zusammen und wimmerte leise, denn sie rechnete damit, jeden Augenblick die Geräusche eines tödlichen Sturzes von Ross und Reiterin zu hören.

Sie wusste nicht, ob sie sich freuen oder ärgern sollte, als die Kakophonie des Grauens ausblieb. Sie wusste nur, dass sie keine Lust hatte, aufzustehen. Nie wieder. Na, jedenfalls heute nicht mehr. Sie wollte einfach hier liegenbleiben, niemanden sehen, niemanden hören und vor allem:

mit niemandem sprechen. Der Hufschlag des barönlichen Zelters verklang in der Ferne. Dann spürte sie eine Hand an ihrer Schulter und drehte sich ächzend auf den Rücken. So viel traute sie sich im Moment zu. Aber fürs Erste kein bisschen mehr.

Kreuzunglücklich starrte sie in Dornholdts Gesicht. Er sah schwer besorgt aus. „Hast du dir was getan?“, fragte er.

„Nein.“

„Warum heulst du dann?“

Gilamund schwieg. Sie glaubte nicht, dass sie ihm diese Frage beantworten konnte. Das Gemisch aus heißer Scham, nackter Angst und grenzenloser Wut, das in ihr tobte, ließ sich bestimmt nicht zufriedenstellend in Worte fassen.

„Sag mal ... ?!“, Dornholdt blickte sie schon gar nicht mehr an, sondern starrte den Steg hinunter zum Dorf. Typisch. Er war gar nicht an einer Antwort interessiert gewesen!

„Ja?“, erwiderte Gilamund wimmernd.

„War das nicht das Pferd der Baronin?“

„Doch.“

„Aber die Baronin hat gar nicht oben drauf gesessen, oder?“

„Nein.“

„Dann sollten wir wohl besser dem Burghauptmann Bescheid sagen?!“

„Hrmpf!“

Heidelores Häscher

Grenzland zwischen Erdasang und Sturmrazzvalt, Baronie Rotenforst, Ende Travia 1033 BF

Satijana war keine sonderlich gute Reiterin, aber sich im Sattel halten, während das Pferd einfach nur geradeaus galoppierte, das bekam sie hin. Das war so einfach, dass sie den Ritt sogar ein bisschen genießen konnte. Der Geruch von Freiheit kitzelte in ihrer Nase und die Gewissheit, dass sie just dabei war, sich in Gefahr zu begeben, sorgte für angenehm zittrige Spannung in ihrem Leib. Sie folgte Heidelores Leuten in sicherem Abstand, damit die sie nicht bemerkten. Das ging solange gut, bis sich die ohnehin schon kleine Gruppe in zwei noch kleinere Grüppchen aufteilte, die nach links und rechts ausscherten. Wohl um den Rauheneck in die Zange zu nehmen. Wann und wo auch immer. Satijana kannte sich hier nicht aus, konnte das also nicht mal ansatzweise vorhersagen. Allerdings war ihr klar, dass der unliebsame Rittersmann in seinem angeschlagenen Zustand nicht allzu schnell unterwegs sein konnte. Deshalb standen die Chancen der Mordbuben, ihn bald einzuholen, sicher gut.

Anders als die hatte Satijana kein Interesse daran, jemanden in die Zange zu nehmen. Daher konnte sie einfach weiter auf dem direkten Weg bleiben. Wenn sie den Widersacher des Barons dadurch schneller erreichte als seine Häscher: umso besser! Schließlich wollte sie ihn vor dem Komplott warnen, das die Base des Graufenbeiners ersonnen hatte. Nicht aus Sympathie, wohlgemerkt, sondern schlicht, weil sich ein solcher Hinterhalt nicht gehörte. Von derlei fiesem Gemurkse die Finger zu lassen, nachdem jemand gerade über seinen Schatten gesprungen war, um dem Feind einen Dienst zu erweisen – so viel Vernunft und Anstand hätte sie selbst von der hinterwäldlerischen Mischpoke hier in Weiden erwartet. Offenbar zu Unrecht. Aber dem musste sie sich ja zum Glück nicht kampflos fügen. Sie konnte tun, was in ihrer Macht stand, um das Schlimmste zu verhindern.

Satijana wartete, bis alle Waffenknechte aus ihrem Blickfeld verschwunden waren und folgte dann den Spuren des einzelnen Reiters, die schnurstracks in Richtung Südosten führten. Sie waren auf dem weichen Boden deutlich sichtbar. Zum Glück! Denn wäre es anders gewesen, hätte sie ein riesen Problem gehabt. Sie war ein Stadtgewächs, keine Landpomeranze. Vom Fährtenlesen hatte sie etwa so viel Ahnung wie ... nun ja ... eben gar keine.

Es dauerte eine Weile, bis Satijana den rauheneckschen Heckenreiter zum ersten Mal sah. Er hatte das Vehn nur gestreift und war in waldiges Hügelland östlich des Weilers Birken vorgestoßen. Sie erhaschte allein deshalb einen Blick auf ihn und sein Ross, weil sie durch Zufall in genau dem Moment aufsah, als er eine lichte Hügelkuppe querte. Daraufhin ließ sie den Zossen der Baronsgemahlin einen Zahn zulegen, schließlich wollte sie ihre Aufholjagd mit einem Erfolg krönen. Eine Weile später machte sie das Ross des Weideners ein zweites Mal aus – es stand mit bebenden Flanken im Schatten der Bäume, während von seinem Reiter weit und breit nichts zu sehen war.

Satijana stieg in sicherer Entfernung aus dem Sattel, schlug sich in die Büsche und näherte sich dem Streitross auf leisen Sohlen. Das immerhin konnte sie. Schleichen war eine ihrer leichtesten Übungen. Und in diesem Fall immens wichtig, denn fürs Erste sollte der Rauheneck sie nicht

bemerken. Das galt solange, bis ihr eine Idee kam, wie sich sich ihm gefahrlos zu erkennen geben konnte. Oder ... vielleicht auch bis in alle Ewigkeit! Satijanas Blick war just in dem Moment auf den Finsterling gefallen, als ihre Gedanken diesen Punkt erreichten – und sofort kamen ihr Zweifel an der Brillanz ihres tollkühnen Vorhabens. Der Kerl machte sie unfassbar nervös. Dabei stand er im Moment nur harmlos im Wald herum und stierte verbissen schweigend auf die ihn umgebenden Bäume.

Gleichwohl war Satijana überzeugt davon, dass er sie ohne mit der Wimper zu zucken abmurksen würde, wenn sie ihm irgendwie komisch kam. Oder ihm vielleicht auch einfach nur der Sinn danach stand. Und wenn er sie für eine Gefahr hielt ... wovon auszugehen war, da er sich in Feindesland befand und bestimmt nicht mitgekriegt hatte, dass sie auf der Motte schon einmal zu seinen Gusten ins Geschehen eingegriffen hatte. Er würde sie für eine Verfolgerin mit üblen Absichten halten und verdenken konnte frau ihm das nicht, denn irgendwie lag der Schluss ja wirklich nahe. Kurzum: Bevor sie sich nicht einen hieb- und stichfesten Plan zurechtgelegt hatte, würde Satijana auf keinen Fall aus ihrem Versteck treten.

Während sie über all das nachsann, beobachtete sie den Rauheneck dabei, wie er sich auf einer kleinen Lichtung mit seiner Schulter abmühte. Er versuchte, sie wieder einzurenken. Ohne Hilfe. An einem Baumstamm. Allein schon das Zusehen war äußerst schmerzhaft. Der Kerl scheiterte ein ums andere Mal, taumelte, ging in die Knie, hielt sich den Arm und begann irgendwann, unflätig zu fluchen. Satijana konnte das gut nachvollziehen. Als Übersprungshandlung des revoltierenden Leibes, aber auch, weil dem Mann sicher klar war, dass er unbedingt beide Arme brauchte. Mit nur einem stellte er ein dankbares Opfer für jeden nur erdenklichen Feind dar und konnte weder ein Feuer entzünden, noch sein Pferd vernünftig versorgen.

Wobei Zweiteres ohnehin keine Rolle mehr spielen würde, wenn der Rauheneck nicht lagsam zu Potte kam. Seine Häsher würden bald auftauchen und Ersteres gnadelos ausnutzen. Davon ging Satijana fest aus, dieser Widderich konnte es aber natürlich nicht wissen. Und er würde es auch nicht rechtzeitig bemerken, denn im Moment hatte er nur Augen und Ohren für sich. Heidelores Leute hätten vermutlich direkt hinter ihm stehen und ein Liedchen fiedeln können – es wäre ihm entgangen.

Das war überaus unvorsichtig und auch ein bisschen dumm. Genau wie ... sie ... !

Gerade als Satijana aufging, dass sie es ebenfalls versäumt hatte, ihre Umgebung im Auge zu behalten, brachen die Praiosinger aus dem Gebüsch. Zwei ... drei. Bewaffnet und mit klarer Absicht zum Angriff. Der Rauheneck schaffte es nicht, sich rechtzeitig aus seiner innigen Umarmung mit dem Baum zu lösen. Bevor er sich auch nur halb aufgerichtet hatte, traf ihn der erste Schlag und dann war der zweite Scherge auch schon heran. Die Auseinandersetzung artete sofort in ein wüstes Gerangel aus, bei dem der Ritter sein Schwert ziehen wollte und die beiden Angreifer versuchten, genau das zu verhindern.

Die Dritte im Bunde stand etwas abseits und hielt eine Armbrust im Anschlag. Für Notfälle wahrscheinlich. Darum galt es sich zuerst zu kümmern. Lautlos verließ Satijana ihr Versteck, nur um dann ebenfalls aus den Büschen zu brechen und die Schützin von hinten anzuspringen. Sie riss die Frau zu Boden und schnitt mit ihrem Dolch die Sehne der Armbrust durch. Dann sprang

sie auf und hastete zum Baum. Dort war aus dem unwürdigen Gerangel mittlerweile bitterer Ernst geworden. Zum klaren Vorteil der barönlichen Übermacht, die Herrin der Lage war – bis Satijana ankam und das Kräfteverhältnis durcheinanderwirbelte. Die Überraschung brachte die Praiosinger kurz aus dem Konzept und der Rauheneck wusste das trefflich zu nutzen: Sein Schwert zischte durch die Luft und traf, begleitet von einem hässlichen Geräusch, auf den Brustkasten eines der Angreifer.

Derweil versuchte Satijana, sich aus dem Gröbsten herauszuhalten und einfach nur ein bisschen Aufmerksamkeit zu binden, um dem Sichelritter mehr Freiraum zu verschaffen. Den Waffen der Gegner wich sie mehrheitlich aus, statt zu parieren, sprang hier mal über störendes Wurzelwerk, schlüpfte dort unter einem Ast hindurch und werkelte sich nur selten nah an die Körper der Praiosinger heran, wo der Dolch ihr zum Vorteil gereichte – und denen zum Nachteil. Irgendwann schaffte sie es, sich in den Rücken des Rauheneck zu manövrieren, der seine Position trotz der eingeschränkten Beweglichkeit hielt. Eine Weile fochten sie verbissen und schweigend, dann verriet ein jämmerlicher Schrei, dass es einen weiteren von Heidelores Leuten böse erwischt haben musste. Wie zur Bestätigung dieser Annahme wurde kurz darauf zum Rückzug gerufen.

Tatsächlich nahmen die Praiosinger ihre Beine in die Hand. Wie ein Haufen aufgescheuchter Hühner spritzten sie in alle Himmelsrichtungen davon. Im Anbetracht dessen konnte sich Satijana ein triumphierendes Lachen nicht verkneifen. Geschafft! Na also! Fehlte nur noch, dass sie sich dem Rauheneck zu erkennen gab. Während sie diesen Gedanken dachte, wandte sich Satijana zum Nutznießer ihres beherzten Eingreifens um und war eigentlich sicher, ihren Standpunkt durch ihr Handeln bereits hinreichend klargemacht zu haben. Absolut sicher! Bis sie erkannte, dass etwas Großes, Schmales auf ihren Kopf zu sauste.

Sein Schwert?! Frechheit! Das war doch nun wirklich ... !

Die gewagte Verrenkung, mit der sie sich außer Reichweite bringen wollte, kam zu spät und geriet auch viel zu kurz. Sie konnte nicht mal das „Arschloch!“ ausstoßen, das ihr auf den Lippen lag, ehe die Breitseite des kalten Stahls mit aller Gewalt gegen ihren Kopf donnerte ...

Gestatten? Arschloch!

Junkertum Sturmratzvallt, Baronie Rotenforst, Ende Travia 1033 BF

Ihr dröhnender Schädel war das Erste, was sich bemerkbar machte, als sie wieder zu sich kam. Am Haaransatz wuchs ihr ein Horn, das sicher jeden bornischen Ochsen vor Neid hätte erblassen lassen. Und in ihren Hirnwindungen rührte jemand erbarmungslos mit einem langen, spitzen Messer herum. Satijanas Gedanken flossen zäh wie Sirup, während ihr Körper von gemächlich auf- und abbrandenden Wellen des Schmerzes durchströmt wurde. Der kam aus mehreren Richtungen. Doch wegen ihres desolaten Zustands dauerte es eine Weile, bis sie das begriff. Da war einmal das Wummern in ihrem Kopf. Dann drückte etwas Hartes, Spitzes in ihren Bauch. Und an den Hand- und Fußgelenken scheuerte es unangenehm. Irgendetwas sagte ihr, dass es zumindest für Letzteres eine sehr einfache Erklärung gab. Aber ihr Verstand war vorerst nicht bereit, die Erkenntnis zuzulassen.

So litt sie noch eine Weile stumm und ahnungslos vor sich hin, ehe sie es wagte, ihre Augen zu öffnen – und verständnislos auf den Boden glotzte, der in mehr als einem Schritt Entfernung unter ihr dahin glitt. Sie runzelte die Stirn und konnte sich ein missbilligendes Grunzen gerade noch eben verkneifen. Ein Pferd? Lag sie etwa tatsächlich bäuchlings auf einem Pferd? Hatte dieser dämliche Heckenreiter es gewagt, sie wie einen Lumpensack über den Rücken seines Zossen zu werfen? Und was in aller Götter Namen ... ? Vorsichtig bewegte Satijana den Kopf, um einen Blick auf ihre Handgelenke zu werfen. Tatsächlich! Sie war gefesselt. Das Arschloch hatte sie gefesselt und auf seinen Gaul verfrachtet.

Sollte das hier vielleicht eine Entführung werden? Und wenn ja: zu welchem Behufe? Wollte der weidensche Schwachkopf sie etwa als Druckmittel gegen seinen Baron einsetzen? Wie sollte das gehen, wo es doch überhaupt keine Bande gab? Hatte der Mann denn nicht begriffen, dass sie auf seiner Seite stand? Oder juckte ihn das einfach nicht?

Mit einem Mal gerieten Satijanas Gedanken doch wieder in Schwung. Zu dem Schmerz gesellte sich Übelkeit, als ihr all die Geschichten einfielen, die sie in den vergangenen Tagen gehört hatte. Über die Familie Rauheneck im Allgemeinen und über diesen Rauheneck im Speziellen. Demnach war Widderich der Schlimmste aus der Bagage. Er sah nicht nur aus wie ein Unhold, sondern verhielt sich auch so. Vor allem Frauen gegenüber. Sie brauchte nicht mehr als drei Atemzüge, um auf gut sechs Geschichten über Untaten des gefallenen Ritters zu kommen. Sie handelten von Schändung, Raub und Mord. Vor allem von ersterem. Offenbar suchte die Triebhaftigkeit dieses netten Kerlchens ihresgleichen. Und was bedeutete das nun für sie? Hatte er sie spontan zu seiner Braut erkoren und verschleppte sie gerade auf seine Burg?

Satijana konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Das war eine völlig absurde Vorstellung. Offenbar hatte der Schlag auf ihren Kopf mehr Schaden angerichtet als gedacht. So viel, dass sie anfang, an Schauermärchen zu glauben, die vermutlich vor allem deshalb erzählt wurden, weil besorgte Eltern ihre drallen Töchter davon abhalten wollten, sich nächtens allein aus dem Haus zu schleichen. Und selbst wenn dem nicht so war: Ein Mann, der immer wieder zum Opfer seiner Triebe wurde? Jemand, der geächtet war, weil er es nicht schaffte, seine körperlichen

Gelüste im Zaum zu halten? Das war nicht das Schlechteste, was ihr passieren konnte. Womöglich führte ja gerade dieser Weg aus ihrer zugegebenermaßen etwas verfahrenen Situation heraus? Sie war schon immer gut mit Menschen gewesen. Es fiel ihr leicht, andere Frauen als Vertraute zu gewinnen. Männern den Kopf zu verdrehen. Einflussreiche Personen zu ihren Werkzeugen zu machen ...

Mit diesem Schluss legte sich der Aufruhr in Satijanas Innerem wieder. Kurz darauf war sie ruhig genug, um ihrem körperlichen Zustand erstmals genauer nachzuspüren. Gab es neben dem zerdepperten Schädel womöglich noch anderen Wehwehchen? Hatte sie sich im Kampf eine Verletzung zugezogen? Hatte der Rauheneck vielleicht Hand an sie gelegt, als sie besinnungslos zu seinen Füßen lag?

Nein, da war nichts. Sie konnte nichts spüren. Außer vielleicht ... mit ihrem linken Arm stimmte etwas nicht. Er war von oben bis unten warm, feucht und klebrig. So, wie sie es vor allem von Blut her kannte. Das natürlich aus irgendeiner Wunde kommen musste. Einer recht großen, wenn frau bedachte, dass ihr Arm vergleichsweise lang war. Noch einmal reckte sie den Kopf und sah mit Schrecken auf ihren Hemdsärmel, der tatsächlich durchgehend besudelt war. Das Blut lief ihr sogar über die nackte Hand und tropfte schließlich heimlich, still und leise von den Fingern zu Boden. Unmengen davon!

Wo kamen die her?

In Satijanas Kopf begannen die Alarmglocken zu schrillen und sie horchte noch einmal in sich hinein. Suchte nach einem Schmerz, der womöglich von dem im Schädel überlagert wurde. Doch da war nichts. Nach wie vor nicht. Lag sie vielleicht im Sterben? Hatten die ersten Körperteile bereits aufgehört, dem Gehirn Botschaften über ihren Zustand zu senden? Nein, das konnte nicht sein! Das schmerzhafte Wummern tapfer ignorierend wandte Satijana den Kopf weiter zur Seite und sah schräg nach oben. Auf den Schenkel des Rauheneck, vor dessen Sattel sie reichlich unbequem auf dem Widerrist des Pferdes hing. Sein Hosenbein war ebenfalls rot vor Blut. Es kam den Oberkörper hinab gelaufen, suppte über Taille und Knie und wand sich von dort aus über ihren Ellenbogen und Unterarm gen Boden.

Der Kerl blutete sie einfach voll!

Einen Moment spielte Satijana mit dem Gedanken, ihrer Empörung darüber Luft zu machen. Doch dann traf sie eine reichlich unangenehme Erkenntnis und in dem Bemühen, einen Blick auf Widderichs Gesicht zu erhaschen, verrenkte sie sich noch ein bisschen mehr. Im Dunkel der hereinbrechenden Nacht konnte sie allerdings kaum mehr als sein Kinn erkennen.

„Ihr seid verletzt“, brach es schließlich aus ihr heraus.

Mit den Worten erreichte sie, dass der Heckereiter ihr das Gesicht zuwandte. Dadurch sah sie auf einen Schlag deutlich mehr von ihm – leider! Der arme Tropf hatte ja schon auf Burg Praiosingen nicht wirklich gut ausgesehen, also bevor ihn das erste Missgeschick des Tages die linke Schulter kostete. Jetzt aber war sein Anblick wirklich erbärmlich. Jämmerlich. Geradezu mitleiderregend.

Sofern frau irr genug war, mit einem Schwerverbrecher Mitleid haben zu wollen. Die fahle Haut des Mannes leuchtete förmlich und seine Augen glühten wie im Fieber.

„Was schert es Euch?“ knurrte er leise.

„Mehr als Ihr denkt.“

Der Rauheneck wandte sich ab, ohne ein weiteres Wort zu verlieren. Scheinbar wollte er sich nicht näher mit ihr befassen.

„Allein schon aus praktischen Erwägungen“, fuhr Satijana fort. Sie war es nicht gewohnt, ignoriert zu werden, und würde sich das auch von diesem vermaledeiten Hinterwäldler nicht bieten lassen. „Wenn ihr tot aus dem Sattel fällt, bekomme ich hier ein ernsthaftes Problem. So wie Ihr mich verschnürt habt, muss ich danach entweder weiter springen oder kriechen. Und beides wird mir nicht viel bringen, da ich keine Ahnung habe, wo in dieser beschissenen Einöde die nächste Ortschaft liegt.“

„Im Nordosten“, lautete die schlichte Antwort. „Aber Ihr würdet es vermutlich weder springend noch kriechend schaffen.“

„Wunderbar“, ächzte Satijana.

Der kurze Schlagabtausch veranlasste Widderich dazu, sie wieder anzusehen. Das verächtliche Lächeln auf seinen Lippen trug allerdings nicht gerade zu ihrem Wohlbefinden bei.

„Ich will aber nicht sterben“, brummte sie leise.

„Wer will das schon?“

„Na, Ihr offenbar!“ Er schickte sich an, den Blick abermals von ihr zu nehmen, doch diesmal ließ Satijana es nicht so weit kommen: Mit der Faust boxte sie ihm gegen das Bein. „Heda, ich rede mit Euch. Es ist mir ernst. Ihr blutet wie ein angestochenes Schwein. Und ich meine keins, das nur ein bisschen gepikst wurde, sondern eins, dessen Adern der Länge nach offen liegen. Ich weiß nicht, wo Ihr hin wollt. Aber wenn das Ziel nicht bald erreicht ist, würde ich meinen, dass Ihr nicht mehr lebend dort ankommt.“

Das war ein Schuss ins Blaue. Schließlich wusste sie nicht, wie lange sie schon unterwegs waren, wie lange der Ritter also schon in diesem Tempo vor sich hin blutete. Wenn es nicht erst ein paar Augenblicke waren, dürfte jedoch viel Wahrheit in ihren Worten liegen. Das schien er auch zu wissen, denn ein Schatten des Zweifels huschte über seine bleichen Züge.

„Lasst uns anhalten, ja? Dann sehe ich mir das mal an“, schlug sie vor. „Ich habe ein bisschen Ahnung vom Wundenflicken, vielleicht kann ich ja irgendwie helfen.“

„Warum solltet Ihr?“

„Warum habe ich es vorhin getan? Auf der Lichtung?“

„Weil Ihr Euch mein Vertrauen erschleichen wolltet, nehme ich an. Es wäre nicht das erste Mal, dass Erzelhardt es auf diesem Weg versucht.“

Tatsächlich? Nun, das würde die Umsetzung ihres enorm ausgefuchsten Plans voraussichtlich etwas erschweren. Aber für solche Gedanken blieb jetzt keine Zeit. Satijana sorgte sich ernsthaft um die Gesundheit des Kerls, denn wenn der abtrat, würde sie ihm wahrscheinlich wirklich innerhalb von wenigen Tagen folgen. Und das sicher nicht auf angenehme Art. Die Wildnis war nichts für sie. Sie konnte ja nicht mal den Hinweis, dass das nächste Dorf im Nordosten lag, anständig verwerten. Sie hatte keine Ahnung, wo das war.

„Das Risiko solltet Ihr eingehen“, insistierte sie daher. „Es könnte Euer Leben retten.“

„Oder kosten.“

„Habt Ihr etwa Angst vor mir?“, Satijana konnte sich ein trockenes Lachen nicht verkneifen. „Was soll ich tun? Euch mit meinen Fesseln erwürgen? Ich? Euch?“

Das war ein schlechter Witz! Bevor sie das schaffen konnte, musste es ihm noch eine ganze Ecke schlechter gehen. Zu dem Schluss kam der Rauheneck offenbar auch. Allerdings erst, nachdem er eine Weile überlegt hatte. Satijana rechnete schon nicht mehr damit, dass er ihrem Drängen nachgeben würde, als er seinen Zossen plötzlich anhielt und sich ohne Vorwarnung aus dem Sattel schwang. Mit reichlich unrunder Bewegungen, wohlgemerkt. Zu der ausgereckten Schulter hatten sich im Kampf mit Heidelores Schergen offensichtlich noch ein paar andere Blessuren gesellt, die ihn nachhaltig beeinträchtigten.

Satijana versuchte gar nicht erst, sich aus eigener Kraft vom Pferd zu wuchten. Sie hätte sich vermutlich zu Tode gestürzt. Viel besser lief es aber leider auch mit der Hilfe des Ritters nicht. Irgendwann spürte sie seine Hand auf ihrem Allerwertesten. Er gab ihr zu verstehen, dass sie sich auf ihn stützen sollte, um abzustiegen. Das ging allerdings nur solange gut, bis sie ihr Gewicht tatsächlich ganz vom Pferd auf den Mann verlagerte. Dann wurde das Manöver zu einem armseligen Gestolpere, bei dem ihnen glücklicherweise niemand zusah.

Irgendwie ging sie dem Rauheneck durch die Lappen und fürchtete schon, dass sie ungebremst auf ihren Steiß fallen würde, als er sie doch noch zu fassen bekam. Der Stoff ihres Hemds ächzte bedrohlich, als sich ihr Körper wie ein nasser Sack daran aufhängte, und in ihrem Rücken erklang ein unterdrückter Schmerzenslaut des Weideners, der seine Kraft offenbar sträflich überschätzt hatte. Danach dauerte es noch eine halbe Ewigkeit, bis sie sicher auf ihren Füßen stand. Was Wunder, wo er ihre Beine doch von den Fesseln bis fast zu den Knien verschnürt hatte! Das Ganze war dermaßen entwürdigend, dass sie sich beinahe wünschte, sie hätte den Ritter einfach krepieren lassen und danach selbst das Zeitliche gesegnet. Doch diese Regung überwand Satijana schnell wieder. Sie hing zu sehr an ihrem Leben.

Deshalb unterdrückte sie auch die wüsten Beschimpfungen, die ihr auf der Zunge brannten, als sie sich zu diesem Widderich umdrehte und gab stattdessen nur ein leises „Hervorragend. Das war ja sehr lustig. Jederzeit wieder.“ von sich.

An ihrem Gegenüber prallte der Spott jedoch wirkungslos ab. Der Rauheneck hatte ihr wohl gar nicht richtig zugehört. Er stand einfach nur da und starrte sie schweigend an.

Also hob Satijana erst die Schultern und deutete dann mit den gefesselten Händen auf einen Findling ganz in der Nähe: „Setzt Euch. Ich geselle mich dazu, sobald ich herausgefunden habe, wie ich mich in diesem Zustand halbwegs würdevoll bewegen kann.“

Die Anmerkung wäre leicht als Aufforderung zu verstehen gewesen, wenigstens ihre Fußfesseln zu lösen, aber der Rotenforster machte sich nicht die Mühe. Stattdessen umfasste er ihre Taille und geleitete sie mehr schlecht als recht zum Findling – indem er sie zog, hob und schob, wie es gemeinhin nur mit kranken Kälbern getan wurde. Das war natürlich weit entfernt von „würdevoll“, den Rauheneck schien das jedoch nicht im Mindesten zu scheren und Satijana blieb fürs Erste nichts, als sich widerwillig in ihr Schicksal zu fügen.

Kurz darauf lehnte er am Findling, während sie sich einen Moment Zeit nahm, um ihre Haltung zu straffen und die Schmach zu verwiden. Dann blickte sie in sein Gesicht und fertigte eine geistige Notiz an, in der stand, dass es auf dieser Welt tatsächlich Menschen gab, die selbst dann noch bedrohlich wirkten, wenn kaum mehr als ein Häuflein Elend von ihnen übrig war. Sie wusste nicht, wie der Kerl es fertigbrachte, doch es kostete sie Überwindung, sich nach vorn zu beugen, um mit der Untersuchung anzufangen.

Dass sie dabei nichts Schönes erwartete, hatte sie bereits geahnt. Es wurde ihr jedoch erst richtig bewusst, als sie dem Ritter half, sich aus seiner Tunika zu quälen. Zunächst einmal war deren grundsätzliche Beschaffenheit sehr unvorteilhaft. Offenbar hatte den Hinterwäldlern hier noch niemand erklärt, dass Schwarz und Rot die Farben des Bethaniers waren, und ein bisschen zusätzliches Weiß die Sache nicht wesentlich besser machte. Und dann ... wurde der ärmellose Mantel von einigen Schnitten geziert, die Grässliches befürchten ließen. Sie warf einen flüchtigen Blick auf den blutverkrusteten Fetzen und hoffte, dass sich die Risse nicht in der gleichen Länge auf Widderichs Körper wiederfinden würden.

Diese Hoffnung bekam gleich darauf den ersten herben Dämpfer versetzt.

Denn der Sichelritter trug kein Kettenhemd, wie es sich für einen anständigen Weidener gehörte, sondern bloß ein verstärktes Lederwams. Das wies ebenfalls Löcher auf und Satijana konnte sich ohne große Mühe ausmalen, was das bedeuten musste. Als sie ihm die Weste abgenommen hatte und die Bescherung nicht mehr nur vor ihrem geistigen Auge, sondern tatsächlich sah, kehrte die Übelkeit schlagartig zurück. Sie hatte zwar nicht gelogen, als sie sich selbst vorhin ein bisschen Ahnung von Heilkunde attestierte. Die Betonung lag dabei aber klar auf dem „bisschen“. Jetzt blickte sie sprachlos auf ein wildes Durcheinander aus strömendem Blut, zerfetzter Haut, klaffendem Fleisch und durchtrennten Muskeln – und hätte sich fast übergeben.

Satijana bemühte sich, ihr Entsetzen nicht allzu offenbar werden zu lassen und beugte sich zu diesem Zweck weiter vor. So weit, dass der Rauheneck keinen unverstellten Blick mehr auf die Bescherung hatte – was sicher nicht schaden konnte. Und zugleich auch so weit, dass er ihr nicht ins Gesicht sehen konnte. Von großem Vorteil, ganz bestimmt!

Sie nahm die Tunika, um das gröbste Blut wegzuwischen und sich ein klareres Bild zu machen. Richtig klug wurde sie dadurch auch nicht, sah aber immerhin, dass etwas Widderichs rechte, also die zuvor noch unverletzte, Schulter durchbohrt haben musste. Ein dünnes Rinnsal floss über die muskulöse Brust des Ritters und vereinte sich ein kleines Stück weiter unten mit einem größeren Strom. Das war der Übeltäter, der auch ihr Hemd versaut hatte. Einem von Heidelores Leuten war es gelungen, an dieser Stelle üble Verheerungen anzurichten: Ein tiefer Schnitt zog sich von den Rippen über die Taille bis hinab zur Hüfte. Grauslich!

Bevor die Übelkeit ihr die Sinne rauben konnte, richtete sich Satijana wieder auf und sah ihren Patienten mit einem bemühten Lächeln an.

„Ihr habt Glück!“, sagte sie.

„Glück?“

Kaum dass sie weg war, hatte sich der Rauheneck zur Seite geneigt, um das Desaster selbst zu beäugen. Offenbar bildete er sich innerhalb kürzester Zeit seine eigene Meinung dazu – und die wich weit von ihrer ab. Seine Stimme klang jedenfalls, als hätte er ihr für die unbekümmerte Anmerkung am liebsten direkt eine verpasst. Satijana hörte großzügig darüber hinweg.

„Ich mache manche meine Kleider selbst“, erklärte sie. „Deshalb kann ich ganz gut nähen. Wenn ihr mir Nadel und Faden gebt, gelingt es mir vielleicht, das einigermaßen zusammenzuflicken. Das würde euch ein paar Stunden erkaufen, denke ich.“

Als Antwort erntete sie erst einmal Schweigen. Langsam, sehr langsam, löste der Ritter den Blick von seiner zerfetzten Seite und hob den Kopf, um ihr in die Augen zu sehen. Sie konnte in seinem Gesicht keine Begeisterung erkennen, nicht einmal Erleichterung. Aber das lag wohl in der Natur der Sache. Was nicht in der Natur der Sache lag, war, dass er sie ansah, als hätte er sie am liebsten in einer Regentonne ersäuft.

„Ihr seid völlig wahnsinnig“, brummte er nach einem Moment des angespannten Schweigens.

„Habt Ihr vielleicht eine bessere Idee?“

Er schwieg erneut.

„Dachte ich mir. Also, habt Ihr Nadel und Faden dabei, oder nicht?“

Der Rauheneck hielt an seinem Schweigen fest, erhob sich aber und schlurfte zum Pferd hinüber. Als er zurückkam, hielt er ihre Satteltaschen in der Hand. Ihre, nicht seine.

„Wo ist das Pferd der Baronsgemahlin?“, fragte sie leise. Sie wollte in aller Götter Namen nicht dafür verantwortlich sein, dass dieser Irre dem armen Vieh die Kehle durchgeschnitten hatte, weil er im Zwist mit dem Hause Graufenbein lag.

„Ich habe es nach Hause geschickt.“

Was auch immer das heißen mochte. Satijana griff nach ihren Sachen und dem Wasserbeutel, den Widderich ihr ebenfalls reichte, und sah ihm dabei zu, wie er sich setzte.

„Habt Ihr Alkohol?“, fragte sie.

„Für Euch oder für mich?“

Die Bemerkung hätte sie vielleicht witzig gefunden, wenn sie nicht aus seinem Mund gekommen wäre. Sie wertete das als „Nein“ und versuchte, ihre Taschen zu öffnen. Mit gebundenen Händen erwies sich das jedoch als schwierig. Nachdem sie es zwei-, dreimal versucht hatte, warf sie die Beutel zu Boden und streckte Widderich anklagend die Hände entgegen.

„Nein!“

„Bitte! Wie soll ich Euch sonst helfen? Die Taschen mag ich ja noch aufbekommen, aber glaubt Ihr allen Ernstes, dass es mir gelingen wird, Euch zusammenzunähen, wenn ich die Finger nicht vernünftig auseinanderbekomme? Und wie soll ich Euch anschließend verbinden?“

Er starrte auf ihre Hände, dann in ihr Gesicht und wieder auf die Hände. Sie konnte deutlich sehen, dass er mit sich rang, am Ende aber traf er die richtige Entscheidung: Er griff an seinen Gürtel, zückte einen Dolch und setzte dazu an, sie von den Fesseln zu befreien – natürlich nicht ohne ihr vorher noch einen warnenden Blick zuzuwerfen.

Satijana hatte dafür jedoch keine Augen. Sie sah nur, dass es einer ihrer Dolche war, den er in der Hand hielt. Frechheit! Sie hätte ihm das gute Stück gern entwunden und es zu erzieherischen Zwecken in seiner Brust versenkt. Aber was hätte es gebracht? Selbst wenn sie den Kerl abmurkste und sein Pferd nahm, war nicht garantiert, dass sie von hier aus schnell genug in die Zivilisation zurückfinden würde – also nach Festum oder Gareth. Abgesehen davon war sie nicht sicher, ob das Manöver funktionieren, oder sie am Ende in ihrem eigenen Blut liegen würde.

„Schöner Dolch“, presste sie stattdessen mühsam zwischen den Zähnen hervor.

„Fand ich auch.“

Satijana sah schweigend dabei zu, wie Widderich die Fesseln durchtrennte und die Waffe wieder wegsteckte. Dann machte sie sich ans Werk.

* * *

Als sie die Feste Klagenfels erreichten, war die Situation für Satijana eine entschieden andere. Nachdem er einigermaßen zusammengeflickt war, hatte Widderich ihr angeboten, sie gehen zu lassen. Sie lehnte das jedoch ab. Aus verschiedenen Gründen. Einer davon – der offizielle, den sie auch ihm gegenüber äußerte – war, dass sie nach wie vor nicht glaubte, einen Marsch durch die Sichler Wildnis allein zu überleben. Wenn sie das Dorf, das er ihr wies, verfehlte, war sie verloren. Dazu brauchte es ihrer Meinung nach nicht viel. Schließlich war dieses Bércweiler nur eine klitzekleine Insel in einem endlosen Meer aus Bäumen. Für sie eine krasse Herausforderung, was der Sichler offenbar nicht mal ansatzweise nachvollziehen konnte.

Das allein war es aber nicht. Auch die Neugier hatte Satijana bewogen, die nüchtern betrachtet wohl eher fragwürdige Entscheidung zu fällen, bei dem Finsterling zu bleiben. Sie wollte wissen, wie die Geschichte weiterging. Was sich diese Rauhenecks für sie einfallen ließen. Das mochte gewagt sein, aber sie war überzeugt, dass es ihr im Zweifel gelingen würde, rechtzeitig die Biege zu machen. Satijana fragte sich, wie die anderen Familienmitglieder aussahen und wie sie sich betrug. Sie hatte in den vergangenen Tagen so viel über diese Leute gehört – so viel Übles – und war nicht sicher, was davon Frau glauben konnte. Das Wenigste wahrscheinlich. Doch selbst wenn nur ein Bruchteil der Erzählungen stimmte, lohnte es sich, einen genaueren Blick auf diese Mischpoke zu werfen.

Und dann war da auch noch die Sorge.

Tatsächlich: Sorge! Nicht dass sie Widderich in den letzten Stunden liebgewonnen hätte. Aber er hatte sie anständig behandelt. So anständig es mit einer Gefangenen eben ging. Das stand in einem starken Widerspruch zu dem, was sie erwartet hätte. Und es brachte sie zu der Überzeugung, dass er es nicht verdiente, allein im Wald zu verrecken, wo sein toter Leib wahrscheinlich niemals gefunden werden würde. Jedenfalls nicht, bevor die Wildtiere ihn bis auf die Knochen abgenagt hatten. Dass das passieren konnte, wenn sie den Mann allein ließ, war ihrer Meinung nach weiterhin nicht ausgeschlossen. Sie hatte seine Wunden zwar genäht und auch sonst alles getan, was in ihrer Macht stand. Doch das genügte bei Weitem nicht, um ihn außer Gefahr zu bringen.

Satijanas Entscheidung, ihn weiter zu begleiten, hatte den Heckenreiter sichtlich überrascht. Und er hatte sich alle Mühe gegeben, es sie gleich darauf bereuen zu lassen. Indem er einen Streit darüber vom Zaun brach, wie sie ab sofort zu transportieren sei. Diskutieren wollte er das eigentlich nicht und stellte klar: Wenn sie bei ihm bleiben wollte, würde ihre Rolle weiter die einer Gefangenen sein. Für Satijana kam es aber nicht in Frage, sich nochmal über den Widerrist des Pferdes werfen zu lassen. Schließlich fanden sie einen Kompromiss: Er verschnürte ihre Hände erneut, dafür durchtrennte er die Fesseln an ihren Füßen und setzte sie hinter sich.

Von diesem Kompromiss war mittlerweile allerdings nicht mehr viel übrig: Sie hatten den vorhin noch undenkbaren Punkt erreicht, an dem es Satijana leichtens möglich gewesen wäre, den Ritter mit ihren Fesseln zu erwürgen. Wenn sie noch welche an den Armen gehabt hätte. Was nicht der Fall war. Irgendwann hatte sie nämlich einen ihrer Dolche aus Widderichs Gürtel gezogen. Nicht etwa, um ihn abzustechen, sondern um ihre Hände freizubekommen, damit sie ihm Halt geben konnte, wenn es nötig werden sollte. Sie spürte förmlich, wie die Kraft aus dem Körper des Rauhenecks wich, wie seine Bewegungen langsamer und unkoordinierter wurden und wie er Stück

für Stück in sich zusammensank. Glücklicherweise geschah vieles davon zu einem Zeitpunkt, als das Pferd schon zu wissen schien, wo es war, und sich seinen Weg einfach selbst suchte. Sonst wären sie aufgeschmissen gewesen.

Etwas später und für Satijana überraschend tauchte in einer engen Klamme eine Mauer auf – mit Wachturm und schwerem Tor. Sie hatte gefürchtet, bis zum Morgengrauen vor diesem Bollwerk ausharren zu müssen, weil es mitten in der Nacht nicht besetzt war, wurde aber schnell eines Besseren belehrt. Der Wächter bemerkte sie nicht nur, sondern erkannte den Rauheneck auch sofort. Wenige Augenblicke später stand das Tor weit offen und sie konnten passieren. Der Mann kam ihnen mit besorgtem Blick entgegen und murmelte irgendwas von wegen es sei ja nicht mehr weit.

Widderich hob die Hand zum Gruß, würdigte ihn aber keines Wortes. Unterdessen wurde Satijana klar, dass sie sich schon sehr nahe beim Heim der Raubritter befinden mussten und hoffentlich bald am Ziel waren.

Der Aufstieg zur Feste, die Satijana vor dem schwarzen Nachthimmel allenfalls erraten konnte, wurde vom Schall eines Signalthorns begleitet. Der Torwächter kündigte ihr Kommen offenbar an. Und tatsächlich: Als sie einen Hof erreichten, in den die gesamte Motte des Barons von Rotenforst vermutlich ohne Probleme hineingepasst hätte, wurden sie schon erwartet.

Ein ganzes Rudel Menschen, die trotz der späten Stunde kein bisschen schläfrig wirkten, stand in der Kälte herum. Einige eilten ihnen schon entgegen, bevor Widderichs Ross zum Stehen kam – ihre Mienen verrieten, soweit Satijana das im Dunkeln erkennen konnte, eine Mischung aus Ärger und aufrichtiger Besorgnis. Sie sah viel wallendes blondes Haar, ganz anders als das ihres Begleiters. Hinzu kamen lange Glieder, breite Schultern, jede Menge Muskeln, Loden, Leder, Kettengeflecht und Waffen, Waffen, Waffen ...

Etwas mulmig wurde ihr bei dem Anblick schon und Widderich bemerkte das offenbar. Sie hätte es nicht für möglich gehalten, war überzeugt gewesen, dass er mehr ohnmächtig als wach und ganz sicher nicht mehr Herr seiner Sinne war. Doch mit einem Mal kam Bewegung in den Leib des Ritters. Sie spürte seine rechte Hand auf ihrer. Die hatte sie auf seine Taille gelegt, um schnell zugreifen zu können, falls er den Abgang machen sollte. Jetzt schob er sie nach hinten und obwohl er sie mit dieser Bewegung von sich wies, hatte sie etwas Beruhigendes an sich. Anders als die im gleichen Atemzug gemurmelten Worte:

„Keine dummen Sprüche jetzt!“

Damit war der erste Rauheneck auch schon heran – ein Hüne, der gar nicht wusste wohin mit seinen Muskeln und dessen Blick sich sofort an die Verbände heftete.

„Was ist passiert?“, fragte er.

„Erkläre ich später“, erwiderte Widderich.

Anschließend wollte er offenbar unter Beweis stellen, dass alles nicht so schlimm war, wie es aussah. Jedenfalls schwang er sein rechtes Bein über den Hals des Pferdes und wirkte dabei sogar fast so souverän wie noch am Mittag auf der Praiosinger Baronsburg – vor der Kollision mit dem Torpfosten. Doch dann ging irgendetwas schief. Satijana spürte, wie ein Zittern durch seinen Körper lief. Schmerz wahrscheinlich. Leider hatten Widderichs Füße da noch keinen festen Boden erreicht, was dazu führte, dass aus dem eigentlich als halbwegs elegant geplanten Sprung ein ziemlich ungelinker Sturz wurde.

Es grenzte an ein Wunder, dass der Ritter es schaffte, die Katastrophe abzuwenden und nicht vor seiner versammelten Verwandtschaft der Länge nach auf dem Boden aufschlug. Doch die Anstrengung hatte ihren Preis: Satijana sah, wie er sich krümmte und die roten Flecken auf den Bandagen um seine Mitte augenblicklich rasant zu wachsen begannen.

Das rief einen jungen Mann auf den Plan, der sich bisher im Hintergrund gehalten hatte. Seine Haare waren ähnlich dunkel wie Widderichs, doch da hörten die Ähnlichkeiten schon auf. Die Züge des Kerls waren fein, beinahe elfenhaft schön. Dazu wollte nicht recht passen, dass er eine große blonde Frau energisch zur Seite stieß, um zu dem wankenden Krieger zu gelangen, nach seiner Schulter zu greifen und sich über die blutige Schweinerei an dessen Seite zu beugen. Auch wirkte seine Stimme sehr entschieden, als er sich gleich wieder aufrichtete:

„Wolfherz, Bärfang, ihr helft mir! Wir bringen ihn auf sein Zimmer. Reden könnt ihr später.“

„Nein. Oh, neiiiin! Bitte nicht gehen!“, hallte es stumm in Satijanas Kopf. „Lass mich hier nicht allein, Mann! Nicht mit diesen ...“

Fruchtlos: Ihr bisheriger Begleiter verschwand im Nullkommanix aus ihrem Blickfeld und Satijana blieb nichts, als das Augenmerk auf die Personen zu richten, die jetzt noch neben ihr beim Pferd standen. Ein bunter Haufen, aus dem ein Riese mit tiefen Furchen im Gesicht und zwei Frauen hervorstachen. Eine davon starrte sie mit einer Miene an, die Widderichs in Sachen Feindseligkeit annähernd gleichkam. Die andere lächelte freundlich und trat auf sie zu:

„Wer bist du denn?“

Ihr fiel auf, dass sie gerade zum ersten Mal danach gefragt wurde. Widderich hatte das nicht getan. Er kannte den Namen seiner Retterin nicht. Na, das passte ja! Und welche Beschreibung ihrer Funktion sollte sie denen nun liefern?

„Ich ... äh ... “ Der Blick der zweiten Frau verunsicherte sie so sehr, dass sie zu stottern begann. In Ermangelung einer besseren Idee hob sie die Hände, an denen noch ein paar klägliche Reste der Fesseln hingen. „Ich bin Widderichs Gefangene.“

„Seine Gefangene? Was du nicht sagst! “ Das feindselige Weib lachte auf und schüttelte energisch den Kopf. „Oh, Ahnen, warum straft ihr mich bloß mit solchen Geschwistern? Allesamt dumm wie Bohnenstroh! Einer nach dem anderen schleift hier irgendwelche Leute an, die wir beim besten Willen nicht gebrauchen können. Ich schlage auch bei dieser hier vor, dass wir ihr die

Kehle durchschneiden, bevor sie uns noch mehr Ärger machen kann, als wir eh schon am Hacken haben.“

„Schwanhildt!“, die Stimme des Faltenmanns rumpelte wie Donnergrollen über einem steinigen Gebirge. „Das reicht!“ Damit wandte er sich an die andere Frau: „Hilf ihr vom Pferd, Firnfee.“ Und dann an die Menschen, die sonst noch im Hof standen: „Ihr bereitet einen Zuber vor. Das arme Ding soll sich waschen. An ihm klebt, wie’s aussieht, mehr von Widderichs Blut dran, als in ihm überhaupt noch drin ist.“

Na, das konnte ja heiter werden.

Szenen einer Ehe

Burg Praiosingen, Baronie Rotenforst, Winter 1033 BF

„Auf, Hochgeboren, Ihr könnt nicht den ganzen Tag liegen bleiben!“

Briska durchmaß das baronliche Schlafgemach mit großen Schritten, um die schweren Vorhänge vor dem einzigen Fenster zu öffnen. Dann wandte sie sich um und warf einen prüfenden Blick auf das Bett. Thargrin von Graufenbein hatte sich noch nicht erhoben, obwohl Praios' Auge längst am Himmel stand und die Kuppen der Sichel in fahles Winterlicht tauchte. Die Baronin war bleich und zerzaust. In einem Zustand, in dem sie sich noch vor wenigen Monden niemandem – nicht einmal ihrer Leibzofe – gezeigt hätte. Ebenso wenig wäre es vor wenigen Monden denkbar gewesen, dass irgendjemand sie wachrütteln oder aus dem Bett holen musste. Sie war stets als eine der Ersten auf den Beinen gewesen und zur Kapelle gegangen, um den Tag im Gebet zu beginnen. In stummer Zwiesprache mit dem Götterfürsten, ihrem Herrn.

Doch der Tod des kleinen Gerbold hatte alles geändert.

Nicht nur Thargrins Leben war durch das Unglück aus den Fugen geraten, sondern auch das ihres Gatten, das ihrer Vasallen und eines jeden Menschen in ihrem näheren oder weiteren Umfeld. Die Zukunft der ganzen Baronie stand auf dem Spiel, denn das geliebte, das einzige Kind des Herrscherpaars war gestorben – und mit ihm ein Großteil der Hoffnung darauf, dass die Familie von Graufenbein künftig weiter über das östlichste Lehen der Bärenlande gebieten würde. Es gab nun mal leider niemanden mehr. Keine Blutsverwandten, außer der eisernen Jungfer Heidelore, deren Schoß so verdorrt war wie die Wüstenei in Ingerimms Steg.

Die letzten jüngeren Verwandten Erzelhardts waren im Jahr des Feuers gefallen. Die Familie stand kurz vor der Auslöschung und es gab nur einen Weg, das zu verhindern: Dem Baron und seiner Gattin musste es gelingen, noch einmal für Nachwuchs zu sorgen. Ob das überhaupt möglich war, stand allerdings in den Sternen – was eine schwere Belastung für alle darstellte, die auf Burg Praiosingen lebten und Anteil am Schicksal des Herrscherpaars nahmen. Für Briska galt das ganz besonders, denn als Thargrins Leibzofe wusste sie mehr als die meisten. Sehr viel mehr sogar. Zum Beispiel, dass das verzweifelte Bemühen um den Erhalt der Linie einer der Gründe für Thargrins miserablen Zustand war.

Sie trat an das wuchtige Bett und streckte die Hand nach der Gemahlin des Barons aus: „Kommt, ich habe ein Bad für Euch eingelassen.“

Voll Mitgefühl blickte sie auf das eingefallene Gesicht ihrer Herrin. Sie war schon immer eine schmale Person gewesen. Trotzdem hatte sie stets eine ungeheure Stärke ausgestrahlt, wohl eine Begleiterscheinung ihres festen Glaubens. Der schien nun jedoch nachhaltig erschüttert und eine Folge dessen war, dass die Graufenbeinerin Stück für Stück schwand. Ihre Augen leuchteten nicht mehr, sondern lagen tief in dunklen Höhlen, und der Glanz war gänzlich aus ihrem aschblonden Haar verschwunden. Es wirkte jetzt stumpf und dünn. Außerdem war die junge

Adelige so mager geworden, dass Briska nicht wusste, ob sie eine Schwangerschaft überhaupt durchstehen würde, sollte es jemals dazu kommen.

Aber das stand, wie gesagt, in den Sternen. Aus vielerlei Gründen. Bestimmt nicht zuletzt, weil der Baron ein alter Mann war, der viel zu spät erst die Notwendigkeit erkannt hatte, eine Familie zu gründen – und sich dann für eine Frau entschied, die seine Tochter hätte sein können. Es war keine Liebesheirat gewesen. Zwischen den beiden hatte nie das Feuer der Leidenschaft gebrannt. Ganz sicher wusste Briska das von Thargrin. Sie hätte nach ihrer Weihe lieber ein Leben im Dienste Praios' geführt als von ihrem Vater an einen seiner alten Freunde verheiratet zu werden und das vergleichsweise hohle Dasein einer Adelsdame fristen zu müssen.

Ihren Pflichten als Ehefrau war Thargrin bereits in der Hochzeitsnacht nur äußerst widerwillig nachgekommen und hatte sehr erleichtert gewirkt, als sie endlich guter Hoffnung war – es also keinen Grund mehr gab, das Bett mit dem Baron zu teilen. Noch in der Schwangerschaft war sie aus dem gemeinsamen Schlafgemach ausgezogen und nie wieder dorthin zurückgekehrt. Ein fataler Fehler, wie sich nun herausstellte. Und einer, unter dem Thargrin im Nachhinein schwer litt. Sicher verfluchte sie sich mittlerweile selbst dafür, damals nicht auf weiteren Nachwuchs gedrängt zu haben. Nicht zuletzt, weil es ihr dann erspart geblieben wäre, jetzt, acht Götterläufe später, noch einmal in den sauren Apfel zu beißen. Dass sie das Lager mit einem Mann teilen musste, von dem sie sich mittlerweile so weit entfernt hatte, dass er ihr im Grunde mehr väterlicher Vertrauter als Gemahl war, quälte die junge Frau.

Briska hatte längst begriffen, warum es ihre Herrin jeden Morgen nach einem heißen Bad verlangte. Das Ganze war ihr eklig. Sie versuchte, sich die Erinnerungen an die Nächte vom Leib zu spülen. Nächte, in denen – wenn man der Geräuschkulisse glauben konnte – längst nicht alles lief, wie es eigentlich laufen sollte. Erzelhardt konnte offenbar nicht mehr so, wie er wollte. Zumal ihn sicher auch nicht dringlich nach seiner ausgemergelten und völlig apathischen Gattin verlangte. So wenig, wie sie nach ihm.

Thargrin ignorierte Briskas hilfreich dargebotene Hand und erhob sich aus eigener Kraft. Sie grüßte nicht und sah ihr auch nicht in die Augen, sondern machte sich schweigend auf den Weg ins Nebenzimmer, wo der Badezuber wartete. Die Zofe hatte schon mehr als einmal überlegt, ob sie ihrer Herrin nicht Vorschläge unterbreiten sollte. Dazu, wie sie aus dieser Hölle entkommen konnte. Es gab einige denkbare Möglichkeiten. Die einfachste davon war, dass sie sich einen anderen suchte. Einen jüngeren Mann, der noch mehr Saft in den Lenden hatte und vollbrachte, wozu ihr Gatte allem Anschein nach nicht mehr in der Lage war.

Bisher hatte sie das nicht gewagt, aber wenn die Situation sich weiter verschlechterte, wäre es wohl bedenkenswert. Denn mittlerweile schlugen sich die Spannungen zwischen den beiden und die gedrückte Stimmung auf ihr gesamtes Umfeld nieder. Briska seufzte schwer, folgte ihrer Herrin, half ihr aus dem Nachtwand, schüttelte beim Anblick der knöchigen Schultern den Kopf und hielt ihre Hand, als sie ins Wasser stieg.

In Praiosingen, vielleicht sogar in ganz Rotenforst, war es ein offenes Geheimnis, welches Drama sich auf der Baronsburg abspielte. Man musste ja nur in die Gesichter des Herrscherpaars gucken, um zu erkennen, dass etwas im Argen lag. Während die eine den Großteil ihrer Tage

damit verbrachte, schweigend herumzusitzen und Löcher in die Luft zu starren – bestenfalls im stillen Gespräch mit ihrem Gott, schlimmstenfalls in einer endlosen Schleife von Erinnerungen an den verbliebenen Sohn gefangen –, steigerte sich der andere immer weiter in einen nicht enden wollenden Hass hinein. In erster Linie hasste Erzelhardt wohl sein Schicksal. Das Leben, das nicht so lief, wie er sich das vorgestellt hatte. Da er diesem Leben aber schwerlich den Krieg erklären konnte, suchte er sich andere Ziele für seinen Zorn.

Erst hatte der Herrscher von Rotenforst noch den letzten räudigen Rotpelz erschlagen, der sich auf seinem Land herumtrieb. Dann hatte er einen Kleinkrieg mit der Baronin von Drachenstein begonnen. Die „Goblinfreundin“ Sindaja verachtete er seit jeher, jetzt aber begann er das mit geradezu leidenschaftlicher Inbrunst zu tun. Nicht mal die Tatsache, dass sie seine Schwägerin war, hielt ihn davon ab, eine Tirade nach der anderen in ihre Richtung abzufeuern.

Thargrin schien es nicht zu stören. Ihr war das alles entweder egal, oder sie teilte die Vorbehalte ihres Gatten gegen die ältere Schwester insgeheim. Und was sprach auch dagegen? Hätte die Silkenauerin in der Goblinfrage nicht einen völlig anderen Weg beschritten und sogar Teile ihres Landes an das Pack abgetreten, hätte man hier im Osten Weidens auf breiterer Front gegen sie vorgehen können. Wer wusste schon, ob Gerbolds Tod dadurch nicht vermeidbar gewesen wäre? Trug Sindaja also vielleicht wirklich einen Teil der Schuld?

Glücklicherweise – ja, man musste es wohl so sagen, denn eine bewaffnete Auseinandersetzung mit Drachenstein wäre trotz allem nicht wünschenswert gewesen –, war Thargrins Schwester sanftmütig wie ein Lamm und ging Streitereien lieber aus dem Weg. Sie begriff wohl, dass es keinen Sinn hatte, Widerworte gegen die Anschuldigungen eines Vaters zu leisten, der im Schmerz über den Verlust seines Sohns geradezu blind vor Zorn war. Sie ließ Erzelhardt einfach toben, sah großmütig über seine Beleidigungen hinweg und streckte ihm immer wieder die Hand zur Versöhnung entgegen. Was er natürlich ignorierte.

Das Verhalten der Drachensteinerin führte aber immerhin dazu, dass die Aufwallung in Richtung Westen sich irgendwann wieder ein bisschen legte und Erzelhardt sein Augenmerk ganz auf den Südosten richtete. Dorthin, wo die Rauhenecks lebten. Denen hatte er bereits wenige Tage nach dem Unglück zum ersten Mal eine Mitschuld an Gerbolds Tod gegeben. Sorglosigkeit, lautete damals der Vorwurf. Weil die Familie ihr Land nicht von den Pelzratten sauber gehalten habe, hätten die den Baronet überhaupt erst verschleppen können.

Dass das Egisgrimoltsvehn nur teils zum Lehn der Rauhenecks gehörte, geriet dabei in Vergessenheit. Das war sicher auch ein Verdienst Heidelores, die nicht müde wurde, die Rolle der Heckenreiter in dem Drama zu betonen. Je länger sie ihrem Vetter damit in den Ohren lag, desto zugänglicher zeigte er sich für die Einflüsterungen und agierte zunehmend aggressiv.

Mittlerweile war oft nicht mehr nur von einer bloßen Mitschuld in einer Reihe tragischer Verstrickungen die Rede, sondern von einem Komplott der Rauhenecks, das einzig auf den Tod des Rotenforster Thronerben abgezielt hatte. Jeder wusste, dass die Heckenreiter Anspruch auf die Baronie erhoben. Seit Ewigkeiten schon. Seit der Familie Graufenbein vor rund 700 Jahren von den Herzogenwahrern die Herrschaft zugesprochen worden war. Die Rauhenecks beriefen sich auf Altes Recht. Doch was sie damit meinten, wusste niemand so genau. Die Ursprünge

ihres Anspruchs waren in den Wirren der Geschichte verlorengegangen. Gleichwohl wog die Forderung nun, da das legitime Herrscherhaus seinen einzigen Erben verloren hatte, sehr viel schwerer als sie es bisher getan hatte.

Selbst Briska leuchtete ein, dass das ein starkes Motiv war. Und eine Sippe, die sich seit Jahrhunderten mit Verbrechen über Wasser hielt, würde vor einem derart gewinnbringenden Mord wohl auch nicht zurückschrecken. Allein, es gab keine Beweise für die Anschuldigungen des Barons. Und es war höchstwahrscheinlich nur eine Frage der Zeit, bis die Rauhenecks genug von den Schmähungen bekamen. Anders als bei Sindaja handelte es sich bei ihnen eben nicht um sanfte Lämmer. Eher schon um hungrige Wölfe. Was, wenn sie irgendwann zurückschlügen? In welcher Form würde das wohl geschehen?

Noch einmal seufzte Briska und sah auf ihre Herrin hinab, die damit begonnen hatte ihren dünnen Leib einzuseifen – so kräftig, dass die Haut eine tiefrote Farbe annahm. Darauf schien sie voll und ganz konzentriert und in ihrem Denken keinen Raum für irgendetwas anderes zu haben. Bei dem Anblick erkannte die Zofe, dass sie falsch lag: Nicht jeder in Rotenforst fragte sich, wann die Situation eskalieren würde. Für eine Person war sie längst eskaliert. Thargrin machte sich bestimmt keine Gedanken mehr über Politik. Sie war nur noch mit sich selbst beschäftigt. Mit ihrem eigenen Elend. Und damit, an ihrem Unglück zu zerbrechen.

Zuckerbrot und Peitsche

Grawinsgart und Burg Praiosingen, Baronie Rotenforst, Frühling 1033 BF

Es war das erste Mal, dass Nordolf sich mit dem, was er tat, nicht wirklich wohlfühlte. Nicht etwa, weil die freundlichen Worte der Baronsgemahlin bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen wären. Oder ihre anschließenden Drohungen verfangen hätten. Nein, das war es nicht. Er hatte sein Gewissen geprüft und war zu dem Schluss gelangt, dass es nichts Böses sein konnte, am Glauben seiner Vorväter festzuhalten. Solange man auch die Zwölfe respektierte und sie nicht verleugnete oder gar schmähete, musste das in Ordnung sein.

Die meisten dieser Götter waren ihm zwar recht fern, aber das hieß nicht, dass er ihre Macht in Zweifel zog. Hin und wieder richtete er sogar ein kurzes Stoßgebet an Peraine oder Travia, Rondra oder Ifirn. Allein, die hiesigen Kultplätze waren ihm näher als alle Tempel und Klöster der Welt. Die Ahnen, die Geister und all die wilden Kreaturen aus den Wäldern, der Heide, den Flüssen und Seen, den Bergen hatten ihn von Kindesbeinen an begleitet. Sie waren ihm vertraut und er wollte auch weiterhin auf sie vertrauen.

Deshalb trieb er sich nun am Grawinsgart herum. Obwohl in seiner Magengegend das ungute Gefühl rumorte, dass es keine gute Idee war. Er fürchtete, die Graufenbeinerin könnte nach langen Jahren des ergebnislosen Ringens um die „unsterblichen Seelen“ der Rotenforster Ernst machen. Dass sie ihren Worten nun Taten folgen lassen würde.

Vor ein paar Monden hätte er das noch für ausgeschlossen gehalten. Da glaubten sie alle, dass dieses Thema endlich erledigt sei. Nach dem Tod ihres einzigen Kindes war es still geworden um die junge Praioranerin. Den ganzen Winter lang hatte sie den Anschein erweckt, sich nicht mehr in die Geschehnisse der Baronie und auch nicht mehr in den Glauben ihrer Vasallen einmischen zu wollen. Sehr zur Erleichterung all jener, die sich nicht unter die Knute ihres herrschsüchtigen Greifengottes zwingen lassen wollten.

Doch im Frühling erwachten die Lebensgeister der Graufenbeinerin offenbar wieder: Sie reiste in die Grafencapitale Salthel und bei der Rückkehr, so wurde gemunkelt, waren ihre Augen einmal mehr von dem kalten Funkeln erfüllt, das die Altkultler hierzulande stets gefürchtet hatten. Vielleicht sogar von einem noch kälteren. Den Eindruck hatte Nordolf jedenfalls gewonnen, als er einer Vorladung nach Praiosingen folgte und sie ihm ins Gewissen redete. Thargrin führte ihm in dem Gespräch einmal mehr vor Augen, was geschehen würde, wenn er weiter an seinem „Irrglauben“ festhielt und wirkte dabei seltsam ... *beseelt*.

Er wusste, dass sie davor und danach noch mit anderen Adeligen aus den Rotenforster Landen gesprochen hatte. Außerdem war ihm jüngst zu Ohren gekommen, dass vor Kurzem zwei Bannstrahler in der Baronie aufgetaucht seien. Niemand wusste, warum genau. Nordolf kannte auch keinen, der den beiden schon mal persönlich begegnet war. Dennoch beunruhigten ihn die Gerüchte und aus den Gesprächen, die er heute mit seinen Glaubensgeschwistern geführt hatte, wusste er, dass es vielen ähnlich ging.

Dafür gab es auch noch einen anderen Anhaltspunkt: Obwohl sie drauf und dran waren, einen der höchsten Tage im Jahr zu feiern, hielt sich der Andrang beim Grawinsgart in Grenzen. Er sah wenige Kinder, was ungewöhnlich war und eigentlich nichts anderes als eine Vorsichtsmaßnahme sein konnte. Er sah auch, dass sich viele von den Feuern fernhielten. Als würden sie sich nicht offen zeigen wollen. Als hätten sie etwas zu verbergen. Als täten sie etwas Verbotenes. Ein denkbar schlechtes Zeichen, das seine Stimmung gehörig drückte und ganz erheblich zu seinem Unwohlsein beitrug.

Wîswartari konnte diese Entwicklung späterhin auf gar keinen Fall unkommentiert lassen und Nordolf war schon gespannt darauf, was er zur aktuellen Situation sagen würde. Denn langsam erreichte der Kleinkrieg mit der Graufenbeinerin einen Punkt, an dem er dem Hüter zu schaden begann. Zwar nicht, indem sie ihm die Schäfchen abtrünnig machte. Aber doch, indem sie ihnen so viel Angst einjagte, dass sie es nicht mehr wagten, offen zu ihrem Glauben zu stehen.

Glücklicherweise galt das nicht für alle.

Vor allem nicht für die Adelsleute, obwohl auf denen aus offensichtlichen Gründen der größte Druck lastete: Die Graufenbeinerin forderte, dass sie dem einfachen Volk mit gutem Beispiel vorangingen, indem sie sich von ihren „Götzen“ abwandten. Bislang interessierte das aber niemanden, dessen konnte er sich hier gerade noch einmal versichern: Neben Heldawer, also ihm selbst, war Klingathann auf dem Kultplatz vertreten und natürlich Sturmætzvallt. Hohunberga gab es nicht mehr und Erdasang wie Westarwaht hatten nie zur Gemeinschaft gehört. Mithin war Wyrmenskirm der einzige Verlust, den es zu beklagen gab – wenn man so wollte. Denn die Familie von Mittenzwey hatte in der Vergangenheit schon öfter mal einen Dienst an den Ahnen und Geistern verpasst.

Nüchtern betrachtet befand sich der Alte Glaube in Rotenforst vielleicht auf dem absteigenden Ast. In einer Krise steckte er deshalb aber noch lange nicht. Wenn Wîswartari heute Abend die richtigen Worte fand, würde das mit großer Wahrscheinlichkeit reichen, um alles – oder jedenfalls fast alles –, was die Graufenbeinerin in den vergangenen Monden erreicht hatte, zunichte zu machen. Das hoffte er zumindest.

Bisher war es immer so gewesen.



Nordolf hatte schlagartig begriffen, dass es diesmal anders sein würde, als sich ein spitzer Schrei über die Gesänge am Grawinsgart erhob. Bevor er herausfinden konnte, was der Auslöser dafür war, brach auf dem Kultplatz Chaos los. Auf einmal fand er sich in einem wilden Durcheinander aus Leibern wieder, in dem kein Raum für klare Gedanken mehr blieb. Allein schon deshalb, weil er all seine Kraft aufwenden musste, um nicht von den Füßen gerissen zu werden. Irgendwo am Rand der tobenden Menge brüllte jemand mit dröhnender Stimme herum. So laut, dass es selbst die Rufe der panischen Menschen überlagerte. Nordolf verstand jedoch nur wenig von dem, was gesagt wurde. Er hegte den Verdacht, dass die Hälfte Basparano war.

Bald darauf gerieten die ersten Waffenknechte des Graufenbeiners in sein Sichtfeld, da wurde ihm klar, dass sich seine schlimmsten Befürchtungen bewahrheiteten. Und irgendwann ... ja, irgendwann tauchte ein strahlend weißes Gewand mit goldener Sonne in seiner Nähe auf. Ein Bannstrahler. Tatsächlich! Der Anblick hatte Nordolf förmlich gelähmt. Und dann war es auch schon zu spät gewesen: Jemand deutete auf ihn, der Kopf des Praioraners ruckte herum und sein Name wurde gerufen. Was sollte er tun? Sich denen ergeben? Flüchten? Widerstand leisten? Gegen einen Diener der Zwölf?

Noch während ihm diese Gedanken durch den Kopf schossen, ertönten in seinem Rücken erste Schmerzenslaute. Offenbar hatten sich einige seiner Brüder und Schwestern für den Widerstand entschieden. Für Nordolf kam das jedoch nicht in Frage. Er hatte sein Gewissen geprüft und war zu dem Schluss gelangt, nichts Unrechtes zu tun. Er hatte nichts zu verbergen. Weder würde er die Flucht ergreifen wie ein Feigling, noch würde er sich zur Wehr setzen und Thargin von Graufenbeinerin damit den letzten Beweis dafür liefern, dass er ein Ketzer war.

Also blieb er stehen und wartete, bis die Leute des Barons bei ihm waren. Als sie verkündeten, dass er in Eisen geschlagen werden müsse, streckte Nordolf gehorsam die Hände aus. Dann folgte er ihnen ohne ein Wort des Widerspruchs nach Praiosingen.

Das war nun bereits einige Tage her und mittlerweile bereute er seine Entscheidung. Die Bannstrahler hatten ihrem Beinamen „Geißler“ alle Ehre gemacht. Sie waren fest entschlossen, Wahrheiten aus ihm herauszuprügeln. Einige, die er ihnen nicht geben konnte, weil sein Wissen gar nicht so tief reichte. Und einige, die er ihnen nicht geben wollte. Niemals geben wollte! Auch wenn er nicht mehr mit Gewissheit sagen konnte, ob es ihm gelingen würde, bis zum bitteren Ende an seinem Schweigen festzuhalten.

Nordolf hatte schnell begriffen, dass es den Praioranern nicht um ihn ging. Nicht um seine Überzeugungen. Seinen Glauben. Dafür interessierten sie sich nur ganz am Rande. Sie wollten ihn nicht bekehren, sondern ihn als Informationsquelle nutzen. Gleich am Anfang hatten sie ihm etwas von einem „bosparanischen Edikt“ aus grauer Vorzeit erzählt und erklärt, was in ihren Augen rechte und was schlechte Götter waren. Sie erklärten ihm auch, dass er mit dem „offenen Ausleben seines Irrglaubens“ an den Grundfesten der zwölfgöttlichen Ordnung rüttelte und dass er wegen dieses Verbrechens brennen müsse. Sein Schicksal sei besiegelt. Es gehe jetzt nur noch darum, ob er zur Abkehr und Umkehr bereit war. Ob er ihnen helfen würde, um seine Seele vor der ewigen Verdammnis zu retten.

Nordolf konnte mit all dem nicht viel anfangen. Er begriff lediglich, dass die Bannstrahler sich mehr für den Hüter als für ihn interessierten. Dafür, welche „Dämonen“ er anbetete, welche Lehren er verbreitete und wo er zu finden war. Außerdem wollten sie wissen, wer dem „Götzendienst“ im Grawinsgart noch alles beigewohnt hatte. Namen wollten sie. Aber Nordolf gab ihnen aber keine. Lieber freute er sich im Stillen darüber, dass sie danach fragen mussten. Denn das konnte ja nur bedeuten, dass etliche seiner Brüder und Schwestern den Praioranern durch die Lappen gegangen waren.

Dass bei weitem nicht alle so viel Glück gehabt hatten, wusste er genau. Er hatte es gesehen, als sie ihn nach Praiosingen schafften. Und jetzt hörte er es gelegentlich. Von seiner Zelle aus bekam

er mit, wie andere in den behelfsmäßigen Verhörraum geschleppt wurden. Ihre Schreie wiegten ihn in den Schlaf. Manchmal. Manchmal verfolgten sie ihn auch in seinen Träumen. Dort, wo er sie auf gar keinen Fall haben wollte. So wenig wie die Bilder von Geißeln, Messern, Nägeln, Hämmern, Zangen, glühenden Eisen ...

Nordolf hatte keine Ahnung, ob er das Verlies lebend verlassen würde, um noch einmal das Licht eines strahlenden Frühlingstags zu erblicken. Anfangs hatte er sich an die Hoffnung geklammert, dass man einen Adligen nicht einfach verschwinden lassen konnte. Oder dass seine Brüder und Schwestern kommen würden, um ihn zu retten. Doch mit jeder Stunde wurde die Erkenntnis klarer, dass die Kirche Praios' sehr wohl Menschen verschwinden lassen konnte. Auch Adelige. Dass er sich in den Augen der Zwölf vielleicht wirklich versündigt hatte und dass niemand um seinetwillen die Burg des Barons angreifen und zwei Bannstrahler erschlagen konnte. Dass er am Ende brennen würde. Oder bei einem der Verhöre sterben.

Wenn er nicht nachgab. Wenn er nicht zum Verräter wurde und seinem Glauben abschwor ...

Thargrin hatte für das Treiben der Bannstrahler wenig Verständnis. Die Qualen, die die stursten Altkultler bei den hochpeinlichen Befragungen durchlitten, entwürdigten ihrer Meinung nach nicht nur sie, sondern auch ihre Folterknechte. Es war ein unerträgliches Geschäft. Das Geschrei, das Blut, der Gestank Nichts davon konnte wirklich im Sinne des Götterfürsten sein. Nicht nach ihrem Dafürhalten.

Das hatte sie von Anfang an gesagt. Sie hatte den Geißlern und auch ihrem Gemahl erklärt, dass sie die Marter der Gefangenen in Praiosingens Karzer nicht guthieß. Dass sie eine saubere Lösung und kein solch dreckiges Gewese wünsche: Feuer! Flammen, die im Tode reinigten, was im Leben nicht gerettet werden konnte.

Die ketzerischen Lehren des Hüters waren zu stark in den Köpfen seiner Anhänger verankert, als dass man sie da noch herausbekommen konnte. Auch nicht durch Folter. Sie wusste das. Allein, niemand hier wollte auf sie hören. Die Bannstrahler verwiesen schlicht darauf, dass sie nicht ihren Weisungen folgten, sondern denen Seiner Hochwürden Hensgar, des Tempelvorstehers von Salthel. An den hatte sich Thargrin gewandt, als sie nicht mehr ein noch aus wusste. Als sie im Anbetracht des Verlusts ihres Sohnes und der allgemeinen Umstände in Rotenforst vom Glauben abzufallen drohte.

Hochwürden hatte sie für ihren Wankelmuth gescholten und erklärt, dass es sich um eine Prüfung des Herren Praios handele. Dass sie bislang zu zögerlich vorgegangen sei und der Götterfürst ohne Frage von ihr erwarte, das Licht des wahren Glaubens mit härterer Hand in die Lande ihres Gemahls zu tragen. Dies sei die ihr zugedachte Aufgabe. Allein aus dem Grund habe ER sie an Erzelhardts Seite gestellt: Damit den heidnischen Umtrieben im Alten Land endlich ein Ende gesetzt werde. Thargrin hatte dabei an einen noch stählerner Willen und klare Konsequenzen gedacht. Hensgar jedoch ersichtlich an etwas gänzlich anderes.

Und nun ... ?

Nun entglitt ihr die Situation. Denn auch Erzelhardt war nicht bereit, sich an ihre Seite zu stellen. Sein Hass auf die Abweichler, die ihm schon so lange auf der Nase herumtanzten, schien noch stärker zu sein als der ihre. Es war ihm gleich, wie die Geißler mit ihnen umsprangen, solange er nur endlich – endlich! – keine Widerworte mehr hörte.

Da sich ihr Gatte als weltlicher Herrscher des Landstrichs das Wüten nicht verbat, stand Thargrin auf verlorenem Posten. Ihre Meinung war nicht länger gefragt. Das hatte jedenfalls bis zum heutigen Morgen gegolten. Da war Praiobur, der ältere der Bannstrahler, bei ihr aufgetaucht und hatte sie gebeten, es mit Zuckerbrot zu versuchen, wo seine Peitsche versagte. Wenigstens bei dem einzigen Adeligen, der ihnen ins Netz gegangen war.

Natürlich würde das nicht helfen.

Die Angebote, die sie diesem Fehlgeleiteten seit Jahren unterbreitet hatte, waren für ihn jetzt sicher auch nicht verlockender als zuvor. Er hatte seine eigene Glaubenswelt, seine eigenen Heilsversprechen. Wenn sie mit diesen sturen Böcken redete, war es letztlich doch immer das Gleiche: Sie erklärte ihnen, dass ihre Seelen geläutert werden konnten, bevor sie über das Nirgendmeer geworfen wurden, und die hörten einfach nicht zu.

Das hatte sie den Saltheler Holzköpfen genau so prophezeit. Aber die glaubten ja, sie wüssten alles besser. Deshalb saß sie jetzt im Verhörraum und musste sich die Auswirkungen des schauerlichen Handwerks ansehen, dem die zwei nachgingen. Beim Anblick des blutigen Fetzens, der einmal Nordolf von Trenck gewesen war, konnte sich Thargrin ein Seufzen nicht verkneifen.

Wie traurig!

Was für eine Verschwendung!

Der Ritter von Heldawer war Vater von vier putzmunteren Söhnen ... aber warum eigentlich? Der Gedanke sprang sie vollkommen unerwartet an. Warum durfte dieser Ketzer *mit* seiner Familie glücklich sein, während sie *ohne* vor Trauer verging? War das auch ein Teil ihrer Prüfung? Thargrin versuchte, die Überlegung rasch von sich zu schieben, schaffte das aber nicht ganz. Sie legte den Kopf schief, als sie den Ritter nachdenklich musterte, der momentan wahrscheinlich gar nicht so glücklich war.

Er hing von der Decke wie ein Stück Vieh nach der Schlachtung – nur mit dem Kopf nach oben und ersichtlich noch am Leben. Das gelegentliche Stöhnen verriet ihn. Und die zitternden Beine, die das Gewicht seines Körpers nicht mehr tragen wollten. Die dunkelroten Haare des Trenckers leuchteten im Licht der Fackeln, und auch der Rest von ihm hatte sich dieser Farbe angenähert. Verkrustetes Blut, Striemen, Brandmale. Der Körper war übersät davon.

Widerwärtig!

Den Schmerz des Mannes konnte sie höchstens erahnen. Doch obwohl ihm mannigfach erklärt worden war, wie er dem Leiden ein Ende bereiten konnte, wollte er nicht kleinbegeben. „Was soll nur Eure Familie davon halten, Trenck?“, murmelte Thargrin. „Welchen Dienst erweist ihr Eurer Frau und den Kindern, indem Ihr Euch weigert, mit uns zu reden? Denkt Ihr, sie werden verstehen, dass ihr lieber Euren Götzen die Treue haltet, als die Situation so weit wie möglich zu ihren Gunsten zu beeinflussen?“

Thargrin lächelte milde, als der Ritter den Kopf hob und ihr ins Gesicht sah.

Offenbar hatte sie seine Aufmerksamkeit jetzt. Bisher war er nicht bereit gewesen, ihr auch nur ein Quäntchen davon zu schenken. Die merkliche Änderung der Situation rief auch die Bannstrahler auf den Plan. Sie hatten sich im Hintergrund gehalten. Doch nun, als sie eine Chance auf neue Informationen witterten, traten sie näher.

„Wie ich höre, ist Eure Frau gerade erst wieder niedergekommen“, fuhr Thargrin unbeirrt fort. „Wie viele Söhne habt Ihr jetzt? Vier? Reicht es nicht, dass Ihr sie mit den Kindern allein lasst? Wollt Ihr, dass sie noch dazu ohne Einkünfte sein wird? Ohne Land? Weil es nach Eurem Tod heimfällt, wenn Ihr Euren Götzen nicht abschwört?!“

Thargrin war klar, dass die geheuchelte Anteilnahme in ihrer Stimme für den Trencker schlimmer klingen musste als alle Drohungen, die ihm bislang zu Ohren gekommen waren. Doch es rührte sie nicht. Schließlich hatte er sich das selbst zuzuschreiben. Seine eigene Sturheit führte dazu, dass sie ihn mit immer neuen Methoden traktierten.

Und bei allem Ekel, den sie ob der aktuellen Situation empfand, musste sie sich eingestehen, dass sie in gewisser Weise auch Genugtuung empfand. Endlich war einer dieser Ketzer da, wo er hingehörte: Ganz in ihrer Gewalt. Außerstande, sich ihr zu entziehen oder ihr ungestraft ins Gesicht zu lügen. Einfach wegzuhören, wenn sie ihn zu erreichen trachtete. Sie suchte den Blick des Trenckers und fand ihn. Zwischen dem ganzen Blut leuchteten seine Augen förmlich. Nicht nur, weil sie ungewöhnlich hell waren, sondern auch, weil Angst darin aufloderte.

„Ja, was denkt Ihr denn?“, fragte sie leise. „Dass die Frau und der Nachwuchs eines bis in den Tod bekennenden Ketzers auf dessen Land bleiben dürfen? Natürlich nicht! Ihr begreift doch sicher, dass Seiner Hochgeboren da keine Wahl bleibt? In einem Reich, das den Zwölfgöttern verbunden ist, und einem Land, in dem der Lehnseid auf den Herren Praios und seine Schwester Rondra geschworen wird, ist für jemanden wie Euch kein Platz. Wenn Ihr das nicht einsehen wollt und weiter an Eurem Irrglauben festhaltet ...“

Thargrin ließ den Satz unvollendet und hob gleichmütig die Schultern.

Der Ritter stöhnte leise und neigte das Haupt wieder. Sein Körper wurde von heftigem Zittern gepackt und die Haltung schien sich zu wandeln. Er sank in sich zusammen. Nicht äußerlich, das war ja eh schon der Fall, sondern innerlich. Thargrin konnte nicht sagen, ob es aus Ermüdung oder Verzweiflung geschah. Sie wusste nur, dass sie den Trencker so leicht nicht davonkommen lassen wollte. Daher wandte sie sich nach links, wo Praiobur stand, ein riesiger Kerl mit dunklen Haaren und einer hässlichen Narbe, die sich quer übers Gesicht zog. Seine Hände waren eh

schon schmutzig. Sollte er doch vortreten und Erzelhardts Vasallen zwingen, sie wieder anzusehen.

Die Graufenbeinerin kam allerdings nicht dazu, diese Aufforderung auszusprechen. Ein Blick ins Gesicht des Geißlers verriet ihr, dass der schon wieder andere Pläne hatte.

„Familie, hä?“, brummte Praiobur.

Das war zu wenig, um zu verstehen, was er wollte. Sollte das eine Frage darstellen? Oder war es eine Feststellung? Hatten die Bannstrahler etwa noch nichts vom Anhang des Trenckers gewusst? Hatten sie Erzelhardt nicht danach gefragt? Was hatten sie dann in den vergangenen Tagen überhaupt getan? Einfach drauflos geprügelt? Oder versuchte Praiobur lediglich, ihr zu sagen, dass er dieses Druckmittel für gut befand? Thargrin war zu verwirrt, um etwas zu erwidern. Stattdessen legte sie die Stirn in Falten und nickte bedächtig.

„Na, da scheint mir eine Entlehnung aber etwas wenig“, grollte der Bannstrahler und trat tatsächlich vor, um nach dem Kopf des Trenckers zu greifen. „Wenn Er Familie hat, steht die natürlich im Verdacht, seinen Glauben zu teilen. Ein Weib und vier Rotzgören? Dafür haben wir hier unten noch mehr als genug Platz.“

Für einen Moment fuhr Thargrin der Schreck in die Glieder. Fast hätte sie aufbegehrt. Meinte der Kerl das etwa ernst? Wollte er wirklich Kinder ins Verlies werfen? Doch dann wurde ihr die erschreckende Logik hinter dem Gedanken bewusst. Natürlich musste die Familie verdächtig sein. Selbst wenn die Frau des Trenckers nicht aus Rotenforst kam und seine Kinder noch jünger waren als ihr kleiner Gerbold, war davon auszugehen, dass er sie mit seinen ketzerischen Gedanken vergiftet hatte. Und für wie viele andere Familien in der Baronie musste das gelten? Für wie viele Kinder, deren Seelenheil es zu retten galt?

Die Erkenntnis ließ Thargrin erschauern.

„Nicht ... meine Familie“, lallte der Ritter zu Heldawer unterdessen. Es steckte kaum noch Kraft in ihm, schon gar nicht in seiner Stimme. Die Arme und Beine des kräftigen Mannes zitterten wie Espenlaub und auch die Lippen zuckten verräterisch. Den Körper hatten Hensgars Leute schon gebrochen und Thargrin ahnte, dass sich innerhalb der nächsten Herzschläge entscheiden würde, ob selbiges auch mit dem Geist gelang. Sie trat zurück, während der Heldawerer keuchte wie ein geschundenes Tier: „Bitte ... nicht ...!“

„Namen, Trenck, ein paar Antworten mehr und die Abkehr! Gebt uns das, dann überlegen wir, wie viel Gnade wir mit Eurer Bagage walten lassen“, raunzte Praiobur.

Thargrin legte die Hand vor den Mund, als sie beobachtete, wie es den Leib des Altkultlers noch einmal schüttelte. Man konnte den Gedankensturm, der hinter seiner Stirn wütete, förmlich sehen. Ein Lidschlag noch, oder zwei, und er würde wählen. Die richtige Seite. Oder die falsche. Wie Praiobur und Griffbert getraute sie sich in diesem Moment kaum zu atmen. Allein das Ächzen des gemarterten Adligen störte die Stille im Raum – und dann endete sogar das.

Thargrin brauchte einen Moment, um zu begreifen, was geschah. Von einem Augenblick auf den nächsten verstummte der Ritter und brachte auch das unkontrollierte Zucken seiner Glieder irgendwie zum Stillstand. Wo sein Geist eben noch drauf und dran gewesen war zu bersten, schien plötzlich absolute Ruhe einzukehren. Noch immer hing er kraftlos in seinen Fesseln, die Stimme kannte jedoch kein Zittern mehr, als er sie abermals erhob.

„Wir beugen uns nicht“, sagte er leise und doch sehr bestimmt, bevor er einen Schwall dunklen Blutes vor Praioburs Füße spuckte.

Während Thargrin fassungslos in das verschmierte Gesicht des Mannes starrte, wechselten die Bannstrahler nur einen kurzen Blick. Ganz so, als hätten sie Ähnliches schon öfter erlebt. Als sei das nichts Besonderes. Ein Ärgernis vielleicht, aber kein Drama. Allein, Thargrin zweifelte daran. Der Blick des Ritters war direkt auf sie gerichtet und sie hatte das Gefühl, dass er sich durch ihre Augäpfel geradewegs ins Hirn bohrte. Sie sah den gleichen Hass, der in ihrem Herzen brannte. Aber hatte sie den wirklich mehr verdient als die beiden Männer, die die vergangenen Tage damit verbracht hatten, seinen Leib in Trümmer zu schlagen?

„War es eine gute Entscheidung, diese Geister in unser Land zu rufen, *Euer Gnaden?*“

Das galt nun eindeutig ganz allein ihr. Thargrin sah wie gebannt ins Gesicht des Ritters. Drohte er ihr etwa?

„Wisst Ihr, was geschah, als die Diener Eures Gottes das letzte Mal Hand an uns legten?“

Sie hatten sie getötet. Alle miteinander. Zu Zeiten der Priesterkaiser hatte das Ketzerpack sich erhoben, den großen Tempel von Praiosingen niedergebrannt und alle Diener des Götterfürsten erschlagen. Unter Führung der Rauhenecks, denen damals schon niemand beikommen konnte. Danach waren Herätiker und anderes lichtscheues Gesindel in Scharen hierher geströmt und hatten Wurzeln geschlagen. Darunter litt die Baronie noch heute.

Ja, er drohte ihr!

„Wir sind noch immer stark“, schob der Trencker nach.

Seine Augen leuchteten in unheiligem Feuer. Das war keine Angst mehr, was Thargrin da sah, es war Wahn. Und noch etwas anderes. Irgendetwas anderes lauerte da. Etwas Dunkles, das sich bleischwer über den Raum legte. Etwas Falsches. Sie konnte die Gefahr in diesem Blick förmlich riechen.

Thargrin schauderte.

„Überlegt Euch gut, ob Ihr Euren Weg beibehalten wollt, Pfaffin. Das Echo darauf könnte Euch und alles, was Euch lieb ist, in Stücke reißen.“

War das wirklich noch der Ritter, der da sprach?

Thargrin ließ die Hand sinken und trat einen Schritt vor. Im gleichen Moment machten die geschundenen Überreste des Heldawerers Anstalten, sich aufzurichten. Thargrin hatte das Gefühl, es würde schlagartig ein wenig kühler im Raum. Und dunkler. Die feinen Härchen in ihrem Nacken stellten sich auf und ...

... Praioburs Faust landete krachend im Gesicht des Trenckers. Er wurde herumgeschleudert und hing einen Lidschlag später leblos in seinen Ketten. Da war nichts Bedrohliches mehr. Nicht an ihm und auch sonst nicht. Aber eben noch, eben hatten sie alle in Gefahr geschwebt. Oder nicht? Die Graufenbeinerin wandte sich dem Bannstrahler zu und hob fragend die Brauen.

„Was ist das gewesen?“, hauchte sie.

„Er hat die falsche Entscheidung getroffen“, lautete die lapidare Antwort.

Ob es wirklich so einfach war?

Glaubensfragen

Jagdgut Klingathann, Baronie Rotenforst, Frühling 1033 BF

Anshelm von Ahrfolden las aus dem Gesicht seiner Schwester Sorge und Zorn zugleich, als Mirja die Tür zur Kammer ihrer Mutter hinter sich schloss. „Es geht ihr immer noch nicht besser, und sie will nicht mit dir sprechen. Bis du etwas unternimmst!“, Mirjas Augen funkelten, und ihre Worte hatten etwas Anklagendes.

Anshelm fühlte sich unbehaglich. Er musste zu seiner Familie stehen, so viel war klar. Aber der Baron und seine Gemahlin hatten nun einmal angeordnet, die alten Riten zu unterlassen.

„Mirja, ich kann da nichts machen“, hob er leise an. „Der Baron will es so. Und so viel ändert sich dadurch doch gar nicht. Die Statuetten der Ahnen können wir behalten. Beten halt nur noch zu Firun und halten uns in Gedanken an die Ahnen und Geister. Aber bitte, bleibt von den Ritualen fern. Zumindest die nächsten Monde!“

Er sah, dass seine Schwester den Tränen nahe war. „Du hast es nicht erlebt“, begehrte sie auf. „Warst ja lieber für deinen Baron unterwegs. Du wolltest doch gar nicht dazukommen. Wie die Goblins oder Orks sind sie über uns hergefallen. Wir hatten Glück, dass sie uns nicht erwisch haben. Keiner von uns würde mit seinen Leuten den Götterdienst in Praiosingen stürmen und die Leute angreifen. Warum machen sie das?“

Anshelm wusste keine Antwort und schluckte. Tatsächlich hätte auch er nicht gedacht, dass der Baron so weit gehen würde.

„Anshelm, die Götter und die Ahnen haben uns viel Glück gebracht“, sagte Mirja. „Du bist der Jagdmeister und hast schon viele schwierige Sachen überlebt. Wir dürfen uns jetzt nicht abwenden, nur weil das Weib uns bedroht. Wir müssen zusammenhalten!“ Dann brach sie doch noch in Tränen aus und rannte beschämt aus dem Raum.

Anshelm sah zu Boden. Mirja hatte mit vielem Recht. Aber er konnte sich nicht gegen den Baron stellen. Oder? Schnell wischte der den Gedanken weg. Er musste sich ablenken. Er erhob sich und pfiiff einen seiner Hunde herbei. Auf der Pirsch konnte er seine Gedanken sammeln ...

Schuss in den Ofen

Feste Klagenfels, Baronie Rotenforst, Anfang Peraine 1033 BF

Satijana war unzufrieden mit sich. Höchst unzufrieden!

Und zwar aus gutem Grund: Obwohl sie den ganzen Winter auf der Feste Klagenfels verbracht und ihr gesamtes, zweifelsohne beeindruckendes Arsenal zum Einsatz gebracht hatte, war es ihr nicht gelungen, den künftigen Herrn des Hauses zu knacken. Schlimmer noch als das: Seine übertrieben harte Schale hatte nicht einmal Risse bekommen. Keinen einzigen. Es war, als würde sie versuchen, einen Gletscher zu bercircen.

Niemals hätte Satijana für möglich gehalten, dass ihr so etwas passieren könnte. Ausgerechnet ihr! Mehrere Monde hatte sie, die charmante Frau von Welt, darauf verwandt, einen einzigen, ungebundenen Hinterwäldler um den Finger wickeln zu wollen – und war dabei nicht einen Deut vorangekommen. Eine schreiende Schande! Zumal sich in Rotenforst doch alle darüber einig waren, dass dieser spezielle Hinterwäldler alles besprang, was nicht bei drei auf den Bäumen war.

Das machte ihr Scheitern nachgerade unerträglich!

Wenn die Freundinnen daheim in Festum davon erfuhren, würden sie sich vor Lachen einnässen, so viel stand fest. Mit Recht zudem! Nun stand sie also da, die große Verführerin, der noch nie eine Eroberung misslungen war, und kam sich vor wie der letzte Depp.

Zum Glück hatte sich ihr Vorhaben als längst nicht so vital erwiesen, wie zu Beginn des Aufenthalts bei den Rauhenecks gedacht. Damals war die Verführung des Biests ja noch als Teil ihres unerhört ausgeklügelten Fluchtplans gedacht gewesen. Sie fand jedoch schnell heraus, dass der nicht weiter wichtig war. Schon gar nicht lebenswichtig, denn niemand auf der Burg wollte ihr ans Leder. Außer Schwanhildt vielleicht. Aber die hegte gegen so ziemlich jedes lebende Wesen irgendwelche Ressentiments. Das hatte also nichts mit Satijana zu tun.

Sie hatte bei den angeblich so unmöglichen Heckenreitern eine erstaunlich angenehme Zeit verbracht. Unfreiwillig zunächst, denn ein früher Schneesturm machte die Wege in den Drachensteinen unpassierbar, bevor ihre „Gastgeber“ entschieden hatten, wie weiter mit ihr zu verfahren sei. Doch je länger ihr Aufenthalt dauerte, desto mehr gute Seiten konnte Satijana ihm abgewinnen. Das lag vor allen an den Menschen, mit denen sie zu tun hatte. Die meisten waren zwar recht einfach gestrickt und bisweilen erschreckend ungehobelt, dafür aber unheimlich aufgeschlossen, interessiert und ... unterhaltsam. Das Miteinander auf der Burg sagte ihr zu, obwohl – vielleicht auch gerade weil – es extrem frotzelig und skandalös unstandesgemäß war. Ein Kontrastprogramm zu dem, womit sie sich in Festum gemeinhin umgab und damit eine willkommene Abwechslung.

Gleich wie: Im Grunde wusste Satijana bereits nach wenigen Tagen, dass es nicht nötig war, Widderich für sich zu gewinnen. Sie würde auf dem Klagenfels keinesfalls unter die Räder geraten und irgendwann auch so wieder gehen dürfen. Sie hätte sich den Aufwand also sparen können.

Leider nur war der Jagdinstinkt da schon geweckt, sodass sie nicht einfach wieder aufhören konnte. Schließlich ging es um etwas. Um ihren Ruf und ihren Stolz nämlich. In erster Linie um Letzteren. Das offensichtliche Desinteresse des Ritters empfand Satijana als persönliche Herausforderung, die es um jeden Preis zu meistern galt. Selbst wenn das Bemühen darum bisweilen wehtat und das Sammelsurium spektakulär gescheiterter Annäherungsversuche ihr Selbstbewusstsein zunehmend in Mitleidenschaft zog.

Sie hatte keine Ahnung, wie die Rotenforster darauf kamen, dass Widderich von Rauheneck ein Triebtäter war. Und nach ihrem gemeinsamen Winter hielt sie auch nichts mehr von dieser Behauptung. Gar nichts, um genau zu sein! Sie konnte nicht anders, denn hätte sie an die Schauergeschichten geglaubt, hätte sie auch glauben müssen, dass sie die einzige Frau auf Deren war, die sein Blut nicht in Wallung brachte. Und das ging nicht.

Es kam nicht in Frage!

Eher schon wollte sie glauben, dass der widerborstige Kerl den Nimbus des brünstigen Schlächters aufrechterhielt, um über Potenzprobleme hinwegzutäuschen. Oder darüber, dass er auf Männern stand. Beides wären einigermaßen annehmbare Erklärungen dafür gewesen, dass sie nach und nach den Eindruck gewann, sich auch nackt auf seinen Schoß setzen zu können, ohne damit irgendeine messbare Wirkung zu erzielen. Freundliche Worte, strahlendes Lächeln, Komplimente, geistreiche Witze oder plumpe Anmachen taten das jedenfalls ebenso wenig wie gewagte Ausschnitte, schüchterne Augenaufschläge oder „zufällige“ Berührungen.

Satijana wusste nicht einmal, ob Widderich ihre Verrenkungen überhaupt wahrnahm. Und wenn ja: Ob er sie richtig einordnete. Falls dem so sein sollte, verstand er es hervorragend, ungerührt darüber hinwegzugehen und sie weiter wie ein Neutrum zu behandeln. Bei jedem anderen Mann hätte sie in so einer Situation längst die Geduld verloren und wäre mit der Tür ins Haus gefallen. Bei dem Sichelritter aber traute sie sich das nicht. Auch ein Grund, den Satijana für ihr drohendes Scheitern ins Feld führte: Unbehagen.

Sie kannte den Rauheneck mittlerweile gut genug, um zu wissen, dass der düstere äußere Schein nicht recht zu seiner inneren Haltung passte. Meistens jedenfalls. Das faszinierte sie auf der einen Seite, weckte ihre Neugier und zog sie daher an. Auf der anderen Seite machte es sie aber unsicher, weil sie aus dem Ganzen nicht schlau wurde.

An schlechten Tagen weckte Widderichs Gebaren bei Satijana sogar einen Hauch von Furcht. Deshalb mangelte es ihr wohl am letzten Willen. An der Unverfrorenheit, die es brauchte, um große Siege zu erringen. Sie spielte zwar gern mit dem Feuer, fürchtete jedoch, dass dieses hier am Ende nichts als ein Häuflein Asche von ihr übriglassen würde. Falls da überhaupt etwas brannte. Was sie letztlich wieder zurück zum Grundproblem brachte ...

Nachdenklich sah Satijana zu ihrem „Entführer“ hinüber, der körperlich zwar in Reichweite saß, geistig aber mal wieder so weit entfernt schien, dass daraus rein gar keine Vorteile für sie erwuchsen. Früher am Abend war sie noch bemüht gewesen, sich möglichst verführerisch auf ihrem Sessel zu räkeln. Mittlerweile hatte sie das aufgegeben. Unter anderem, weil es ihr statt

hungriger Blicke des Subjekts ihrer Begierde die von dessen Vater einbrachte – was so nun wirklich nicht gedacht war.

Der alte Halunke schien ihre Signale deutlich besser zu verstehen als sein Erbe und wenn Satijana nicht so verdammt stinkig gewesen wäre, hätte sie darüber herzlich lachen können. Brandulf von Rauheneck hatte eine Horde legitimer Kinder und, wenn frau den Gerüchten trauen durfte, einen ganzen Stall voll Bankerte. Es machte aber wahrlich nicht den Anschein, als würde er den Hals langsam mal vollkriegen. Im Gegenteil. Da sie sich beileibe nicht für eine passende Gespielin hielt, lächelte Satijana den Alten nur unverbindlich an, setzte sich züchtiger hin und knöpfte ihre Bluse etwas weiter zu.

Da war es jedoch leider schon zu spät, um gänzlich ungeschoren davonzukommen: Der Herr des Hauses war bester Stimmung und begann, eines seiner gefürchteten – weil ewig langen – Märchen zu erzählen. Das von Morghinach und Yurgila. Eine schwülstige Liebesgeschichte, in der viel Blut floss, in der es viele Tote gab und die kein glückliches Ende nahm. Aus irgendeinem Grund schien Brandulf der Meinung, dass sie besonders wertvoll war. Oder eine Botschaft enthielt, die dringend vermittelt werden musste. Im Zweifel auch mehrfach.

Satijana hatte die Geschichte über den Winter jedenfalls schon öfter gehört und klinkte sich daher bald aus. Statt seinem alten Herrn zuzuhören, verlegte sie sich darauf, Widderich zu beobachten. Der saß zwar recht entspannt auf dem Sofa, verströmte aber trotzdem eine beinahe greifbar schlechte Laune. Wie so oft. Oder vielmehr: wie eigentlich immer. Während er ins Leere starrte, lag seine Stirn in tiefen Falten. Wahrscheinlich wälzte er gedanklich gerade irgendwelche schwerwiegenden Probleme und hatte deshalb nicht mal einen Lidschlag Zeit für seine Mitmenschen.

Vielleicht haderte er mit seinem Schicksal? Damit, dass er hier auf der Burg saß, während seine Geschwister in den vergangenen Wochen allesamt ausgeflogen waren, um den anbrechenden Frühling zu feiern?

Seit die Wege rund um den Klagenfels wieder gangbar waren, hatten die sich nämlich nach und nach verabschiedet. Wolfherz war mit seiner Geliebten Glynnis und der gemeinsamen Kinderschar ins Tal gezogen, um dort ein paar Wochen zu verbringen. Schwanhildt hatte ihren Nachwuchs mit nach Salthel genommen, wo sie ihren Gatten treffen wollte. Und Eberion war zu einem Liebchen in Donnerbach aufgebrochen. Kürzlich erst hatten auch Bärfang und Firnfee ihre Sachen gepackt und die Feste verlassen. Sie wollten ins Rotenforster Tiefland, wo, soweit Satijana das verstand, ein rituelles Frühlingsfest gefeiert werden sollte.

Brandulf und Widderich waren also allein zurückgeblieben – und Letzter offenbar nicht ganz freiwillig. Vermutlich blieb ihm einfach nichts anderes übrig, weil er mit seiner miesen Ausstrahlung noch das fröhlichste Frühlingsfest kaputtgemacht hätte. Seine Präsenz bereitete anderen Menschen das gleiche Unbehagen wie ihr, das zumindest wusste Satijana nach den Erfahrungen der vergangenen Monde. Und wer wollte so einen Spaßverleider beim Feiern schon um sich haben?

Satijana stützte den Kopf auf eine Faust, derweil sie ihren Blick nachdenklich über das Profil des Rauheneck gleiten ließ. Über eine gebogene Nase, hohe Wangenknochen, das starke Kinn und die dunklen Haare. Das alles war nicht abstoßend. Es war nur sehr markant und schrie wegen der abweisenden Haltung des Ritters allzu laut: „Geh weg, oder es gibt aufs Maul!“

Merkwürdigerweise.

Denn tatsächlich kam Widderich Satijana stiller und geduldiger vor als seine Geschwister, die diesen bedrohlichen Eindruck nicht erweckten. Während ihrer Zeit auf dem Klagenfels hatte er nicht ein einziges Mal die Stimme gehoben, nie Streit gesucht und sich auch nicht an den ständigen Neckereien und gelegentlichen Rangeleien seiner Angehörigen beteiligt. Mit etwas gutem Willen konnte frau ihm attestieren, der Sanftmütigste und Vernünftigste aus der ganzen Mischpoke zu sein.

Satijana hing noch mitten in dieser Überlegung fest, als der Erbe des Klagenfels den Kopf wandte und zu ihr hinübersah. Womöglich hatte er bemerkt, dass sie ihn schon eine ganze Weile anstarrte. Vielleicht war es auch Zufall. Kein Zufall war hingegen, dass sie das Wort „sanftmütig“ sofort wieder aus dem Reigen der auf ihn zutreffenden Adjektive strich. Dafür reichte ein Blick in Widderichs Augen, in denen finstere Absichten so unverhohlen funkelten wie in anderen der Schalk. Ein Atemzug nur, und Satijanas Unwohlsein war zu schwacher Furcht angewachsen. Sie verspürte das dringende Bedürfnis, den Abstand zwischen sich und dem Rauheneck zu vergrößern, schaffte es aber, dem zu widerstehen.

Sie kannte das ja nun bereits, hatte es mittlerweile oft genug erlebt. Jedes Mal, wenn sie ihm in die Augen sah, war es wie ein Schlag in die Magengrube – das Gefühl, dass in ihm ein unbändiger Hass schlummerte und nur darauf wartete, hervorzubrechen. Sie versuchte, Widderichs Unmut durch ein vorsichtiges Lächeln zu mildern, erhielt darauf aber keine Reaktion. Stattdessen fuhr sie erschrocken zusammen, als vom Kamin her ein Räuspern ertönte. Sie drehte sich um und sah wie Brandulf aufstand, sich streckte und sacht nickte. Offenbar war seine Geschichte auserzählt.

Er störte sich nicht im Geringsten daran, dass ihm niemand zugehört hatte, sondern grinste breit, als er auf die Tür deutete: „Es ist Zeit für mich, Kinder. Die morschen Knochen schreien nach meinem Bett.“

Satijana sah ihn schweigend an. Sie war noch vollauf damit beschäftigt, sich von ihrem Schreck zu erholen, und fand deshalb keine passenden Worte.

„Ich nehme an, du willst mich nicht begleiten, Schönheit?“

Sie schüttelte den Kopf, woraufhin Brandulf in das für ihn so typische, schallende und rumpelnde Gelächter ausbrach.

„So habe ich das vorhin auch verstanden“, meinte er und hob gleichmütig die Schultern. „Na, macht ja nichts. Dann muss eben eine von den Tölen dafür sorgen, dass mir nicht zu kalt wird.“ Der Hüne machte eine auffordernde Bewegung in Richtung der Bronnsois, die bisher träge vor der Feuerstelle herumgelungert hatten. Sofort geriet Bewegung in die Hunde: Erst erhob sich

einer, nach und nach dann alle. Das Kratzen ihrer Krallen auf dem Holzboden und leises Fiepen erfüllten mit einem Mal den Raum, doch davon ließ sich Brandulf nicht stören. „Ich bin sicher, Widderich hier vertritt mich würdig, sodass dir nicht langweilig wird“, brummte er schmunzelnd. „Und falls nicht, weißt du ja, wo du mich findest.“

Satijana hatte sich in den vergangenen Monden an den gern mal etwas platten Humor des Hausherrn gewöhnt. Deshalb nickte sie nur und lachte leise: „Zum Glück weiß ich das, ja. Aber warte heute mal besser nicht auf mich.“

Auch Widderich hatte den Blick auf seinen Vater gerichtet. Er schien dessen Worte aber weit weniger amüsant zu finden. „Geh einfach“, meinte missgelaunt. „Geh!“

Einen Augenblick später war Brandulf tatsächlich verschwunden, und zwar mitsamt den Hunden. Bleierne Stille legte sich über den Raum und Satijana sah fragend zu Widderich hinüber, der seinerseits schweigend auf die Tür starrte. Sicher würde er gleich eine Ausrede finden, warum er ebenfalls gehen musste. Das tat er immer, wenn sie unter sich waren. Zweisamkeit schien er zu scheuen wie der Basilisk den Spiegel. Fragte sich nur, ob sie ihn dieses Mal wie bisher ziehen lassen sollte, oder ob es sich lohnte, Widerstand zu leisten.

Satijana ließ sich die Fragen gründlich durch den Kopf gehen, und dann war es fast schon zu spät. Der Rauheneck stand nämlich tatsächlich kurz davor, die Flucht zu ergreifen. Sie ahnte die Bewegung in Richtung Tür voraus.

Aber nein, diesmal nicht!

So lange sie eben gezögert hatte, so schnell fiel Satijanas Entscheidung jetzt: Rasch erhob sie sich, setzte sich direkt neben den Ritter und legte ihre Hand mit großer Bestimmtheit auf sein Bein – in der Hoffnung, ihn damit fürs Erste aufhalten zu können. Sie lächelte Widderich freundlich zu, sah in seinen Augen aber nichts als Irritation.

Na, das war jetzt egal!

Auf keinen Fall würde sie ihn heute wieder so billig davonkommen lassen. Wenn kein anderes Mittel wirkte, blieb ihr ja nichts, als ihn die Enge zu treiben, um eine irgendwie geartete Reaktion zu erhalten. Und genau das würde sie nun tun. Aschehäufchen hin oder her. Es fehlte nur ein ... eine halbwegs elegante Gesprächseröffnung.

„Warum ladet Ihr mich nicht auch mal zu Euch ein, Hoher Herr?“, entfuhr es ihr nach einem Moment des ergebnislosen Überlegens.

Er war der einzige Rauheneck, bei dem sie noch immer die förmliche Anrede bemühte. Nicht einmal Schwanhildt hatte lange darauf bestanden. Wiewohl frau bei Widderich strenggenommen nicht von „Bestehen“ reden konnte. Es hatte sich einfach kein „Du“ ergeben. Und wenn sie seine Miene jetzt richtig deutete, würde es fürs Erste dabei bleiben. Ihre Frage schien ihm gar nicht zu schmecken.

Kein Wunder, sie war ja auch selten dämlich gewesen. Aber in der Kürze der Zeit, war ihr nichts Besseres eingefallen.

„Wie käme ich dazu?“, wollte der Rauheneck wissen.

„Na, wenn Ihr von Euch aus nicht das Bedürfnis verspürt, könntet Ihr es zum Beispiel tun, weil Euch an Eurer Ruhe gelegen ist? Weil Ihr Eurem Tagwerk endlich wieder nachgehen wollt, ohne von einer zunehmend verzweifelte Verehrerin bedrängt zu werden?“ Leicht beunruhigt beobachtete Satijana, wie Widderichs linker Mundwinkel zu zucken begann. Das sah eher nach Verachtung als nach Belustigung aus.

„Ich würde Euch empfehlen, einfach so Ruhe zu geben, Hohe Dame. Das spart Euch Zeit und schont meine Nerven“, sagte er dann. „Ihr seid keine Frau für mich!“

„Sehr schmeichelhaft!“ Seine Offenheit empfand Satijana als einigermaßen verstörend. Zu gern hätte sie gewusst, woran er sein Urteil festmachte. Im Moment hatte sie aber ein Ziel vor Augen, das unbeirrtes Voranschreiten erforderte und keinen Raum für Zweifel ließ. „Wenn Ihr das so sagt, Wertester, meint Ihr damit dann, dass ich überhaupt keine Frau bin? Oder einfach nur keine, für die ihr Euch erwärmen könnt?“

Er löste den Blick von ihrem Gesicht und ließ ihn zu ihrem nach wie vor recht offenerzigen Ausschnitt gleiten. Vermutlich bemerkte er jetzt erst, dass sie Brüste hatte. Und zwar nicht eben die kleinsten.

„Zweiteres“, meinte er dann. „Ihr seid nicht nach meinem Geschmack!“

„Ach?! Und woher nehmt Ihr die Gewissheit? Ihr habt doch noch gar nicht von mir gekostet“, säuselte Satijana, redlich bemüht, ihren Unmut nicht in der Stimme mitschwingen zu lassen. Der Mann war kein Gletscher, sondern ein Kotzbrocken. Dennoch rückte sie näher an ihn heran und neigte den Kopf leicht zur Seite, um ihm ins Ohr zu wispern: „Ich kann jeden Geschmack annehmen, den Ihr wünscht.“

Um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, ließ Satijana die Hand, die sie eingangs noch recht unverfänglich in der Nähe von Widderichs Knie platziert hatte, langsam höher wandern. Den Oberschenkel hinauf.

Einen Moment hing seine Aufmerksamkeit noch an ihrem Ausschnitt, dann ließ er den Blick ein Stück tiefer sinken – hinab auf sein Bein – und zog die Brauen so dicht zusammen, dass nicht mal mehr ein dünnes Fädchen dazwischen gepasst hätte. Das sah nicht gerade erfreut aus. Und auch nicht einladend.

„Wohin soll das hier bitte führen?“, hakte der Sichler nach.

„Zu einer ... angenehmen Form der Zerstreuung, die Eure Laune womöglich ein bisschen heben kann? Das wäre zumindest mein erster Gedanke ...“

„Wohl kaum!“

Widderichs Stimme klang gänzlich unbeeindruckt und in Satijana regte sich langsam echter Ärger. Darüber, dass er so pfleglos mit ihrem todesmutigen Annäherungsversuch umging ebenso wie darüber, dass er es jetzt doch tatsächlich nach ihrer Hand griff, um sie – ein wenig hektisch fast, in jedem Falle aber sehr bestimmt – von seinem Bein zu klauben. Als hätte sie etwas durch und durch Schweinisches getan.

Herrinje!

„Ihr benehmt Euch wie ein verklemmter Chorknabe“, stichelte sie. „Meint Ihr das wirklich ernst? Gemeinhin sind ungebundene Männer in der Blüte ihres Lebens gelegentlichen Schäferstündchen nicht abgeneigt Was stimmt denn nicht mit Euch?“

„Mir ist nicht daran gelegen, Teil Eurer Sammlung werden“, gab er ungerührt zurück. „Der geifernde Lustmörder, den ihr im Trophäenschrank neben dem gewitzten Dichter und dem strahlenden Recken ausstellen könnt. Ein paar Spann vom Vater Eures Verlobten und dem Schwarm der kleinen Schwester entfernt.“

Kurz war Satijana so konsterniert, dass nicht mal Raum für aufwallenden Zorn blieb. Sie schaffte es gerade so, den Sichelwächter nicht mit offenem Mund anzustarren. Das waren ja schöne Waffen, mit denen er hier zu fechten gedachte. Offenbar besaß er weit mehr Fantasie, als sie es bisher für möglich gehalten hatte. Und verfügte noch dazu über eine größere Menschenkenntnis als erwartet. Egal wie: Dieser Affront durfte nicht unbeantwortet bleiben.

„Lustmörder? Dass ich nicht lache!“ Sie versuchte gar nicht erst, sich das Feixen zu verkneifen, das mit Macht auf ihre Lippen drängte. „Wenn Ihr wolltet, dass ich Euch die Geschichten abkaufe, die hier allenthalben erzählt werden, hättet Ihr in den letzten Monden etwas mehr Einsatz zeigen müssen. Ich verlange ja nicht viel, hättet Euch nicht in flagranti mit einer Küchenmagd auf der Anrichte erwischen müssen. Allein, ein kleines Lebenszeichen wäre schon vonnöten gewesen. Ein hungriger Blick vielleicht, oder eine Geste, eine Bemerkung, die darauf hindeutet, dass ihr für die Reize irgendeiner der Frauen auf dieser Burg empfänglich seid. So aber? Nein! So glaube ich, Ihr könntet nicht mal dann jemanden begatten, wenn Ihr es unbedingt wolltet. Applaus in jedem Falle, Wohlgeboren. Dafür, dass Ihr es schafft, eine ganze Baronie das Gegenteil glauben zu lassen. Allein ... welchem Zweck dient das bitte?“

„Dass ich ... *was???*“

Beim Anblick seiner Miene hätte Satijana am liebsten laut „Touché!“ gerufen, schaffte es aber, sich wenigstens in dieser Hinsicht zu beherrschen: Irgendwie brachte Widderich es fertig, seine bedrohlich zusammengezogenen Brauen ein Stück in die Höhe zu wuchten, sodass er zugleich unendlich wütend und ziemlich verwirrt aussah.

„Dass Ihr ein Schlappschwanz seid, der alle Welt zum Narren hält“, erwiderte sie.

Der Rauheneck schwieg, während er ihr Gesicht aufmerksam studierte. Satijana sah, wie seine Kiefermuskeln arbeiteten und nahm an, dass es auch das Hirn tat. Dafür war die Erwiderung, die schließlich über seine Lippen kam, allerdings ziemlich lahm:

„Seid Ihr einfach nur dreist oder völlig von Sinnen?“

Die Frage hatten ihr schon ganz andere gestellt. Sie persönlich bevorzugte die Bezeichnung „extravagant“. Sowohl von der Bedeutung als auch vom Klang her.

„Ihr habt ein paarmal sehr genau hingesehen“, fuhr Widderich fort. „Dabei ist Euch sicher nicht entgangen, dass ich ... *etwas* aus dem Rahmen falle. Das reichte schon, um mich zum Schlächter zu erklären. Viel mehr habe ich dafür nicht getan.“

„Aber auch nichts dagegen, oder? Ihr seid nicht der einzige Mensch auf Deren mit einer schlechten Aura. Die meisten kämpfen dagegen an, indem sie sich auf eine Art verhalten, die ihr Umfeld wissen lässt, dass der Eindruck täuscht. Ihr tut das nicht. Also seid doch bitte so aufrichtig, das Bisschen aus dem Rahmen fallen nicht als alleinige Erklärung für Euer trauriges Einsiedlerdasein vorzuschieben. Das wäre ziemlich uninspiriert.“

Es entstand eine Pause, in der Widderich die Hände öffnete und schloss, als würde er Satijana in Gedanken erwürgen. Dabei sah er ihr in die Augen und offenbarte eine Wut, die so heiß loderte, dass der Gedanke an das Aschehäufchen plötzlich wieder da war.

„Ich habe Euer langes Gesicht gesehen, als Eure Geschwister die Burg verließen“, fügte Satijana gleichwohl an. Im Anbetracht der Umstände kostete sie das zwar einiges an Überwindung, aber sie tat es. „Erzählt mir doch nicht, Ihr würdet es mögen, allein hier oben zu sitzen, während die da unten ihren Spaß haben. Und erzählt mir auch nicht, dass das unumgänglich wäre. Ihr wollt Euch dem da draußen einfach nur nicht stellen. Ist doch so, oder nicht? Und warum? Seid Ihr schlicht zu bequem, um gegen die Legendenbildung anzugehen? Oder gefällt Ihr Euch insgeheim in der Rolle des wilden Manns?“

„Ihr seid unfassbar anmaßend“, brummte der Rauheneck und machte erneut Anstalten, sich vom Sofa zu erheben.

Doch Satijana war wieder schneller: Sie griff nach seinem Arm und hielt ihn fest: „Anmaßend? Ja, vielleicht. Aber auch geübt darin, mich in andere einzufühlen. Ihr seid unzufrieden mit Eurer Situation. Der Einsamkeit. Den ganzen Abend habt Ihr an nichts anderes als daran gedacht und Eure Laune ist mit jedem Herzschlag schlechter geworden. Und jetzt, wo ich Euch ein Angebot mache, das für Zerstreuung sorgen, Euch wenigstens vorübergehend von dem sinnlosen Brüten ablenken könnte, versperrt Ihr Euch dem? Warum?“

„Ich habe kein Interesse an Euch“, wiederholte der Sichler mit Nachdruck.

„Liebe Zeit! Ich will Euch nicht heiraten, sondern einfach nur ein bisschen unverbindlichen Spaß haben – wie viel Interesse an einer Person erfordert so was denn schon?“, fuhr Satijana auf. Die sture Ablehnung des Mannes brachte sie so sehr gegen ihn auf, dass sie ihre Furcht vor seiner

schlechten Laune für einen Moment vergaß. „Wenn ihr es bevorzugt, Euch weiter in Eurem Elend zu suhlen ... na, das wäre ganz schön jämmerlich! Ich kenne Menschen mit schlimmeren Makeln als Eurem und keiner von denen stellt sich so mädchenha...“

„Ihr könnt Euch dieses Urteil gar nicht erlauben! Ihr kennt *mich* nicht! Habt mich noch nie so gesehen, wie Ihr es müsstet, um zu wissen, wovon Ihr sprecht!“

Im Moment war es eher so, dass Satijana nicht wusste, wovon *er* sprach. Sie wusste nur, dass er lauter geworden war – zum ersten Mal seit sie ihn kannte. Ihre Nackenhaare sträubten sich angesichts seiner plötzlichen Anspannung und eine seltsam zittrige Unruhe ergriff Besitz von ihrem Körper. Das machte sie unsicher, aber nicht unsicher genug, um aufzugeben.

Als er sich ihrem Griff entwand, um den Fluchtplan doch noch in die Tat umzusetzen, gab sich Satijana nicht etwa geschlagen, sondern ging zum Gegenangriff über. Was nun folgte, musste er sich selbst zuschreiben. Wenn er nicht die Höflichkeit besaß, das Gespräch freiwillig bis zum Ende zu bestreiten, würde sie ihn eben dazu zu zwingen. Ansatzlos wechselte sie vom Sofa auf den Schoß des Ritters, setzte sich rittlings auf seine Beine und starrte ihm in die Augen.

„Ich habe also in den vergangenen Monden etwas verpasst, ja? Dann würde ich vorschlagen, Ihr zeigt Euch mir, wie ich Euch sehen muss, um zu begreifen“, forderte sie. „Ich würde mir nämlich lieber selbst ein Bild machen, als mich auf Eure Andeutungen zu verlassen.“

Tatsächlich erwiderte er ihren Blick jetzt und starrte nicht durch sie hindurch, wie er das sonst oft tat. Vermutlich war er zu perplex dafür. Sie hatte gespürt, wie der arme Kerl förmlich erstarrte, als sie ihn bestieg. Doch statt über den Grund dafür nachzudenken, nutzte sie die Gelegenheit für einen Versuch, seinen Blick zu ergründen. In diesen Augen zu versinken, die glühten wie im Fieber. Was war das alles? Zorn? Ablehnung? Hass? Verzweiflung? Keine klaren Gedanken? Sie wurde daraus nicht schlau. Immer noch nicht. Einen ganzen Winter später.

„Kommt schon, Widderich“, murmelte sie. „Ich will es sehen!“

„Wollt Ihr nicht!“

Da war etwas in seiner Stimme, das sie aufhorchen ließ. Aber nicht einlenken: „Das müsst Ihr schon mir überlassen.“

„Und ich will das erst recht nicht.“

Bitterkeit!

Es war Bitterkeit, was sie da hörte. Für den Moment schien sie die ganze Wut zu überlagern. Widderich wirkte eher resigniert als aggressiv. Und er schien nicht zu wissen, was er noch sagen sollte. Das verlieh ihr den Mut, eine Hand an seine Wange zu legen, sie den Hals hinab gleiten und in seinem Nacken zur Ruhe kommen zu lassen.

„Warum nicht? Was soll schon passieren?“, gurrte sie leise. „Ich kann hier bislang nichts Schlimmes erkennen. Nur einen zornigen, schwermütigen Mann, der sich aus für mich nicht nachvollziehbaren Gründen ein bisschen Linderung versagt.“

„Ihr habt keine Ahnung.“

„Und Ihr habt Angst, ist es nicht so? Wovor?“

„Vor der Angst der anderen.“

„Ich habe keine.“

„Jetzt nicht. Aber sie wird kommen.“

„Unsinn!“

Satijana lachte, um ihre Lüge möglichst überzeugend zu bekräftigen. Tatsächlich konnte sie sich sehr wohl vorstellen, irgendwann einmal genug Angst vor diesem Mann zu bekommen, um schreiend das Weite zu suchen. Nur nicht jetzt. Denn gerade hatte sie zum ersten Mal das Gefühl, einen Zugang zu dem zu finden, was hinter der harten Schale lag. In erster Linie war das offenbar Verzweiflung. Eine Regung, die Widderich zu einem leichten Opfer machte, weil sich ganz hervorragend daran anknüpfen ließ.

Satijana lächelte und strich mit dem Daumen sacht über den Hals des Rauheneck. Doch er gab immer noch nicht nach.

„Ich sehe sie regelmäßig – aus den wichtigsten Anlässen. Selbst in den Augen meiner Geschwister, in denen meines Vaters. Und die sind allesamt aus härterem Holz geschnitzt als Ihr.“ Er griff nach ihrer Hand und schickte sich an, sie von seinem Hals zu pflücken wie zuvor die andere vom Bein. Das durfte doch wirklich nicht wahr sein! „Glaubt Ihr, ich brauche das auch noch in denen einer Frau, mit der ich das Bett teile?“

„Das ist der Grund? Ihr versagt Euch mir, um etwas zu vermeiden, von dem Ihr gar nicht wisst, ob es eintreten wird?“

„Nein! Das ist nicht der einzige Grund, aus dem ich Eu...“

Widderich fing an, musste aber mitten im Satz innehalten, weil sie ihn mit ihrer Gegenwehr aus dem Tritt brachte. Er zerrte an ihrer Hand und sorgte damit lediglich dafür, dass sich die Fingernägel in seinen Hals gruben, denn sie gab nicht nach. Satijana hatte wirklich keine Lust mehr, sich von dem Weidener auf Abstand halten zu lassen. Allzumal seine Begründung in ihren Augen schlicht keinen Sinn ergab.

„Ich habe keine Angst vor Euch und werde auch keine bekommen, glaubt mir! Das wäre das erste Mal, dass mir so was beim Rahjensopfer passiert“, raunte sie und neigte sich vor, bis sie

seinen Atem auf ihrem Hals spüren konnte – und auf den Brüsten. „Habt Ihr ein wenig Vertrauen und lasst es geschehen!“

Ihre Lippen waren kurz davor, die seinen zu berühren, als Satijana förmlich der Schlag traf. Mit einer energischen Geste wischte Widderich sie von seinem Schoß. So wie frau es gemeinhin mit lästigen Katzen tat. Nur dass deren Gegenwehr schmerzhafter war und sie besser fallen konnten: Statt sich in der Luft zu drehen und auf allen Vieren zu landen, stürzte Satijana nämlich zu Boden wie ein nasser Sack. Ein stechender Schmerz fuhr ihr in den Steiß und lähmte sie, derweil das Subjekt ihrer Begierde aufsprang.

Einen Herzschlag später ragte der Rauheneck über ihr auf wie ein finsterer Berg, dessen Gipfel von einem gewaltigen Gewittersturm umtost wurde. Es hätte sie nicht gewundert, wenn leibhaftige Blitze aus seinen Augen geschossen wären. Doch glücklicherweise blieb ihr das erspart. Stattdessen blickte er erst schweigend auf sie nieder, mit einer Miene, die einem Mörder wirklich hervorragend zu Gesicht gestanden hätte – allerdings ohne die Lust, die bei ihm eigentlich dazugehören sollte – und schüttelte dann den Kopf.

„Das ist nicht der Grund!“, grollte er und bedeutete ihr mit einer herrischen Geste, dass sie es ja nicht wagen sollte, aufzustehen. „Ich habe Euch gesagt, dass Ihr keine Frau für mich seid. Ich habe kein Interesse an Euch – egal, wie sehr ihr Euch verrenkt! Also lasst die Finger von mir und hört auf, um mich herumzuschleichen wie eine rollige Katze! Sucht Euch eine andere Beute! Habt Ihr das verstanden?“

Wie vom Donner gerührt starrte Satijana den rasenden Irren an. Sie konnte nicht fassen, was ihr hier gerade widerfuhr, verstand aber sehr wohl, dass das Spiel just verloren ging. So sehr sie eine gute Herausforderung liebte – insbesondere, wenn es galt, die Gunst eines Widerspenstigen zu erringen: Das hier war etwas vollkommen anderes. Wahrscheinlich nicht einmal Spaß, sondern bitterer Ernst. Sie schluckte, nickte zögerlich und murmelte leise:

„Sicher, ich habe das verstanden.“

„Gut!“

Widderich neigte sich vor, um ihr in die Augen zu sehen. Diesmal war es kein Schlag in die Magenrube, der sie traf, sondern eher ein Stich. Mit einem schartigen Dolch, der anschließend ein paarmal genüsslich umgedreht wurde. Aber aufspringen und flüchten war leider nicht drin. Dazu wurde ihr Körper im Moment zu sehr von Schmerz beherrscht – und der Geist von lähmender Furcht.

„Fasst mich noch ein Mal an und ich breche Euch die Hände!“, knurrte der Rauheneck.

Das waren wirklich nette Worte zum Abschied. Sehr nett! Passte zu ihm.

„Ja doch! Ich habe es verstanden, verflucht. Jetzt lasst gut sein! Ich werde Euch nicht mehr anfassen. Versprochen!“, krächzte sie.

Was für eine absurde Situation.

Wenn irgendein eingeborenen Rotenforster diese Szene beobachtet hätte, wäre er wahrscheinlich vom Glauben abgefallen. Der vermeintliche Lustmolch führte sich auf, als habe er kurz davor gestanden, selbst geschändet zu worden. Doch glücklicherweise war das nun vorbei. Ihre letzten Worte schienen Widderich zu genügen. Er nickte knapp, machte auf der Hacke kehrt und verließ den Raum.

Erst als die Tür mit einem lauten Krachen hinter ihm ins Schloss fiel, ließ sich Satijana ganz auf die hölzernen Bodendielen sinken. Jetzt war sie zwar kein Aschehaufen, aber dennoch ziemlich kleinlaut. Mit dieser Reaktion hatte sie nicht gerechnet.

Sie schloss die Augen und seufzte aus tiefstem Herzen.

Fein!

Das war ja gerade noch mal gutgegangen. Außer ihrem Stolz und dem Steiß war nichts und niemand zu Schaden gekommen. Es gab also keinen Grund zu weinen. Vielleicht war Lachen dann die richtige Reaktion auf das Ganze ... ?

Quid pro quo

Feste Klagenfels, Baronie Rotenforst, Mitte Peraine 1033 BF

Not und Elend!

Diese zwei hübschen Wörter schossen Satijana durch den Kopf, als sie die Gruppe von Krummen und Buckeligen betrachtete, die just im Rittersaal des Klagenfels tagte. Natürlich war das keine besonders freundliche Umschreibung und sie hätte es auch niemals gewagt, diesen Gedanken laut auszusprechen. Das änderte aber nichts daran, dass er zutraf.

Die missglückte Feier der Altkultler hatte viele Rotenforster zutiefst erschüttert – und der bemitleidenswerte Zustand, in dem sich Firnfee und Bärfang befanden, legte beredtes Zeugnis davon ab. Sie konnten mühelos als Fleisch und Blut gewordene Sinnbilder für die schweren Folgen der handgreiflichen Krise dienen. Die beiden saßen nun schon eine geraume Weile an einem Tisch mit Satijana, aber sie hatte sich noch lange nicht sattgesehen. Eine Mischung aus Grusel und Faszination hielt ihren Blick gefangen.

Da war zunächst einmal Firnfee. Einer der Männer des Barons hatte ihr mit dem Säbel auf den Kopf gehauen. Nein, das war nicht lustig. Nicht im Geringsten! Aber die junge Kriegerin hatte Glück im Unglück gehabt: Ihr Schädel war nicht gespalten worden. Stattdessen zog sich nur eine unfassbar lange und schiefe Schnittwunde durch ihre Kopfhaut – von der linken Schläfe über den Scheitel bis zum Nacken hinab.

Jemand hatte das notdürftig genäht. Sehr notdürftig.

Es war sicher der gleiche Jemand gewesen, der ihr zuvor das Haar wegrasiert hatte, um besser an die Wunde heranzukommen. Mit einem Messer vermutlich. Oder einem unhandlichen Dolch. So sah es jedenfalls aus. Der Anblick wurde auch dadurch nicht besser, dass es dieser Jemand dabei belassen hatte, die linke Hälfte des Schädels zu scheren. Auf der rechten spross nach wie vor die volle, hellblonde Mähne, die Firnfee über den Winter sorgsam herangezchtet hatte und von der sie sich daher jetzt um keinen Preis der Welt trennen wollte. Jedenfalls nicht komplett.

Satijana ließ den Blick weiter wandern. Zu Bärfang hinüber, der gerade gewisse Ähnlichkeiten mit einer Mumie aufwies. Sein rechter Arm war nicht nur bandagiert, sondern auch fest an den Oberkörper gebunden worden. Verschwendung eigentlich, versperrte ihr das doch den Blick auf jene wunderbar muskulöse Brust, deren Abbild sie nur allzu gern vor ihrem inneren Auge heraufbeschworen hatte, wenn die langen Winternächte in den Drachensteinen zu kalt und zu einsam wurden.

In jedem Falle ließen die Fesselkünste des Heilers dem Rauheneck nur seinen schlechteren linken Arm, mit dem er alles andere als geschickt war. Was womöglich in direktem Zusammenhang mit der Schweinerei auf Firnfees Kopf stand. Der stärkere rechte Arm des Hünen war gebrochen. Er hatte bei dem Scharmützel auf dem Kultplatz versucht, den Huf eines Pferdes damit abzufangen.

Das war selbst für einen Mann von seinem Format nicht ratsam. Vielleicht würde er das beim nächsten Mal ja berücksichtigen.

Zwischen den beiden übel lädierten „Kindern“, am Kopfende der Tafel, saß Brandulf, der seit ihrer Heimkehr wie ein aufgeschrecktes Huhn um sie herum gluckte. Es war offensichtlich, dass Bärfang und Firnfee die Verletzungen gut wegsteckten und sich bereits auf dem Weg der Besserung befanden. Das hielt den Alten aber nicht davon ab, sie von vorn bis hinten bedienen zu wollen. Die ohnehin schon tiefen Falten in seinem Gesicht schienen durch die jüngsten Geschehnisse schlagartig noch tiefer geworden zu sein.

Und dann war da natürlich Widderich. Die Krönung des Ganzen!

Als Einziger saß er nicht am Tisch, sondern hielt sich mal hier und mal dort auf. Anfangs war er wie wild durch den Raum getigert und hatte Satijana damit völlig kirre gemacht. Es dauerte eine Weile, bis sie bemerkte, dass es den anderen ähnlich zu gehen schien: Jedes Mal, wenn Widderich an ihnen vorbeikam, begannen sie, unruhig auf ihren Stühlen hin und her zu rücken. Satijana konnte das gut verstehen: In der Nähe des Sichelritters vibrierten ihre Nerven, als wollten sie mit aller Macht auf eine große Gefahr aufmerksam machen, die sie ja nicht aus den Augen verlieren durfte. Sie war sehr erleichtert, als Widderich sich schließlich an den Kamin stellte. Mit dem Rücken zum Tisch, sodass sie wenigstens etwas Ruhe finden konnte.

„Nein. Neinneinneinneinnein! Das geht nicht! Auf keinen Fall!“, rief Firnfee nach einer längeren Schweigepause just in die bleischwere Stille hinein. „Das können wir nicht auf uns sitzen lassen, Leute. Ich meine ... der Kerl hat die Bannstrahler hergeholt. Einfach so. Die Speichellecker dieser verfluchten Himmelsgeißel. Und dann kommt er und stört unsere Riten, beleidigt den Hüter, greift die Gemeinschaft an, verletzt einige, nimmt welche gefangen ... foltert und verbrennt sie. Verbrennt sie?! Hier bei uns?! In Rotenforst?! Im Alten Land?! Ein paarhundert Jahre, nachdem wir diese Drecksäcke auf Nimmerwiedersehen vor die Tür gesetzt haben?! DAS GEHT NICHT!!!“ Mit aller Kraft donnerte sie die geballte Faust auf den Tisch: „Ich will verflucht sein, wenn ich das ohne Gegenwehr hinnehme!“

Eigentlich war das eine unsinnige Ansage, denn Gegenwehr hatte sie ja bereits geleistet – wenn auch erfolglos. Die neue Frisur ließ es überdeutlich werden. Es konnte ihr also nicht ernstlich darum gehen, dass sie bis hierher nichts getan hatte. Vielmehr wollte sie mit ihrem zornigen Aufbegehren wohl klarmachen, dass es ihrer Meinung nach noch nicht genug war. Dass mehr geschehen musste – als Reaktion auf den aktuellen Übergriff sowie im Hinblick auf jeden weiteren, der noch folgen würde.

Satijana konnte den versammelten Rauhenecks ansehen, dass sie ihr zustimmten und am liebsten die naheliegendste Lösung gewählt hätten: nach ihren Waffen greifen, um der Gewalt der Eindringlinge auf der Stelle etwas Handfestes entgegenzusetzen. Sie wussten jedoch, dass das nicht möglich war. Was sie sich in der Priesterkaiserzeit geleistet hatten, mochte mittlerweile vergessen sein. Aber wenn sie heuer über Bannstrahler herfielen, würde das nicht ohne Folgen bleiben. Das konnten sie sich nicht erlauben.

„Ja doch, Fiene“, brummelte Bärfang. „Mir geht es genauso. Aber uns sind nun mal die Hände gebunden. Wir kommen an die Geißler genauso wenig ran wie an Erzelhardt und sein Weib, das diese Fanatiker wahrscheinlich überhaupt erst hergerufen hat.“

„Sie ist zu weit gegangen“, meldete sich Brandulf zu Wort. „Und ich verstehe nicht, dass der alte Bock das zulässt. Mit denen hier auf seinem Land, hat er ein Stück die Kontrolle aus den Händen gegeben und an der hängt er doch normalerweise wie ein Ertrinkender an Treibgut ...“

„Das geht gegen den Hüter“, befand Bärfang bitter. „Gegen uns. Und seine anderen Anhänger natürlich. Sie haben lange versucht, uns mit Worten zur Raison zu bringen. Offenbar war das Maß jetzt voll. Wenn er die Geißler auf uns ansetzt, enden wir entweder auf dem Scheiterhaufen oder sind bald weit genug diskreditiert, dass er den Grafen endlich auf seine Seite ziehen kann. Das ganze Lehnssystem fußt doch auf der praiosgefälligen Ordnung. Da passen ein paar Heiden aus dem hintersten Winkel Weidens nicht rein. Lass unseren zweifelhaften Glauben von ein paar Laien bezeugen und es wird hier sehr ungemütlich für uns ...“

Schweigen. Eine Weile hing die Mischpoke ihren Gedanken nach, ohne etwas zu sagen. Dann war es wieder Firnfee, die die Stille beendete – und Bärfang antwortete ihr.

„Also müssen wir die Bannstrahler aus dem Spiel nehmen.“

„Das hatten wir doch gerade erst: Es geht nicht.“

„Warum nicht?“, wollte Firnfee wissen. „Gisor hat erzählt, dass die beiden gerade in Birken sind. Warum nutzen wir die Gelegenheit nicht? Gehen rein und holen uns wenigstens einen von denen. Um unseren Punkt klarzumachen. Damit die verstehen, dass sie sich in Rotenforst nicht alles erlauben können. Aber so, dass uns niemand was nachweisen kann. Dass es auch wer anders gewesen sein könnte. Womöglich sogar ein Birkener. Sollen sich die Rechtgläubigen doch mal ein bisschen miteinander beschäftigen. Vielleicht lassen sie uns dann in Ruhe?“

„Weil das nicht funktioniert“, meinte Bärfang. „Wir kommen schon nicht unerkannt in den Ort rein. Wie sollen wir dann einen von den beiden da rausholen?“

„Indem ihr ein fremdes Gesicht schickt“, klinkte sich Satijana ganz schnörkellos ein.

Sie hatte bisher die ganze Zeit nur schweigend zugehört. Allein schon, um nicht aufzufallen. Es schien ihr mehr als verwunderlich, dass die Rauhenecks ihre Geringschätzung für Praios und seine Kirche in ihrer Gegenwart so ungeniert zeigten. Ein paarmal hatte sie sich gefragt, ob denen vielleicht einfach entfallen war, dass sie mit am Tisch saß. Aber dem schien nicht so zu sein. Denn hin und wieder schielte einer von ihnen zu ihr herüber. Na, egal. Jetzt war es eh zu spät. Jetzt war der Bann gebrochen.

Satijana hatte sich ihre Worte gründlich überlegt und meinte ernst. Sie wollte den Rauhenecks bei ihrem kleinen Rachefeldzug helfen. Weil das Konzept der Rache ihr überaus vertraut war. Weil diese Familie ihr über die vergangenen Monde ans Herz gewachsen war – mal abgesehen von Widderich und Schwanhildt vielleicht. Und weil sie selbst kaum etwas so sehr hasste wie den

Orden vom Bannstrahl. Es würde die reinste Freude sein, einen dieser geifernden, folternden und brandschatzenden Eiferer in die Hände von Altkultlern zu übergeben.

Freilich hatten die Rauhenecks mit diesem Angebot nicht gerechnet. Nachdem es ausgesprochen war, wurde es daher erst mal wieder still im Raum. So still, dass sie förmlich hören konnte, wie das Feuer an den Kaminsteinen leckte. Firnfee, Bärfang und Brandulf wandten die Häupter, um sie anzustarren, und im Hintergrund, drüben an der Feuerstelle, veränderte sich auch Widderichs Haltung. Er drehte sich zwar nicht um, aber der Stoff seines Wamses spannte sich verräterisch über den breiten Schultern. Er hatte ihre Worte also vernommen und war offenbar nicht mit ihnen einverstanden.

Drauf geschissen! Wann war er das schon je gewesen? Satijana konzentrierte sich lieber wieder auf die anderen.

„Das ist keine gute Idee, Kindchen. Du willst es dir doch mit denen nicht verscherzen“, meinte Brandulf sorgenvoll.

„Ja. Richtig. Willst du bestimmt nicht! Warum solltest du auch?“ Bärfangs helle Augen funkelten in einer Mischung aus Spott und Verwunderung, als er das sagte. „Das hier ist nicht dein Ding. Wenn ich das richtig verstanden habe, warst du eh schon auf dem Sprung. Das klingt mir nach einem deutlich besseren Plan. Du solltest zusehen, dass du schnell von hier weg kommst. Bevor es noch hässlicher wird.“

„Werde ich. Sobald das hier erledigt ist“, meinte Satijana leichthin. „Noch stehe ich in Eurer Schuld, nicht wahr? Ihr habt mich einen ganzen Winter lang beherbergt und durchgefüttert. Die Rechnung könnte ich beim besten Willen nicht in Gold begleichen. Also muss ich mir wohl oder übel etwas anderes einfallen lassen.“

„In der Währung werden wir Euch aber nicht zahlen lassen“, tönte es vom Kamin herüber.

Widderich hatte sich zwar noch immer nicht umgedreht. Aber für ihn war das natürlich kein Grund, sich nicht einzumischen. Das alte Lied: Er redete halt einfach gern, ohne seine Gesprächspartner anzusehen.

„Er hat recht“, meinte nun auch Firnfee. „Das können wir nicht zulassen. Du würdest dich ja strafbar machen. Vielleicht sogar einen Frevel begehen, eh? Wäre das ein Frevel? Nen Geißler in einen Hinterhalt locken und abmurksen?“, fragte sie in die Runde.

„Kommt drauf an, wen du fragst. Die Rondrakirche würde uns dafür vielleicht sogar einen Orden verleihen“, scherzte Bärfang, wurde dann aber gleich wieder ernst. „Die meisten aus dem Orden sind, glaube ich, Laien. Keine Ahnung, ob man was Heiliges schändet, wenn man denen den Schädel einschlägt. Viel geht dabei jedenfalls nicht kaputt.“ Er fuhr sich mit der gesunden Hand durch den Bart und schüttelte den Kopf. „Das ist aber nicht von Belang. Denn in die Sache können wir dich keinesfalls reinziehen, Satijana. Das wäre zu viel des Guten.“

„Ihr zieht mich da nicht rein, ich dränge mich auf“, erwiderte sie. „Ist mir egal, was ihr dazu sagt. Über mein Schicksal entscheide ich immer noch selbst. Wenn einer von euch den Irrsinn wagen will, bin ich dabei. Ich gehe rein und hole sie für euch da raus. Beide. Oder auch nur einen. Ist mir schnurzpiegegal!“

„Aber warum? Warum ein Wagnis eingehen, das schlimme Folgen haben könnte? Und das, obwohl die Sache dich doch gar nicht betrifft?“, Firnfee starrte sie ungläubig an.

„Ab davon, dass ich mir immer schon gewünscht habe, zu beobachten, wie einer von diesen selbstgerechten Fanatikern auf ein erträgliches Maß zurechtgestutzt wird?“ Satijana hob die Brauen und legte den Kopf schief. „Sie haben einen Adeligen verbrannt. Das stößt mir übel auf und weckt schlimme Erinnerungen. Belassen wir es dabei, ja? Ich biete euch meine Hilfe, weil ich es so will! Seht es als leichten Herzens gezahltes Entgelt. Damit wären wir quitt.“

„Wie?“, fragte Bärfang.

„Was?“

„Wie willst du das hinkriegen? Nimm es mir nicht übel, aber du bist etwas schwach auf der Brust. Kann mir schwer vorstellen, dass du nach Birken marschierst, einen von denen hopsnimmst und an den Haaren über die Palisade zerrst.“

„Natürlich nicht.“ Satijana schmunzelte amüsiert. Über das mit der schwachen Brust würde sie noch mit ihm reden, aber nicht jetzt und hier. „Ich schleiche mich weit eher da rein, wickle einen von denen um den Finger und dann folgt er mir freiwillig. An eine Stelle, an der ich ihn in eure Hände übergeben kann.“

„Du bist verrückt!“, stellte Firnfee fassungslos fest.

Sie sprach dabei so laut, dass Widderichs Stöhnen fast in ihren Worten untergegangen wäre. Aber nur fast! Satijana hatte gute Ohren und sie hatte mit etwas Derartigem gerechnet. Deshalb entging es ihr nicht.

„Ich bin geübt“, fügte sie ungerührt an. „Ich weiß, wie frau so etwas anstellt und dafür Sorge trägt, dass es sie später nicht einholt. Alles in allem würde ich mein Vorgehen sogar als weniger wahnsinnig bezeichnen als das von euch geplante.“ Sie lächelte Firnfee an und hob die Schultern. „Ich kann mir nicht vorstellen, dass es lange dauern würde, einen von denen aus seinem Bau zu locken. Das hat bisher noch stets funktioniert.“ Sie hielt inne, um einen verstohlenen Blick in Widderichs Richtung zu werfen. „Fast.“

„Bei einem Bannstrahler?“, Firnfee verzog das Gesicht.

„Das sind auch nur Männer.“

„Das meine ich nicht. Ich meine ... das ist widerlich!“

„Da ich nicht vorhabe, es mit ihm zu treiben, hält sich mein Ekel in Grenzen“, entgegnete Satijana nüchtern. Ihr Augenmerk ruhte noch immer auf Widderich und ein schiefes Grinsen schlich sich auf ihre Lippen, als sie darüber nachsann, ob Firnfee ihren kläglich gescheiterten Versuch bei dem missratenen Bruder für ebenso widerlich gehalten hätte. Vielleicht sollte sie das beizeiten mal erfragen.

Das Gespräch schien sich jedenfalls erst einmal totgelaufen zu haben. Die Argumente waren ausgetauscht und offenbar getraute sich niemand, auf dieser Basis eine Entscheidung zu fällen. Stattdessen wandten sich die Köpfe nach und nach dem am Kamin stehenden Erben des Hauses zu und alle warteten darauf, dass der etwas sagte. Tat er aber nicht. Er stand einfach nur da, mit beiden Händen am Sims, und starrte angestrengt ins Feuer.

„Was meinst du, Widderich?“, fragte Bärfang, als das Schweigen unangenehm wurde.

Er erhielt seine Antwort trotzdem nicht sofort. Es dauerte noch einen Moment, bis sich sein Bruder zu einer Erwiderung herabließ. Natürlich ohne sich dabei umzudrehen. Blickkontakt zu den Mitmenschen wurde in persönlichen Gesprächen von gesteigerter Bedeutung ja auch wirklich allgemein überschätzt.

„Ich werde nicht derjenige sein, der ihr diese Idee austreibt“, brummte der Ritter leise. „Wenn sie sich etwas in den Kopf setzt, ist sie so stur, dass Wolfherz’ Dickschädel daneben weich wie Bausch wirkt. Ich rede mir den Mund nicht fusselig.“

„Ihr könntet mich stattdessen auch einfach zu Boden schleudern und ein bisschen rumbrüllen“, warf Satijana mit spitzer Zunge ein. Es ging einfach nicht anders. „Das schont meine Nerven zwar nicht, spart Euch aber ganz sicher jede Menge Zeit.“

Und wieder wurde es still.

Sie spürte, wie sich die Blicke der anderen auf sie richteten, sah es aber nicht, weil sie Widderichs Rücken keinen Herzschlag lang aus den Augen ließ. Würde er sich jetzt endlich umdrehen?

Nein! Er antwortete ihr nicht einmal.

„Die Frage ist ja wohl eher, was Ihr von dem Gedanken haltet, einen der Bannstrahler zu schnappen. Oder auch beide“, beharrte Satijana deshalb in leicht gereiztem Tonfall. „Überall sonst im Mittelreich würde ich das für eine dumme Idee halten. Hier ist es das vom Prinzip her sicher auch. Aber in Rotenforst scheut sich nach meinen bisherigen Erfahrungen niemand, dumme Ideen in die Tat umzusetzen?!“

„Also wirklich jetzt ...“, das leise Murren kam von Firnfee. Allerdings schien sie, genau wie die anderen beiden, Wert auf Widderichs Meinung zu legen und ereiferte sich deshalb nicht weiter, sondern hielt schnell wieder den Rand.

„Spätestens jetzt geht es nicht mehr darum, was dumm und was klug ist.“ Die Antwort des Sichelritters kam erstaunlich schnell. Er stieß sich vom Kamin ab, stellte sich erst aufrecht hin

und wandte sich ihnen dann endlich zu. Es sah ganz so aus, als hätte der Blick ins Feuer ihn wenigstens ein Stück weit von seiner rasenden Wut befreit. Er wirkte beherrscher als noch vor einem Viertel Wassermaß, aber natürlich trotzdem alles andere als gelöst.

„Es geht darum, was man sich bieten lassen kann, ohne zu schwach zu erscheinen. Und darum, welche Folgen dieser Anschein hätte“, fuhr er fort. „Lassen wir zu, dass der Bannstrahl unsere Glaubensgemeinschaft angreift, wird die bald am Boden liegen. Den einfachen Leuten fehlen Mut und Mittel, sich zu widersetzen. Sie warten darauf, dass wir etwas tun. Unterlassen wir stattdessen, wird das nicht nur Wîswartaris Ende sein, sondern auch das unserer Familie. Bärfang hat recht: Wenn der Bannstrahl erst mal über uns hinweggetrampelt ist, sind wir klein genug, dass Erzelhardt den Rest erledigen kann.“

„Also tun wir’s? Wir knöpfen uns die Schweine vor?“, Firnfees sonst eher rauhe Stimme summt förmlich vor Begeisterung.

„Ich halte das für keine gute Idee, aber ich habe keine bessere“, murmelte Widderich.

„Sehr gut“, Bärfang lachte zufrieden. „Gib mir nur noch ein paar Tage, Bruder, und ich erledige das. Für einen einzelnen Bannstrahler dürfte im Zweifel auch die linke Hand reichen.“

„Wir wissen nicht, ob uns so viel Zeit bleibt. Also gehe ich selbst.“

Und wieder kehrte Schweigen ein.

Die Unterhaltung erfolgte quasi in Wellen. Reden. Schweigen. Reden. Schweigen. Und hin und wieder ein paar entsetzte Blicke. Im Theater wäre das Publikum begeistert gewesen. Und im Moment galt das auch für Satijana. Sie genoss es außerordentlich, die schlagartig entgleisenden Gesichtszüge ihrer Sitznachbarn zu beobachten. Die konnten offenbar nicht fassen, was ihnen da gerade zu Ohren kam.

„Wie bitte? Was sagst du da?“, bestätigte Brandulf diesen Eindruck nach einer geradezu unerhört langen Redepause.

„Ich gehe selbst!“ Widderich verschränkte die Arme vor der Brust und gab den anderen damit ziemlich unmissverständlich zu verstehen, dass er von dieser Entscheidung nicht mehr abrücken würde. „Ich habe weder einen gebrochenen Arm, noch einen halb eingeschlagenen Schädel. Damit dürfte alles Wesentliche gesagt sein.“

Bärfang räusperte sich: „Ja ... hum ... da ist nur das klitzekleine Problem, dass die Leute dich für eine Ausgeburt der Niederhöllen halten und dass du da draußen Freiwild bist.“

„Freiwild sind wir jetzt alle.“ Widderich ließ den Blick zu Satijana gleiten und sie gewann den Eindruck, dass in ihm eine Herausforderung funkelte, als er fortfuhr. „Und was das andere betrifft, habe ich mir kürzlich sagen lassen, dass es die Ausrede eines Schlappschwanzes ist. Es müsste ein Leichtes sein, diesen lächerlich kleinen Makel zu übertünchen.“

Wieder Stille. Sämtliche Augen richteten sich auf Satijana.

Sie sah Fassungslosigkeit, Neugier und Vorwurf darin – und schaffte es nur mit Mühe, ein hysterisches Lachen zu unterdrücken. So war das eigentlich nicht gemeint gewesen. Und eigentlich wäre sie auch weitaus lieber mit Bärfang als mit Widderich geritten, obwohl sich das Verhältnis zu Letzterem seit dem Tête-à-Tête, auf das er gerade so eloquent anspielte, erstaunlicherweise entspannt hatte. Wohl weil die Fronten endlich geklärt waren.

Aber wollte sie den anderen jetzt wirklich darlegen, was sich zwischen Widderich und ihr abgespielt hatte? Nein! Auf gar keinen Fall wollte sie das! Für den Moment war Satijana fast ein bisschen froh über die finstere Ausstrahlung des Sichelritters. Denn zweifelsohne hielt allein der Respekt vor ihm seine Familie davon ab, die Tausenden von Fragen zu stellen, die gerade auf ihren Zungen brannten.

Na fein, dann würde sie eben mit dem schlechtgelaunten Kotzbrocken nach Birken gehen, statt mit dem gutgelaunten feuchten Traum.

Oder wollte Widderich sie vielleicht gar nicht bei sich haben?

Das bisschen Rache ...

Dorf Birken, Baronie Rotenforst, Mitte Peraine 1033 BF

Doch. Wollte er. Oder vielmehr: Er wollte vielleicht nicht, aber wusste, dass er musste. Denn allein hätte Widderich in Birken nicht viel ausrichten können. Bis zur Palisade wäre er wohl noch gekommen, mit etwas Glück vielleicht sogar in den Ort hinein, aber in die Taverne konnte er sich beim besten Willen nicht schmuggeln. Obwohl ihn seit Jahren kaum jemand zu Gesicht bekommen hatte, war der Erbe des Klagenfels in Rotenforst bekannt wie ein bunter Hund. Die Leute wussten: Wenn irgendwo ein dunkelhaariger Ritter auftauchte, der nach sinnlosem und völlig übertriebenem Blutvergießen aussah, konnte es nur einer sein.

Sie hingegen ...

Satijana schmunzelte. Sie war eine Meisterin der Verstellung. Noch dazu eine, die aus der bornischen Heimat ein Sammelsurium an Hilfsmitteln mitgebracht hatte. Einige davon sehr teuer und erwiesenermaßen extrem hilfreich. Zum Beispiel die Salbe, die sie vor einem halben Wassermaß aus ihrem Rucksack gekramt hatte, um sich sorgfältig einzuschmieren. Der Vorrat war jetzt aufgebraucht. Ein äußerst unerfreulicher Umstand. Vor allem, wenn frau bedachte, wie viel sie dereinst für das Zeug bezahlt hatte. Aber hier ging es darum, einem Bannstrahler das Fell zu gerben. Da schien dieses Opfer irgendwie angemessen.

Seufzend packte sie den leeren Tiegel weg und begann, sich in die Kleider zu zwängen, die sie eigens zu diesem Anlass dabei hatte. „Zwängen“ war leider genau das richtige Wort, denn das Zeug kam ihr viel enger vor als noch im Herbst. Musste daran liegen, dass sie einen ganzen Winter lang untätig und bei bestem Futter auf einer Burg herumgesessen hatte. Ärgerlich war das, ein verfluchter Alptraum! Abgesehen davon vielleicht, dass die Kleider jetzt wie eine zweite Haut saßen und das ihrem Vorhaben kaum schaden würde. Schließlich musste sie ordentlich was hermachen, wenn sie einem dieser verbohrten Praiosdiener den Kopf verdrehen wollte.

Satijana schloss den breiten Hüftgürtel und mühte sich dann vergebens mit den Bändern ihres Korsetts ab. Den Versuch, das Ding selbst zu schnüren, gab sie recht schnell wieder auf und konzentrierte sich stattdessen noch einmal auf ihre Haut und das Haar. Wie es schien, war die Salbe mittlerweile eingezogen. Sie konnte sich also jetzt zu den anderen gesellen.

Beim Gedanken daran schlich sich ein spitzbübisches Lächeln auf ihre Lippen, denn im Stillen freute sie sich schon seit Tagen auf diesen Moment. Sie war gespannt, wie die Kerle reagieren würden, wenn sie sie sahen. Normalerweise hatte das Mittelchen eine durchschlagende Wirkung. So wie sie die Worte der Quacksalberin ihres Vertrauens verstanden hatte, führte es dazu, dass jeder etwas für ihn äußerst Verlockendes sah. Ein Art Traumgestalt, die sich aus den Wünschen und Idealvorstellungen des Betrachters speiste und heißes Begehren auslöste – oder wenigstens das dringende Bedürfnis, zu gefallen.

Wenn es darum ging, andere zu erobern oder zu beeinflussen, war das natürlich von Vorteil. Das wusste Satijana nur zu gut. Mehr Wert als auf die eigentliche Wirkung legte sie heute aber auf einen der Nebeneffekte: Durch die Salbe sah jeder etwas anderes. Jemanden anders. Wenn also

später danach gefragt wurde, wer die Person war, die den Geißler aus der Taverne gelockt hatte, würde es keine einheitlichen und damit verwertbaren Antworten geben. Sie schnalzte zufrieden und kam sich ungemein clever vor. War es sicher auch. Oder doch wenigstens gut vorbereitet. Sehr gut! Inwieweit ihnen das alles tatsächlich helfen würde, musste sich erst noch erweisen. Aber sie war zuversichtlich, dass sie ihr irrsinniges Vorhaben auf diese Art und Weise zu einem guten Ende bringen konnten.

Satijana schlüpfte in ihre Stiefel und ging zum Waldrand hinüber. Dort standen Widderich und Gisor – der kleine Verräter aus Birken, dessen Namen sie vor ein paar Tagen zum ersten Mal gehört hatte und auf den sie sich heute dennoch verlassen musste. Die beiden kehrten ihr den Rücken zu. Teils aus Höflichkeit, teils aber auch, um von ihrer Anhöhe aus auf den Ort Birken hinabzublicken, der wie ein kleines Lichtermeer im Dunkel der Frühlingsnacht lag.

Sie blieb stehen, um die Szene schweigend zu betrachten. Wären sie nicht drauf und dran gewesen, sich in große Gefahr zu begeben, hätte sie den Anblick regelrecht idyllisch gefunden. So aber hatte sie keinen Nerv für schwärmerische Adjektive, stattdessen warf sie sich in Pose. Satijana nestelte an ihrer Bluse, strich das Haar über die Schulter, stellte die Hüfte schön weit aus und stemmte die linke Hand darauf. Nach allem, was sie wusste, sah das einigermaßen verführerisch aus. Zeit, die Wirkung der Salbe zu erproben. Mit einem Räuspern machte sie auf sich aufmerksam und wartete gespannt.

Die Männer wechselten noch ein paar leise Worte, dann verließen den Beobachtungsposten. Es galt! Satijana richtete den Blick auf Widderich und folgte jeder seiner Bewegungen. Sie wollte genau sehen, was sein Mienenspiel verriet. Ob in diesen Augen doch noch etwas anderes als Zorn und Verachtung funkeln konnte. Allein, der Ritter versagte traurigerweise auf ganzer Linie. Im Vorbeigehen bedachte er sie lediglich mit einem flüchtigen Blick und beugte sich dann über die Rucksäcke, die beim Lagerfeuer herumstanden. Ganz so, als wolle er packen und aufbrechen. Nicht ein Muskelzucken verriet, dass ihm irgendetwas an ihr aufgefallen wäre.

Das durfte doch nicht wahr sein! Dieser elende Spielverderber. Kotzbrocken! Konnte er nicht wenigstens einmal so funktionieren wie jeder andere auch?

Widderich schien zu spüren, dass etwas nicht stimmte, denn er richtete sich wieder auf, ohne nach seinem Rucksack gegriffen zu haben und sah sie fragend an. „Du bist doch bereit, oder nicht? Deshalb hast du uns gerufen?!“

Sie waren jetzt Komplizen bei einem verbrecherischen Unterfangen – und das „Du“ damit eine Selbstverständlichkeit. Es fühlte sich zwar noch ein bisschen komisch an, aber bei weitem nicht so komisch wie seine Frage. Ob sie bereit war? Was hatte das denn mit irgendetwas zu tun? Satijana schnaubte leise. Nein, sie war nicht bereit! Und selbst wenn sie es gewesen wäre, hätte sie ihm diese schändliche Missachtung ihrer schier übermenschlichen Anstrengung niemals durchgehen lassen, ohne den Missstand wenigstens anzusprechen.

„Hast du wirklich gar nichts zu sagen?“, fragte sie gereizt.

„Wozu?“

„Wozu?“, ihre Stimme überschlug sich förmlich, als sie seine strunzdumme Frage wiederholte. „Na hierzu natürlich!“ Satijana machte eine Geste, die ihren gesamten Körper einschloss. „Wie findest du das?“

Er runzelte die Stirn, während er ihre Erscheinung mit schräg gelegtem Kopf studierte. Ein bisschen erinnerte die krumme Haltung an einen pappsatten Greifvogel, der eine eigentlich überflüssige Zwischenmahlzeit betrachtete und überlegte, was er damit anfangen sollte. Eine langweilige graue Maus vielleicht, die irgendwo im Korn herumwuselte und gerade gut genug war, um ein Quäntchen Interesse zu wecken – aber keinesfalls Begeisterung.

„Ich hatte mir etwas anderes vorgestellt, als du sagtest, du würdest nicht wiederzuerkennen sein“, meinte er schließlich skeptisch. „Meinst du wirklich, das bisschen Brust reicht aus, um die Leute von deinem Gesicht abzulenken?“

„Das bisschen Brust??? Von meinem Gesicht ablenken? Wieso das denn? Das ist doch gar nicht nötig. Sag mal, was ist denn bloß los mit dir?“ Satijana musste schwer an sich halten, um keinen Schreikrampf zu bekommen. Der Kerl machte sie wahnsinnig.

Widderich blinzelte irritiert. Er schien nicht zu begreifen, was sie meinte – und zum ersten Mal wallte Unsicherheit in Satijana auf. Hatte sie ihre Zaubersalbe etwa zu lange aufbewahrt? War die Wirkung mit der Zeit verflogen?

Ihr Blick huschte zu Gisor hinüber, der sie anstarrte, als sei ihm gerade die leibhaftige Rahja erschienen. Fehlte nur noch, dass er zu sabbern begann. Die Miene des Burschen verriet jedenfalls im Handumdrehen, dass der Fehler nicht bei ihr lag. Satijana kniff die Augen zusammen und wandte sich wieder Widderich zu. Er lag bei ihm. Offenbar schlummerte in diesem ach so fürchterlichen Triebtäter ungefähr so viel Leidenschaft wie in einem toten Fisch. Außerdem mangelte es ihm wohl an Träumen. Wirklich überraschen durfte diese Erkenntnis sie ja eigentlich nicht mehr.

„Was siehst du?“, fragte sie ungeduldig.

„Was meinst du?“

„Na, fällt dir etwa keine Veränderung auf?“

Er trat pflichtbewusst näher: „Hast du was mit deinem Haar gemacht?“

„Ach du liebe Güte!“ Satijana verdrehte die Augen.

„Könnt Ihr das etwa wirklich nicht sehen?“ Gisor schien ähnlich fassungslos wie sie. Er stellte sich neben Satijana und gaffte sie ungeniert an. „Ich meine ... nur mal angefangen bei der Figur. Sie ist viel größer als vorhin und schlanker ist sie auch.“

„Heda, aufgepasst, du Vogel! Vorsicht, mit dem, was du sagst. Ich *bin* schlank!“, fuhr Satijana auf. Es war ja schön und gut, dass er ihr beisprang. Aber wenn es um ihr Gewicht ging, verstand sie gerade keinen Spaß.

„Und das Haar ist schwarz und die Haut dunkler und ihre Brüste ... die Sie sind“ Gisor seufzte tief und deutete mit seinen Händen einen Umfang an, der jenseits von Gut und Böse war. „Ist das alles echt? Darf ich mal anfassen?“

Der kleine Rotzlöffel wagte es tatsächlich, seine Griffel nach ihr auszustrecken. Glücklicherweise musste Satijana sich darum nicht selbst kümmern: Widderich kam ihr zuvor. Er fing Gisors Hand auf halber Strecke ab und warf ihm einen warnenden Blick zu. Satijana war drauf und dran, sich zu bedanken, als sich der Blick Ritters wieder auf sie richtete. Mit einem Mal funkelte da neben der gewohnten Aggressivität auch ein gerütteltes Maß an Misstrauen.

„Ist das etwa Magie?“, knurrte er.

„Ich nehme es an.“

„Was soll das heißen? Das musst du doch wissen!“

„Ich habe eine Salbe verwendet.“

„Du hast also nicht selbst gezaubert?“

„Gezaubert? Ich? Siehst du vielleicht irgendwo ein Siegel? Trage ich einen spitzen Hut und habe Spinnweben am Schurz, oder was?“

„Ich ... wie bitte ... ?“

Satijana hatte keine Lust auf diese Diskussion. Also schenkte sie dem immer noch unziemlich starrenden Gisor ein freundliches Lächeln, wandte Widderich dann demonstrativ den Rücken zu und hob ihr Haar, sodass er das Durcheinander der lockeren Korsett-Bändel sehen musste.

„Kümmer dich darum, statt mir blöde Fragen zu stellen!“, raunzte sie.

Es dauerte einen Moment, bis er ihrer Aufforderung nachkam.

„Ich gehe also in dieses ... ‚Hinkende Huhn‘ rein und locke den Kerl auf die Baustelle vom Wehrtempel, ja?“, hob Satijana daraufhin an. „Die ist nur ein Stück die Straße runter. Und da wartest du und sorgst dafür, dass mir das Schlimmste erspart bleibt.“

„Führ ihn in den hinteren Teil. Muss ja nicht sein, dass uns durch einen dummen Zufall jemand über die Füße stolpert, während wir noch dabei sind.“ Widderich Stimme klang seltsam gepresst. Die Konzentration wahrscheinlich. War ja weithin bekannt, dass es Männern oft schwerfiel, zwei Dinge auf einmal zu tun. Und sei es auch nur Reden und Ziehen. „Ist das fest genug?“

„Nein, ein bisschen mehr.“

Dass „bisschen“ ein stauchbarer Begriff war, wurde ihr Augenblicke später schmerzhaft bewusst. Aber Satijana biss die Zähne zusammen, um sich die Pein nicht anmerken zu lassen.

„Noch kannst du dich umentscheiden“, murmelte Widderich, während er Knoten in die Bänder machte und sie anschließend erstaunlich zielsicher unter der Schnürung verschwinden ließ.

Sie gab ihre Haare wieder frei und drehte sich zu ihm um: „Ich bin mir sicher. Ich gehe da jetzt runter und ziehe das durch. Und du machst besser dasselbe. Denn wenn ich nachher in dem Tempel rumspringe und mich niemand vor dem Lüstling rettet, werde ich dich persönlich dafür verantwortlich halten.“ Sie schlüpfte in den Mantel, den Gisor für sie bereithielt, und grinste Widderich verschwörerisch zu. „Das wird die reinste Wonne!“

Er schien davon nicht überzeugt. Sein Blick verriet leichten Unwillen und zu einem Lächeln rang er sich auch nicht durch. Das war aber sicher besser so. Wer wusste schon, ob sein Gesicht nicht in tausend Scherben zerspringen würde, sollte er es je versuchen? Immerhin hielt er sie nicht auf. Stattdessen nickte er nur knapp und sagte: „Pass auf dich auf!“

Das klang fast nett und war wohl auch so gemeint. Satijana quittierte die Bemerkung mit einem leisen Schniefen und einem aufmunternden Boxer gegen Widderichs Schulter, bevor sie sich Gisor zuwandte. Der Kerl starrte noch immer wie gebannt auf ihre Brüste. So ein geiler Bock! Satijana schnipste mit den Fingern und deutete dann demonstrativ auf das Dorf, das zu ihren Füßen lag. Dort spielte die Musik!

„Ich schlage vor, du waltest deines Amtes und bringst mich da rein, Kerlchen.“

* * *

Das Ganze war besser gelaufen als erwartet. Bei Satijanas Ankunft in der Taverne saß der Bannstrahler bereits auf dem von Gisor benannten Stammplatz. Allein. Nur in Gesellschaft eines großen Humpens Bier. Genau, wie es der kleine Birkener vorhergesagt hatte. Der Geißler kam wohl jeden Abend her und zischte eins nach dem anderen, während sein jüngerer Spießgeselle – offenbar ein übler Langweiler – in der Herberge blieb, um werweißwas zu tun.

Satijana konnte das zum Glück egal sein. Für sie war nur der hier, dieser Praiobur, interessant. Er hatte den Ritter aus Heldawer solange malträtirt, bis von ihm kaum noch etwas übrig gewesen war. Ein völlig gebrochener Körper, so hieß es, vermutlich beseelt von einem zerrütteten Geist, der mit Freuden im Feuer vergangen war, weil das unerträgliche Leiden so ein Ende fand. Der Gedanke daran ließ Zorn in ihr aufwallen. Den stellte sie jedoch zurück, denn sonst hätte sie ihr Ziel kaum erreichen können.

Das lautete: den Bannstrahler verführen und ins Verderben locken. Leicht genug, denn der Kerl litt offenbar große Not. Kein Wunder. Welche Frau, die einigermaßen klar im Kopf war, würde sich so einem Widerling schon freiwillig hingeben? Er war monströs. Ein Riese mit schütterem

Haar, einer hässlichen Narbe im Gesicht und grausamen, kalten Augen. Noch dazu gefiel es ihm, über andere zu verfügen. Das schloss Satijana aus seinem ruppigen Umgang mit der Schankmagd und daraus, wie er sie bereits nach kürzester Zeit auf seinen Schoß zerrte und begrapschte. Der Orden vom Bannstrahl Praios' schien solchen menschlichen Müll immer wieder anzuziehen. Was abstoßend war und sicher wesentlich zu seinem schlechten Ruf beitrug. Das Gute daran war: Die Erinnerung an diesen Umstand machte ihr das Ganze leichter. Es gab keinen Grund für Skrupel. Sie war definitiv auf dem richtigen Weg.

Und zwar in jeder Hinsicht: Sie musste Praiobur nicht auf den Gedanken bringen, den Standort zu wechseln. Darauf kam er schon ganz von selbst. Nach etwa einem Wassermaß zahlte er die Zeche und zog Satijana mit auf die Straße. Dort eröffnete er ihr, dass sie nicht auf sein Zimmer gehen konnten, weil sein Kollege sicher schon schlief. Wie schade! Aber sie war ja verflucht ortskundig und wusste daher auf der Stelle Rat. Es war eine leichte Übung, den lüsternen Kerl auf die verwaiste Baustelle zu locken. Doch dort endete ihre Glückssträhne leider.

Satijana war erst ein paar Schritt in den werdenden Tempel vorgedrungen, als Praiobur sie von hinten packte, herumwirbelte und gegen eine der halbfertigen Wände donnerte. Sie hatte noch nicht mal richtig begriffen, wie ihr geschah, da drängte er sich schon an sie heran, blies ihr seinen Bieratem ins Gesicht und fingerte ungeduldig am Korsett herum. Das war äußerst ungünstig, weil so nicht geplant. Satijana wusste nicht, wie weit Widderich von ihrem jetzigen Standort entfernt war. Ob er etwas gehört oder gesehen hatte oder nicht. Aber noch war ja nicht aller Tage Abend. Sie hatte es in der Hand, die Situation zu retten.

„Nicht so eilig“, säuselte sie und fischte Praioburs Hand aus ihrem Ausschnitt. „Lass uns weiter nach hinten gehen, sonst hört uns ja jeder.“

Das schien ihn jedoch nicht zu interessieren. Statt der Hand versenkte er nun sein Gesicht in ihrem Busen und grunzte dabei wie ein brünstiger Esel. Er kam allerdings auch so nicht auf seine Kosten, denn das Korsett war wirklich ungemein eng geschnürt. Angesichts der geradezu verzweifelten Bemühungen des Parioten konnte sich Satijana ein schiefes Grinsen nicht verkneifen. Das wurde auch nicht besser, als er die Hände wieder zur Hilfe nahm, wegen seiner fahrigen Finger aber erneut an den Haken und Ösen scheiterte. Ein Kichern brach sie Bahn – woraufhin Praiobur sofort den Kopf hob und sie anstarrte.

„Was ist so lustig, hä?“

„So wird das nie was. Lass dir mehr Zeit. Und vor allem: Lass uns nach hinten gehen. Hier kann uns doch jeder sehen.“

„Halts Maul!“, fuhr er sie an. „Ich bestimme hier!“

Satijana runzelte unwillig die Stirn. Sein Verhalten begann, sie zu reizen. Und sie war noch nie gut darin gewesen, die Klappe zu halten, wenn der Zorn sie packte. „Sicher. Du bestimmst, starker Mann“, murmelte sie. „Aber vielleicht solltest du dir helfen lassen, denn du hast offenbar wenig Ahnung von dem, was du da tust.“

„Für eine wie dich ist es gut genug“, zischte er und verlegte sich darauf, mit Gewalt an ihrem Korsett zu reißen. Ohne den erwünschten Effekt: Der teure Stoff hielt dem Ansturm stand.

So ein dämlicher Hund!

Satijana schüttelte ungläubig den Kopf. Fiel ihm denn wirklich nichts Besseres ein, als an ihr herumzuzerren? Und wo bitte blieb der andere dämliche Hund? Der Kotzbrocken, der sie eigentlich vor genau dem bewahren sollte, was hier gerade geschah? Sie schlug die Hände des Bannstrahlers beiseite und setzte dazu an, den Rauheneck per Zuruf herbeizuzitieren.

Doch bevor sie einen Ton von sich geben konnte, war Praiobur wieder über ihr – oder vielmehr: an ihrem Hals. Wie ein Schraubstock schloss sich seine schwielige Pranke um ihre Kehle und erstickte jeden noch so kleinen Laut. Damit hatte sie nicht gerechnet. Schmerz durchflutete Satijanas Körper und Erstaunen ihren Geist. Sie blickte fassungslos in das Gesicht des Praioten, der sich mit Verzücken an diesem Bild zu weiden schien ...

Natürlich!

Satijana hätte sich ohrfeigen können. Natürlich weidete er sich daran! Dass jemand, der andere von Berufs wegen tagelang ohne Mitleid folterte, auch privat Freude an Gewalt und Dominanz fand, war naheliegend. Das hätte sie in ihre Überlegungen einbeziehen müssen. Aber jetzt war es zu spät. Ihr blieb nicht viel Zeit, sich zur Wehr zu setzen, denn schon nach wenigen Herzsschlägen begann das abgeschnürte Blut wie Feuer in ihren Adern zu brennen. Es würde ihr die Sinne rauben, wenn sie nicht schnell etwas unternahm!

Satijana, griff mit beiden Händen nach der des Bannstrahlers und zerrte daran, um sich wenigstens ein bisschen Platz zu verschaffen. Leider ohne Erfolg. Der Kerl hatte die Kraft von zehn Ochsen und sie mochte gar nicht daran denken, was das für Widderich bedeutete ... WENN ER NUR ENDLICH MAL HIER AUFTAUCHEN WÜRDEN!

„Halt still, elende Metze!“, tönte es in ihren Ohren. Praiobur grinste irr. Er verstärkte seinen Griff noch weiter und betrachtete ihr Gesicht dabei mit nahezu wissenschaftlicher Neugier. Wohl um zu verfolgen, wie es sich von Dunkelrot zu Helllila verfärbte?!

Drecksack!

Satijana hätte ihm gern in die Kronjuwelen getreten, doch dafür stand er bereits zu nahe. Also tat sie erst einmal, was er sagte, und hoffte auf Linderung. Mittlerweile tanzten Tausende kleine Sonnen vor ihren Augen und das Blut rauschte so laut in den Ohren, dass sie von der Litanei des Praioten kaum noch etwas mitbekam. „Hure“, das verstand sie. Und dass er es ihr „ordentlich besorgen“ würde. Ja sicher, das taten sie doch alle. Immer. Überall.

Als der Druck auf ihren Hals tatsächlich nachließ, war Satijanas Erleichterung im ersten Moment so groß, dass sie gar nicht bemerkte, wie Praiobur sich an ihren Rücken zu schaffen machte. Doch dann spürte sie seine Finger an ihrem Oberschenkel, auf dem Weg zum Schritt – und ein geradezu überwältigender Widerwille durchzuckte sie. Sie löste die Hände von seinem Arm, um

ihm ins Gesicht zu schlagen, seine Nase mit aller Gewalt nach oben zu drücken und alles blutig zu kratzen, was in Reichweite war.

Zur Antwort darauf erhielt sie einen Hieb in die Magenkuhle. So hart, dass es ihr beinahe die Sinne raubte. Und dann griff Praiobur wieder nach ihrem Hals. Sie war gerade noch gut genug beisammen, um die „leicht“ verspätete Ankunft des Rauheneck zu bemerken. Sein Schatten löste sich unverhofft aus dem tiefen Dunkel der Frühlingsnacht – und dann war er auch schon heran.

Einen Herzschlag später strömte die Luft wieder ungehindert in Satijanas Lunge und drohte sie dem Gefühl nach zu zerfetzen. Das passte hervorragend zum reißenden Schmerz in ihrer Magengegend. Jetzt, da Praioburs Griff nicht mehr da war, krümmte sie sich und wollte in die Knie gehen. Doch Widderich kam ihr zuvor. Er packte ihren Arm und zerrte sie erst aus der Reichweite des Bannstrahlers, nur um sie dann hinter sich zu schieben. Das geschah alles andere als sanft und auch wenn Satijana die Absicht dahinter zu schätzen wusste, half es ihr nicht über das Würgen und die zittrigen Beine hinweg. Sie sackte einfach schräg hinter dem Weidener in sich zusammen. Immerhin konnte sie von dort aus gut beobachten, was weiter geschah.

Sie hatte einen unverstellten Blick auf das Gesicht des Bannstrahlers, der sich in ein paar Schritt Entfernung auf die Beine kämpfte. Offenbar hatte Widderich ihn zu Fall gebracht. Aber nur kurz. Jetzt stand er schon wieder und überragte den Rauheneck um ein gutes Stück. In Sachen Imponiergehabe brachte ihm das aber kaum einen Vorteil. Ebenso wenig wie der wilde Blick, mit dem er sein Gegenüber strafte.

Auf andere hätte der vielleicht einschüchternd gewirkt, bei Widderich zeigte er hingegen keine Wirkung. Wie auch? Dem Sichelritter starrte wahrscheinlich jeden Morgen beim Rasieren schon Schlimmeres aus dem Spiegel entgegen. Und das war nichts im Vergleich zu seinem jetzigen Zustand. Er wirkte wie ein Monstrum, direkt aus dem Alptraum eines besonders wirren Geistes entsprungen. Solche Momente mussten es wohl sein, in denen selbst seine Familie Angst vor ihm bekam. Und Satijana konnte das gut verstehen.

Sie zollte Praiobur hohen Respekt dafür, dass er im Angesicht dieser geifernden Mordlust die Ruhe bewahrte. Der Bannstrahler wirkte unsicher, wich aber keinen Deut zurück. Im Gegenteil: Er versuchte, seinem Kontrahenten etwas entgegenzusetzen, indem er sich noch größer machte, das Kinn hob und die Schultern straffte. Das ging ein paar Herzschläge lang gut. Dann beging er den Fehler, nach seinem Schwert zu greifen.

Darauf hatte Widderich nur gewartet. Er schnellte vor, griff mit der Linken nach Praioburs Waffenarm und drückte ihn nieder, während er mit der Rechten einen krachenden Treffer in seinem Gesicht landete. Offenbar hatte der Bannstrahler mit so etwas nicht gerechnet, sondern war davon ausgegangen, dass auch sein Gegner die Waffe zücken würde. So kam seine Wehr zu spät und er geriet ins Taumeln, was Widderich nicht davon abhielt, weiter auf ihn einzudringen. Er begann, den Praioten mit bloßen Fäusten in Stücke zu hauen – ganz wie besprochen. Sie wollten den Mann nicht töten, sondern außer Gefecht setzen und mitnehmen.

Als Satijana sah, mit welcher maßloser Wut ihr Begleiter auf seinen Gegner eindrosch, kamen ihr allerdings Zweifel daran, dass er sich dessen noch entsann. Ineinander verkeilt schoben und

zogen sich die Männer gegenseitig tiefer in den werdenden Tempel hinein. Hinter einer brusthohen Mauer verschwanden sie schließlich und Satijana hörte nur noch die Geräusche ihres erbitterten Ringens.

Sie zögerte, quälte sich dann aber auf die Beine und folgte ihnen. Ihr schwante, dass sie Widderich Einhalt gebieten musste, wenn sie nicht wollte, dass Praiobur bald ähnlich übel aussah wie Nordolf von Trenck kurz vor seinem Tod – und als sie die beiden erreichte, bestätigte sich die Befürchtung: Der Praiot lag auf dem Rücken und leistete die Gegenwehr, zu der er noch imstande war. Eine ziemlich lahme also, nicht zuletzt, weil Widderich auf ihm hockte wie ein tobender Nachtmahr. Satijana musste nur einen kurzen Blick in das blutige Gesicht des Bannstrahlers werfen, um zu erkennen, dass der Mann genug hatte.

Allein, sie getraute sich nicht, direkt einzugreifen. Sie hatte Angst – vor der Reaktion des Rauheneck und nicht etwa vor dem Bannstrahler. Sie wusste nicht, ob der Sichelritter in diesem Zustand noch Freund von Feind unterscheiden konnte. Deshalb räusperte sie sich erst einmal leise und trat vorsichtig ein bisschen näher. Natürlich bemerkte Widderich das nicht. Er schlug einfach erneut zu. Und dann gleich noch einmal.

„Hej. Schluss da jetzt. Das reicht!“, wagte sich Satijana weiter nach vorn.

Da war ein Zögern. Ein klitzekleines. Von der Dauer eines Lidschlags vielleicht. Und im nächsten Augenblick war Praioburs Nase gebrochen. Es knackte, Blut spritzte ... eklig!

„Er hat genug! Hör auf!“, rief sie da.

Widderich hielt mitten in der Bewegung inne.

„Lass es gut sein. Erinnerst du dich nicht an unsere Abmachung?“

Der Rauheneck wandte ihr den Kopf zu und sie wünschte, er hätte es nicht getan. Als sie die grenzenlose Wut in seinen Augen sah, spannten sich ihre Muskeln in Vorbereitung auf eine kopflose Flucht und die Kehle, die sich gerade noch über ihre neu gewonnene Freiheit gefreut hatte, schnürte sich gleich wieder zu. Das Einzige, was sie davon abhielt, ihrem Instinkt zu folgen, war die Tatsache, dass die Furcht sie lähmte. Es dauerte einen Moment, bis sie sich wieder so weit im Griff hatte, dass sie sprechen konnte:

„Du bringst ihn um, merkst du das nicht?“

„Na und?“, schrie sein Blick ihr entgegen.

Satijana fürchtete, dass die Faust, die nur einen halben Schritt von Praioburs Gesicht entfernt in der Luft hang, gleich wieder niederstoßen würde und hob daher beschwichtigend die Hände:

„Es ist nicht an uns. Weißt du nicht mehr? Wir haben hierüber nicht zu befinden.“

Sie kam sich vor wie jemand, der versuchte, ein tollwütiges Tier zu bändigen. Sehr merkwürdig. Aber wenigstens lohnte es sich: Ihre Worte zeigten Wirkung. Widderich richtete den Blick wieder auf Praiobur und schien kurz zu überlegen. Dann ließ er die blutverschmierte Faust sinken, gab den Kragen des Bannstrahlers frei und erhob sich widerstrebend.

„Du hast recht.“ Seine Stimme klang tief und rau. Immer noch sehr zornig. Aber irgendwie schaffte er es, die Regung im Zaum zu halten.

„Ich weiß“, Satijana lächelte ihm zu. Keine Gefahr. Er sah zwar aus wie ein Wahnsinniger, aber für sie bestand keine Gefahr. Er würde ihr nichts tun. Ganz bestimmt nicht!

„Es tut mir leid.“

„Muss es nicht. Er lebt ja noch.“

„Dass ich zu spät war.“

„Ach das. Ja.“ Satijana zögerte kurz. „Ist schon vergessen. Nichts passiert!“

Widderich schien das deutlich anders zu sehen, doch just in dem Moment, da er etwas auf ihre Worte erwidern wollte, zog Pariobur ihre Aufmerksamkeit auf sich. Mit Nachdruck. Er hatte bisher nur ächzend auf dem Boden gelegen. Jetzt griff er nach einem hölzernen Baugerüst, zog sich in eine halbwegs aufrechte Position und spuckte einen Schwall Blut mitsamt Zahn auf den Boden. Der Kerl sah aus, als sei er unter die Hufe eines Steppenrinds geraten. Wenn er nicht so ein fürchterlicher Unsympath gewesen wäre, hätte Satijana vielleicht sogar Mitleid mit ihm haben können. Aber so ...

„Na fein“, grunzte er, nachdem er sich die Blutfäden vom Mund gewischt hatte. „Kann mir jetzt mal einer von euch Spinnern verraten, was das hier werden soll?“

„Eine Entführung“, Satijana lächelte zuckersüß.

„Hä?“

„Wir nehmen dich mit.“

„Wohin?“

„Wirst schon sehen.“

„Lasst es besser“, stieß der Praiot zwischen zwei rasselnden Atemzügen hervor, „und verzieht euch. Eine Entführung bringt euch nichts. Die Praioskirche lässt sich nicht erpressen. Versucht es, und ihr werdet vernichtet.“

„Entschuldige bitte. Dir ist wohl entgangen, dass du dich nicht in einer Position befindest, in der du Drohungen aussprechen kannst, ohne lächerlich zu wirken?! Vor allem solltest du es nicht so

anstellen, dass dein Tod uns auf einmal doch als eine gute Option erscheint“, Satijana runzelte irritiert die Stirn.

„Sollte er aber. Denn solange ich lebe, werde ich euch die Niederhöhlen auf Deren bereiten. Das Ganze wird ein bitteres Ende für euch nehmen.“

„Sei einfach still, Dummkopf!“, fauchte sie ihn an.

Praiobur quittierte das mit einem widerlich überlegenen und furchtbar blutigen Grinsen. Dann wandte er sich Widderich zu. Wohl in der Hoffnung, dass der sich für sein Geschwafel zugänglicher zeigen würde:

„Bist du genauso dämlich? Willst du das Risiko wirklich eingehen, Rauheneck?“

Auch Satijana sah nun zu ihrem Begleiter hinüber – und erkannte sofort, dass es hinter seiner Stirn arbeitete. Es war ein schmaler Grat, auf dem der Praiot da tanzte. Denn der Erbe des Klagenfels hatte in ihrem gemeinsamen Racheplan von Anfang an mehr Kosten als Nutzen gesehen. Zu viele Unwägbarkeiten, die er nicht in Kauf nehmen wollte. Es brauchte nur einen kleinen Stups, damit er sich umentschied. Und dann stand es sicher nicht in ihrer Macht, ihn aufzuhalten.

„Hör nicht auf ihn“, murmelte sie leise. „Er versucht nur, sein Fell zu retten.“

Und sie würde den Kerl jetzt knebeln, damit ihm das nicht gelang. Ohnehin grenzte es an ein Wunder, dass er noch nicht um Hilfe schrie. Irgendjemand im Ort hätte das sicher mitbekommen. Aber das war ihm wahrscheinlich zu peinlich. Es wäre ja ein Eingeständnis seines Scheiterns gewesen. Und noch dazu hätte er sich eingestehen müssen, dass die Situation seiner Kontrolle entglitten war. Satijana überlegte kurz und begann dann am Ärmel ihrer Bluse zu herumzureißen. Das würde als Knebel reichen.

„Da guckst du, was? Abschaum!“, ätzte Praiobur unterdessen. „Widderich von Rauheneck. Ja. Dachtest du, ich würde dich nicht erkennen? Ein faules Ei wie dich riecht man eine Meile gegen den Wind. Du bist so gut wie tot. Hast das Urteil gerade selbst unterschrieben.“

„Keine Sorge. Ich stelle das gleich ab.“ Satijana fühlte sich bemüht, den Bremsklotz zu spielen, obwohl Widderich nicht sonderlich beeindruckt wirkte. Jedenfalls wurde seine Aura nicht wieder bedrohlicher. Der Anwurf reizte ihn offenbar nicht übermäßig.

„Und das für deine Sippschaft gleich mit. Als wärest du nicht schon genug Ballast, oder? Ein Patriarch, den man vor der Welt verstecken muss, weil er von Praios für seine schändlichen Taten gezeichnet wurde“, der Bannstrahler konnte offenbar einfach nicht das Maul halten. „Und jetzt reißt du die anderen mit in den Abgrund. Gibst der Kirche des Götterfürsten einen Grund, das Übel mit Stumpf und Stiel auszureißen. Wir wissen, wer ihr seid. Pack. Mörder. Frevler. Nimm mich mit auf eure Burg oder lass es bleiben. Das macht keinen Unterschied mehr. Nach dem hier seid ihr eh dem Untergang geweiht.“

„Leere Drohungen“, beharrte Satijana. Das wusste Widderich selbstverständlich auch. Er war ja nicht blöd. Gleichwohl hatte sich seine Miene jetzt doch wieder verfinstert. Es brodelte in ihm. Umso besser, dass sie ihren Ärmel bereits in der Hand hielt: „Und nun hierzu!“

„Ja genau, kommen wir zu dir, kleine Hure. Du hast dich mit den Ketzern eingelassen und wirst dafür ebenso brennen. Dich knüpfe ich mir persönlich vor. Wird mir eine besondere Freude sein, dir die verräterische Zunge aus dem Mund zu schneiden. Ich werde ...“

Satijana hatte den Mann erreicht – und kam doch einen Wimpernschlag zu spät.

Widderich war vor ihr da, packte ihn, riss ihn in die Höhe und klatschte den schweren Körper erbarmungslos an das Gestell, an dem er eben noch im Sitzen gelehnt hatte. Seine Hand schloss sich um den Hals des Praioten, ganz so wie dessen zuvor um den von Satijana. Vermutlich glich das Erstaunen in Praioburs Augen ihrem sogar bis aufs Haar. Da war nur der Unterschied, dass der Rauheneck nicht „spielen“, sondern töten wollte.

Um das zu begreifen, musste Satijana sein Gesicht gar nicht sehen, sie spürte es und handelte ohne zu überlegen. Bevor er erneut zuschlagen konnte, griff sie nach seinem Arm und gab ein leises „Schhhh“ von sich.

„Schhhh, was machst du denn da? Du bist klüger als das.“

„Ich bring die Drecksau um!“ Die Stimme des Ritters war zu einem heiseren Knurren abgeflacht und sie konnte von der Seite gut erkennen, dass seine Nüstern vor Zorn bebten.

„Das tust du nicht. Wir haben anders entschieden. Halt dich an den Plan!“

„Der Plan ist scheiße!“, fuhr Widderich auf. Zum ersten Mal wurde einer von ihnen so laut, dass Satijana nahezu sicher war, die Nachbarn müssten es hören. „War es schon immer! Ich geh das Risiko nicht ein, lass nicht zu, dass einer von uns in Gefahr gerät.“

„Ihr könnt gut genug auf Euch aufpassen, Widderich.“

„Und wer passt auf dich auf?“

„Das muss niemand“, sie schüttelte tadelnd den Kopf. „Er weiß doch gar nicht wer ich bin. Herrinje, er weiß nicht mal, wie ich aussehe.“

Satijana sah wie der Rauheneck die Augen kurz schloss und wie sich seine Brust unter zwei, drei tiefen Atemzügen hob und senkte. Es war vollbracht! Sie hatte ihn eingefangen. Das glaubte sie jedenfalls, bis sich sein Körper unerwartet noch einmal spannte.

Widderich führte den Schlag zu Ende, zu dem er schon vor einer ganzen Weile angesetzt hatte. Allerdings landete die Faust nicht in Praioburs – mittlerweile dunkellila – Gesicht, sondern schlug krachend in dem Holzpfeiler daneben ein. Dann wandte er sich ab und riss den Mund zu einem stummen Schrei auf, in dem sich seine Wut eben gerade nicht Bahn brechen konnte.

Fassungslos, den behelfsmäßigen Knebel wie einen Rettungsanker in den Händen, stand Satijana neben Praiobur, der stöhnte, ächzte und sich krümmte, es gleichzeitig aber irgendwie schaffte, heiser zu lachen. Es hatte etwas Unwirkliches, völlig Irrsinniges. Vor allem, als er dann noch tonlos zu zischen begann:

„Du wirst diesen Unhold nicht ewig an der Leine halten können, Mädels. Irgendwann begeht er eine Dummheit, die euch allen das Genick bricht.“

Vielleicht jetzt?

Im Gegensatz zu ihm, der vorgebeugt dastand und auf den Boden starrte, konnte Satijana sehen, dass Widderich die Worte des Geißlers vernommen hatte und dass er zurückkam. Er packte Praioburs Kopf und donnerte ihn mit einer fast beiläufigen Bewegung gegen den Holzpfeiler. Es gab ein widerlich knackendes Geräusch, dann fiel der Praiot zu Boden wie ein gefällter Baum – und blieb reglos liegen.

Satijana sah mit leisem Bedauern auf die Bescherung hinab. Wahrscheinlich war der Kerl nur ohnmächtig und nicht tot. Das änderte aber nichts daran, dass sie ihre gute Bluse völlig umsonst zerrissen hatte.

Ein Leben für ein Leben

Rittergut Heldauer, Baronie Rotenforst, Mitte Peraine 1033 BF

Fein. Also jetzt ... ?!

Satijana stand vor der Tür des kleinen Gutshofs und ihr Kopf war wie leergefegt. Sie hatte selbst entschieden, dass sie diese Aufgabe übernehmen würde. Aus gutem Grund, ohne Frage. Widderich war einfach nicht die richtige Person für so etwas. Das wusste er seit Jahr und Tag. Sie hingegen hatte es kürzlich noch bestritten.

Doch das war gewesen, bevor sie gemeinsam mit ihm quer durch Rotenforst ritt. Bevor sie Gelegenheit hatte, die Mienen der Menschen zu beobachten, denen sie unterwegs begegnete. Die ganze Verwirrung, die Ablehnung, die Angst. Überall beschwor er negative Reaktionen herauf. Und das ganz sicher nicht, weil er sich in dieser Rolle gefiel, weil er es wollte oder gar provozierte. Im Gegenteil: Der Rauheneck war sichtlich bemüht, so schonend wie möglich mit den Leuten umzugehen. Das reichte nur einfach nicht. Seine Gegenwart bereitete trotzdem allenthalben Unbehagen.

Als er sie am gestrigen Abend gefragt hatte, wie sie weiter vorzugehen gedachte – also wer die Botschaft überbringen sollte, wenn sie das Ziel erreichten –, war Satijana deshalb erst einmal in Schweigen verfallen. Sie hatte sich Zeit genommen, darüber nachzudenken, was für eine Reaktion wohl folgen würde, wenn der Sichelritter unangekündigt im Heim eines Fremden auftauchte. Keine gute. So viel stand fest.

Satijana war überzeugt davon, dass Widderich diesen Schluss und die daraus resultierende Antwort vorhergesehen hatte. Zugleich glaubte sie aber auch, dass er nicht bloß gefragt hatte, weil er sie vorführen wollte. Oder vielmehr: Um ihr zu zeigen, wie dumm die Behauptungen gewesen waren, die sie vor gut zwei Wochen auf dem Klagenfels aufstellte. Dazu hatte sein Interesse an ihrer Antwort zu aufrichtig gewirkt.

Der Makel, den der Rauheneck mit sich herumschleppte, das begriff Satijana jetzt, war bei weitem nicht so klein wie gedacht. Vor allem nicht für das designierte Oberhaupt einer Adelsfamilie. Widderich war schlicht nicht gesellschaftsfähig – und viel schlimmer konnte es eine Person in dieser Funktion eigentlich gar nicht treffen. Er war ständig auf Stellvertreter angewiesen, auf Herolde, die für ihn sprachen und verhandelten. Im Grunde ein unhaltbarer Zustand. Und sicher auch die Erklärung dafür, dass sein Vater die Geschicke des Hauses führte, obwohl er dazu für jedermann sichtbar völlig ungeeignet war.

Widderich war das theoretisch sicher nicht, praktisch aber brauchte er Hilfe, um sich seinem Umfeld mitzuteilen. Ihm blieb nichts, als sein Vertrauen in andere setzen. Was sicher nicht einfach war. Vor allem heute mit Satijana nicht. Immerhin stand sie schon fast ein Viertel Wassermaß vor dieser vermaledeiten Tür, ohne einen einzigen Finger gekrümmt zu haben. Sie wusste nicht, wo sie anfangen sollte. *Wie* sie *es* anfangen sollte. Oder zu Ende bringen. Und überhaupt: Warum gab es in diesem blöden Haus eigentlich keine Gänse oder Hunde, die bei der

Ankunft von Gästen Alarm schlugen? Dann wäre das Ganze einfacher gewesen. Sie hätte nicht so lange sinnlos rumüberlegen können, sondern schnell handeln müssen.

Satijana holte tief Luft, warf einen kurzen Blick über die Schulter zu Widderich und Praiobur, die weiter hinten im Hof ausharrten, und nahm sich dann endlich ein Herz. Dreimal klopfte sie gegen das schwere Eichenholz und wartete ab. Nicht lange. Es dauerte nur ein paar Herzschläge, bis ihr aufgetan wurde. Eine pausbäckige Magd sah sie fragend an und schien gar nicht zu bemerken, dass da noch jemand war.

„Travia zum Gruße, edle Dame“, sagte die Magd artig. „Sucht Ihr Gastung?“

„Travia zum Gruße“, erwiderte Satijana. „Nein, nur ein kurzes Wort mit deiner Herrin, Hadijah von Trenck. Wenn sie erlaubt?!“ Sie fügte ihren Namen und ihr Begehrt an und stand bereits kurze Zeit später in der Guten Stube des Anwesens.

Was sie in dem heimeligen Raum sah, erfüllte Satijana mit Bestürzung. Die verbliebenen Familienmitglieder waren wie Orgelpfeifen vor dem Kamin aufgereiht und starrten sie aus großen Augen an. Drei rothaarige, blauäugige Jungs im Alter von vier bis zehn, denen jetzt der Vater fehlte. Und neben ihnen eine kleine Frau, deren schwarzes Haar, Glutaugen und gebogene Nase hier im Norden so deplatziert wirkten, wie ein Bidenhöcker es getan hätte. Der Eindruck täuschte jedoch. Die Witwe des Herrn von Heldawer kam nicht aus dem Süden. Sie war in mittnächtlichen Breiten geboren worden, eine waschechte Festumerin. Auch wenn sie dreimal nach Aranien aussah. Und nach unendlicher Trauer.

Gerade erst hatte sie ihren Mann verloren. Sie wusste, dass er als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden war. Dass er zuvor gefoltert worden war. Die Qual, die ihr das bereitete, zeichnete sich überdeutlich auf ihren Zügen ab. Ihre Haltung wirkte zwar stolz, zugleich aber auch gebeugt und die Augen waren rot. So rot, wie es nur die von jemandem sein konnten, der seit Tagen unablässig weinte. An den Versuch, nachzuempfinden, wie es ihr gerade gehen mochte, wagte sich Satijana nicht heran. Sie fürchtete, was ihr dadurch drohte.

„Es tut mir so leid“, entfuhr es ihr, ehe sie sich vorgestellt oder ihre Gastgeberin überhaupt begrüßt hatte. Sie konnte nur hoffen, dass die Magd in Vorleistung getreten war. „Ich wünschte, es hätte einen Weg gegeben, dieses Unglück zu verhindern ...“

„Habt Dank, Wohlgeboren“, die Stimme der Frau klang brüchig, aber wenigstens schien sie zu wissen, mit wem sie es zu tun hatte. Auf die Magd war also Verlass. „Tinsel sagt, Ihr wärt eine Botin der Familie Rauheneck. In welcher Sache? Ich hoffe doch sehr, die wollen nicht, dass ich etwas für sie tue? Momentan kann ich nämlich niemandem Unterstützung bieten. Und selbst wenn ich es könnte, würde ich es nicht tun. Ihr müsst wissen, dass ich den Tod meines Gatten zu einem guten Teil den Sturmkrätzwalltern anlaste. Diesem Hüter. Und der ganzen verschworenen Kultisten-Gemeinschaft. Wenn sie sich nicht so stur an ihrem Glauben festklammern würden, hätte Nordolf das auch nicht getan.“

Die Herrin des Hauses kam ohne Umschweife zur Sache. Wenn Satijana es nicht bereits gewusst hätte, wäre ihr spätestens jetzt der Verdacht gekommen, dass sie keine Tulamidin sein konnte. Eine derartige Direktheit gab es bei denen nicht.

„Die Rauhenecks wollen nicht, dass Ihr etwas für sie tut, Hohe Dame. Vielmehr würden sie gern etwas für Euch tun. Um Euren Schmerz wenigstens etwas zu lindern.“ Satijana zögerte. Das hier war dünnes Eis. Offenbar hatte Hadijah mit den Alten Kulturen nichts am Hut. Aber das musste sie ja auch nicht, um zu begreifen, worum es hier ging – und es hoffentlich wertzuschätzen. „Ich kann Euren Zorn nachvollziehen und will dem auch gar nichts entgegenhalten. Ich will nur ... nun ja Gehe ich recht in der Annahme, dass ihr den größeren Anteil der Verantwortung trotz allem beim Bannstrahlorden seht?!“

Die Haltung der Trenckerin versteifte sich nahezu unmerklich und zu der unheimlichen Schwere auf ihren Zügen gesellte sich noch etwas anderes – sehr viel Schärferes, Spitzeres. Mehr als diese vagen Zeichen benötigte Satijana nicht, um zu dem Schluss zu gelangen, dass ihr erster Instinkt der richtige gewesen war.

„Worauf wollt Ihr hinaus?“, hakte die Witwe nach.

„Vielleicht sollten Eure Söhne sich bettfertig machen, Hohe Dame.“

Zumindest bei dem ältesten Jungen löste dieser geradezu blasphemische Vorschlag ein trotziges Muskelzucken aus, das Hadijah jedoch im Keim erstickte. Dafür nahm sie ihren Blick nicht mal einen Herzschlag lang von Satijanas Gesicht, sondern hob einfach nur eine Hand und deutete entschieden auf die Tür:

„Geht. Sofort!“

Erstaunlicherweise gab es keine Diskussionen, sondern die kleinen Rotschöpfe fügten sich klaglos in ihr Schicksal. Am Rande nahm Satijana wahr, wie sich in einer Ecke des Raums eine weitere Frau erhob. Klein, untersetzt und mit dem gleichen roten Haar, das die Jungs hatten – nur dass es schon von vielen grauen Strähnen durchzogen wurde. Das musste Nordolfs Mutter sein. Sie machte eine Bewegung, die den Schluss nahelegte, dass sie eine Waffe scheidete. Allem Anschein nach waren die Heldawerer sich nicht sicher gewesen, ob sie mit guten oder bösen Absichten kam. Gab es etwa einen Grund zu glauben, dass die Rauhenecks ihnen an den Pelz wollten? Satijana war irritiert.

„Tinsel, nimm den Kleinen und geh mit den Jungen“, mit diesen Worten beorderte die alte Trenckerin auch die Magd aus dem Zimmer und stellte sich dann neben Hadijah, um Satijana skeptisch zu mustern.

Der fiel jetzt erst die Wiege auf, die beim Kamin stand. In ihr lag ein weiteres Kind. Noch ein Junge. Erst ein paar Monde alt. Davon hatte Bärfang berichtet, aber sie hatte es wieder verdrängt. Weil die eigentlich freudige Kunde im Anbetracht der Situation viel zu bitter schmeckte.

„Also?“, die Jungs und die Magd hatten den Raum kaum verlassen, als Hadijah den Faden wieder aufnahm. „Was kann die Familie Rauheneck für uns tun? Das würde mich brennend interessieren. Ich kann mir nämlich kaum etwas vorstellen, das meinen Schmerz über den Verlust auch nur ansatzweise lindern würde.“

„Lasst uns einen Versuch wagen“, Satijana war angespannt. Das war ihr auch anzuhören. Aber sie machte das Beste daraus. „Ich bin nicht allein, sondern habe einen Freund dabei. Widderich von Rauheneck wartet draußen vor der Tür.“ Sie sah Unglauben in den Augen der Frauen aufleuchten und versuchte, es irgendwie wegzulächeln.

„Dass der Bursche heuer noch ‚Freund‘ geheißen wird, überrascht mich, Hohe Dame. In den letzten fünfzehn Götterläufen habe ich derlei niemanden mehr sagen hören“, murmelte die Schwiegermutter.

Die letzten fünfzehn Götterläufe? Wie meinte sie das? Satijana warf ihr einen fragenden Blick zu, entschied dann aber, die Sache auf sich beruhen zu lassen und stattdessen die eigentlich wichtigen Dinge ins Visier zu nehmen.

„Ich nenne ihn so“, sagte sie und fühlte sich dabei nicht einmal als Lügnerin. „Und ich möchte Euch bitten, ihn unvoreingenommen zu begrüßen. Er ist mit den besten Absichten hier. Ihn dauert das Schicksal Eurer Familie genau wie mich, wie seine Geschwister und den Vater. Ihr wisst, dass die Rauhenecks in der Vergangenheit auch geliebte Menschen verloren haben – zum Teil unter ähnlichen Umständen. Sie fühlen mit euch.“

Die Trenckerinnen wechselten einen kurzen Blick. Dann hob die Schwiegermutter die Schultern und Hadijah verzog den Mund zu einem schiefen Strich.

„Bisher haben wenig genug Menschen es gewagt, mir ihr Mitgefühl auszusprechen“, sagte sie. „Insofern habt abermals meinen Dank. Und mein Interesse habt Ihr nun auch. Ich lasse es auf einen Versuch ankommen. Er soll kommen. Aber nicht hierher, sondern in die Diele. Und wenn er irgendetwas Seltsames anstellt, setzen meine Schwiegermutter und ich euch beide vor die Tür. Nur damit das gleich klar ist!“

Satijana nickte und folgte den Hausdamen in den Flur gleich hinter der Haustür. Gemeinsam warteten sie auf die Rückkehr eines Knechts, der ausgesandt worden war, um Widderich zu holen. Der Rauheneck ließ sich diesmal glücklicherweise nicht so viel Zeit wie auf der Birkener Baustelle. Es dauerte nur ein paar Augenblicke, bis Satijana hörte, wie sich seine Schritte näherten. Kurz darauf schob er Praiobur vor sich durch die schmale Tür. Und dann standen beide Männer im Flur – umwabert von eiskalter Frühlingsluft, die sich mit der Zeit in ihren Kleidern festgesetzt hatte und jetzt langsam von der Wärme des Hauses aufgesaugt wurde.

Satijana versuchte, sich vorzustellen, wie das Bild auf ihre Gastgeberinnen wirken musste: Ein schwankender, breitschultriger Riese, der einen Sack über dem Kopf trug und in einen einfachen Umhang aus Filz gehüllt war. Und daneben der auch nicht gerade kleine Sichelritter, der seine Waffen trug und dazu eine Miene, die ganz sicher leichtens ausgereicht hätte, um die rothaarige Kinderschar auf der Stelle zu vertreiben – wenn sie denn noch da gewesen wäre. Widderich

neigte das Haupt, vermutlich zu einem nicht unwesentlichen Teil, um dem Blick der beiden Damen auszuweichen, und schob den als solchen bisher noch nicht erkennbaren Bannstrahler ein Stück weiter auf sie zu.

„Geister zum Gruße, die Damen“, brummte er schließlich in seinem typisch harten, rauhen Tonfall und hob den Kopf wieder.

Er wollte augenscheinlich noch etwas anfügen, aber dafür reichte Hadijahs Geduld nicht. Sie kam ihm zuvor:

„Was ist das bitte? Wen habt Ihr da gebracht?“

In ihren Augen blitzte nicht nur die Furcht vor Widderich, sondern auch ein Quäntchen Neugier. Satijana vermutete, dass sie zumindest eine Ahnung hatte, um wen es sich handeln könnte – und lächelte der Festumerin bestätigend zu. Dann trat sie an Praiobur heran, um ihm den Umhang von den Schultern zu reißen und für Gewissheit zu sorgen. Sein Ornat war mittlerweile ziemlich blutig und verdeckt, dennoch schien die reinweiße Grundfarbe an vielen Stellen durch und die goldene Sonne auf der Brust wies ihn nach wie vor glasklar als Bannstrahler aus.

Die Schwiegermutter der Witwe schien damit nicht gerechnet zu haben. Sie riss die Augen auf und schlug beide Hände vor den Mund, als könne sie es beim besten Willen nicht fassen. Hadijah war deutlich beherrschter. Zwei rasche Schritte brachten sie näher an Praiobur heran – und auch an Widderich und Satijana. So konnte sie sehen, wie Furcht, Unbehagen und endlose Trauer von den Zügen der zarten Frau wichen. Sie machten etwas anderem Platz. Einer Regung, die Satijana selbst nur zu gut kannte und deren Anblick ihr im Moment die reinste Freude war – mochte sie auch noch so finster sein.

„Bringt ihn zu mir runter!“, befahl die Trenckerin mit Grabesstimme.

Widderich zögerte nicht, der Aufforderung zu folgen. Mit zwei, drei raschen Bewegungen zwang er Praiobur vor der kleinen Frau auf die Knie, sodass die nach dem Jutesack greifen und ihn von seinem Kopf reißen konnte. Als sie in das geschundene, verquollene und blutige Gesicht des Geißlers sah, brannten ihre Augen in einem Feuer, das nur eines bedeuten konnte: Widderich musste sich nicht länger mit der Frage herumquälen, welch verheerende Folgen es für seine Familie hätte, wenn sie Gnade mit dem Praioten walten ließ. Das würde nicht geschehen und Satijana somit wenigstens dieses eine Mal Recht behalten.

„Ist das der Kerl, der meinen Mann gefoltert und verbrannt hat? Oder der andere?“

„Der Erstere“, antwortete der Widderich knapp. Dann trat er einen Schritt zurück, um der Witwe ihren Raum zu lassen.

„Gut“, murmelte die nur und verfiel in dumpfes Schweigen. Sie lieferte sich ein Blickduell mit Praiobur, der gefesselt und geknebelt vor ihr auf den schartigen Bohlen kniete und auch diesmal wieder keine Chance gegen die rasende Wut eines Opponenten hatte.

„Hochgeboren ...“, die Schwiegermutter trat nun ebenfalls nach vorn und erhob zum ersten Mal in Widderichs Gegenwart das Wort. Sie richtete es direkt an ihn, was Satijana gleichermaßen verwunderte wie freute. Denn weder Ablehnung, noch Missmut oder Furcht lagen in ihrem Blick. Vielmehr schien sie einfach nur dankbar zu sein. „... Ihr und die Euren ... Ihr kennt die Alten Wege und haltet Euch auf ihnen. Dass Ihr uns trotz all der drohenden Gefahren zu unserem Recht verhelft, rechne ich Euch hoch an. Ich hatte gehofft, jemand würde es tun, aber ich glaubte nicht daran. Wir werden das nicht vergessen.“

Satijana verstand nicht, wovon die Frau redete. Aber es konnte ja nur etwas Gutes sein. Immerhin sah es nicht so aus, als beabsichtige sie, ihre Schwiegertochter von deren sicher sehr blutigen Rache abzuhalten. Und es hörte sich an, als würde sie genau jene für ihr gutes Recht halten. Die „Alten Wege“ also. Vielleicht sollte sie in Erfahrung bringen, worum es sich dabei handelte ...

„Wir werden uns stets daran halten, Hohe Dame“, kam es unterdessen von Widderich. „Unsere Überzeugungen sind so unverrückbar wie es die Eures Sohns waren.“

„Das ist gut“, ein schwaches Lächeln eroberte die Züge der Alten. Sie nickte erst Widderich und anschließend auch Satijana anerkennend zu. „Dann geht jetzt und lasst uns allein mit unserer ... *Trauer*. Wir hören voneinander.“

„Ihr meint ...?“

Satijana blickte die Frau überrascht an, kam aber nicht dazu, ihre Frage fertig zu formulieren. Denn Widderich legte seine Hand auf ihre Schulter und schob sie mit sanfter Gewalt auf den Ausgang zu. Auf dem Weg da hin fiel ihr Blick ein letztes Mal auf Praioburs Gesicht, seine eisblauen, eiskalten Augen.

Der Mann wusste, dass er geliefert war. Und das war gut so. Er hatte es nicht besser verdient.

Ein kapitaler Fehler

Feste Klagenfels, Baronie Rotenforst, Ende Peraine 1033 BF

Als sie wieder auf dem Klagenfels ankamen, war es so spät, dass die Burg bereits in tiefem Schlaf lag. Das machte Satijana fast ein bisschen neidisch, auf dem Weg hierher hatte die Müdigkeit sie nämlich ebenfalls übermannt. Sie war sogar im Sattel eingenickt, drei oder vier Mal im Ganzen. Beim letzten Vorfall dieser Art hätte sie fast einen Abflug gemacht – was nicht zuletzt daran lag, dass sie eh eine ziemlich mittelmäßige Reiterin war und das Manövrieren auf schwierigen Bergpfaden noch dazu nicht gewöhnt.

Jedenfalls hatte Widderich im Angesicht ihres drohenden Scheiterns ein Einsehen gehabt: Er hob sie zu sich aufs Pferd, bevor etwas potenziell Gefährliches passieren konnte. Natürlich nicht, ohne einen blöden Kommentar darüber zu machen, was für ein verweichlichtes Stadtgewächs sie doch war. Satijana verbuchte es unter „gutmütige Spöttelei“ und sah darüber hinweg. Denn auch wenn es gehässig klang, konnte sie sich nicht vorstellen, dass er sie ernsthaft verletzen wollte. Dafür waren sie in den letzten Tagen zu gut miteinander ausgekommen.

Sie saß also wieder hinter ihm auf dem Pferd, als sie das erste Tor des Klagenfels passierten. Putzmunter übrigens, denn ihre Müdigkeit war vollständig verflogen – und zwar ziemlich genau in dem Moment, in dem sie sich leise gähmend an Widderichs Rücken schmiegte. Sie schob es zunächst auf seine grässliche Aura. Darauf, dass ein gesunder Verstand in seiner unmittelbaren Nähe vermutlich einfach nicht ruhen konnte. Bei all der vermeintlichen Gefahr.

Nach einer Weile musste sie sich jedoch eingestehen, dass das nicht die ganze Wahrheit war. Es gab noch ein paar andere Gründe. Der Körperkontakt war einer davon. Der sagte ihr ungemein zu, löste ein angenehmes Ziehen in der Magengegend aus. Kein Wunder, nach ewig langen Monden der Enthaltsamkeit auf einer winterlich tristen Burg. Sie war dergleichen nicht gewohnt und wenn sie nicht bald für Abhilfe sorgte, würde sie wahrscheinlich irgendwann anfangen, nichtsahnende Passanten zu bespringen. Das brauchte kein Mensch. Deshalb musste sie auch so schnell wie möglich weg von hier. Wieder zurück in die Zivilisation.

Da es so weit aber noch nicht war, richtete Satijana ihre Gedanken zur Ablenkung auf die Geschehnisse der vergangenen Tage. Sie hatte viel erlebt. Viel, das einer gründlichen Bewertung bedurfte. Sie war sich im Klaren darüber, dass sie eine schändliche Tat begangen hatte. Aber das schlechte Gewissen blieb aus. Sie fragte sich nur immer wieder, was momentan wohl in Birken los war. Was die Frauen aus Heldawer mit dem Bannstrahler angestellt hatten. Wie das Ganze weitergehen würde.

Und dann war da noch dieser andere Gedanke. Im Grunde befasste der sich mit einer Marginalie, die Zuwendung nicht in dem Maß verdiente, das sie ihr gewährte. Allein, ihr Kopf war sein eigener Herr. Er machte, was ihm gefiel. Und im Moment gefiel es ihm, sie immer und immer wieder auf dieselbe Frage zu stoßen: Warum hatte die Wünschelsalbe keine Wirkung auf Widderich gezeigt? Auf alle, aber nicht auf ...

„... loslassen, sonst kann ich nicht absteigen. Ich habe keine Lust, die ganze Nacht auf dem Zossen zu verbringen.“

„Hum?“ Satijana öffnete die Augen und stellte fest, dass sie sich bereits in den Stallungen des Klagenfels befand. Widderich hatte offenbar gerade versucht, sich aus ihrem Griff zu befreien und war daran gescheitert. „Tut mir leid“, murmelte sie leise und ließ ihn los. „Ich bin wohl nicht ganz bei mir.“

„Ist recht.“

Einen Herzschlag später war er aus dem Sattel gesprungen und hatte den Verschluss seines Pferdes verlassen. Wahrscheinlich wollte er sich zuerst um ihren Gaul kümmern, der die ganze Zeit brav am Führzügel mitgelaufen war. Weit und breit kein Knecht in Sicht, da blieb ihm ja nichts anderes übrig. Satijana blickte dem Rauheneck schweigend hinterher und bedauerte ausgiebig, dass die angenehme Wärme seines Körpers plötzlich weg war. Dann kehrte sie zu ihren Überlegungen in Sachen Salbe zurück.

Was das betraf, war sie bisher noch zu keinem befriedigenden Schluss gelangt. Die Vorstellung, Widderich habe einen so eklatanten Mangel an Träumen und Gelüsten, dass er für den Zauber schlicht nicht empfänglich war, konnte sie keinesfalls akzeptieren. Denn das würde bedeuten, dass er in einem unrettbaren Maß verkorkst war. Dass er sich nach gar nichts sehnte. Nicht nach Leidenschaft, nicht nach Nähe, nicht nach Vertrautheit. Dass er keine Traumfrau hatte, keinen Traummann, nichts dergleichen. Nicht mal jemanden, mit dem er sich befreunden oder dem er aus anderen Gründen gefallen wollte.

Wenn das so stimmte, war seine Existenz wirklich sehr, sehr traurig und das kam ...

„... da oben bleiben, oder wie darf ich das verstehen? Soll ich dir eine Decke reichen?“

Wieso unterbrach er sie eigentlich ständig? Satijana brummte unwillig.

Hatte er es denn wirklich so eilig? Es dauerte einen Moment, bis sie weit genug aus ihrer Gedankenwelt aufgetaucht war, um sein Problem zu verstehen: Solange sie auf dem Pferd saß, gestaltete sich das Absatteln schwierig. Sie musste weichen, damit er weitermachen konnte. Traurig, wo es hier oben doch gerade so bequem war. Satijana seufzte und warf einen zweifelnden Blick auf den Boden, der ihr unsäglich weit entfernt schien.

„Wenn ich nach so langer Zeit vom Pferd springe, sticht das immer sehr schmerzhaft in den Fußgelenken“, jammerte sie schließlich.

„Dafür gibt es Steigbügel.“

„Die sind zu lang.“

„Ist das dein Ernst?“

Widderich sah zu ihr auf – fragend, mit schräggelegtem Kopf und zerfurchter Stirn. War das Ärger oder Amusement? Zweiteres ja wohl hoffentlich! Kurz starrten sie einander wortlos an, dann schüttelte er den Kopf, legte den Sattel des Beipferdes beiseite, trat an sein eigenes heran und hob auffordernd die Hände:

„Komm her!“

„In deine Arme etwa?“

„Wenn du so willst. Ich hol dich da runter, du armes, schwaches Mädchen.“

Satijana lachte, schwang das rechte Bein aber dennoch über das Sattelhorn und ließ sich vorsichtig vom Rücken des Streitrosses gleiten. Widderich fing sie auf, vollführte eine halbe Drehung und setzte sie sanft auf dem Boden ab.

„Geht es so, holde Maid?“, fragte er spöttisch.

Ging, ja.

Aber dafür hatte sie jetzt wahrlich keinen Kopf. Denn mit einem Mal war sie ihm erneut sehr nahe, spürte seine Hände auf ihren Hüften, und der innere Schweinehund brachte sie sofort wieder auf dumme Gedanken. Nur dass die Situation diesmal anders war. Nicht ganz so einseitig. Jedenfalls glaubte Satijana das.

Widderich hielt ihren Blick für ein paar Lidschläge, was an sich schon sehr ungewöhnlich war, und wirkte dabei auch noch einigermaßen zahm. Sie konnte wenig von der üblichen Aufwallung in seinen Augen erkennen, dafür aber ein belustigtes Funkeln. Und noch etwas anderes, das sie seltsamerweise entfernt an Zuneigung erinnerte. Dann senkte der Sichler den Blick und bereitete ihrem neugierigen Studium ein jähes Ende.

Die Spannung, die mit einem Mal zwischen ihnen in der Luft hing, blieb allerdings und sandte ein Kribbeln durch Satijanas Leib. Sie knisterte förmlich, als Widderich eine Hand an ihren Hals hob und den ohnehin schon verrutschten Schal ganz zur Seite schob, um die bunt schillernden Würgemale zu betrachten, die Praiobur dort hinterlassen hatte.

Satijana hielt die Luft an, denn für einen kurzen Moment verstieg sie sich so weit, zu glauben, dass er kurz davorstand, mit dem Daumen über ihre geschundene Haut zu streichen. Doch das passierte natürlich nicht. Er hatte sie noch nie auf diese Art berührt und würde sicher auch jetzt nicht damit anfangen. Kurz darauf zerstörte der Weidener auch das letzte bisschen Stimmung, indem er die atemlose Stille mit seiner kratzigen Stimme zerfetzte.

„Bornische sind Großmeister im stillen Leiden, heißt es. Vermutlich ist das der Grund dafür, dass du das hier als ‚nichts passiert‘ bezeichnen kannst, ohne rot zu werden, eh? Ich schulde dir Dank dafür, dass du mir die angekündigte Bestrafung ersparst, schätze ich.“

War das ein Lächeln, was da über seine Lippen huschte, bevor er sich von ihr ab- und dem Sattel seines Pferdes zuwandte? Satijana starrte irritiert auf den Rücken des Ritters, als sie jäh von einem unerwarteten Gedanken niedergestreckt wurde:

Was, wenn Widderich bei Birken in ihr das Gleiche wie immer gesehen hatte, weil es genau das war, was er haben wollte? Was, wenn er bei der fürchterlichen Auseinandersetzung im Kaminzimmer einfach nur sehr überzeugend gelogen hatte? Aus welchem Grund auch immer. Wenn sie doch eine Frau nach seinem Geschmack war? Und mehr noch: Wenn er sich insgeheim nach ihr verzehrte? Würde sein Unterbewusstsein dann ein anderes Bild auf sie projizieren? Wohl kaum! Das wäre widersinnig gewesen.

Satijana hielt inne, um den Gedankengang von allen Seiten abzuklopfen, nach einem logischen Fehler zu suchen. Sie fand keinen. Dennoch war die These gewagt. Sie hätte sie niemals laut geäußert. Aus Angst, sich lächerlich zu machen.

Allein ... da war nun plötzlich diese Ahnung. Ein Gefühl. Und auf ihre Gefühle konnte sie sich normalerweise verlassen.

Satijana sah dem Rauheneck nach, als er schwer beladen in Richtung Sattelkammer abschob. Ohne sie eines Blickes zu würdigen. Als sei nichts gewesen. Was ja auch stimmte. Und was so auf keinen Fall bleiben durfte! Nicht, wenn auch nur der Hauch einer Chance bestand, dass er sich doch zu ihr hingezogen fühlte. So wie sie sich zu ihm. Und sei es auch nur, weil sie außerstande war, sich die anderenfalls drohende Niederlage einzugestehen.

Ein schiefes Lächeln schlich sich auf ihre Lippen, als sie den Schal, die Handschuhe und den Mantel ablegte, um die Verfolgung ihrer Beute aufzunehmen. Der Jagdeifer war schlagartig zurück. Widderich konnte beängstigend sein, ja. Aber er gefiel ihr mit jedem Tag besser – und war jetzt eben verdammt noch mal endlich fällig!

Ihr Stolz und ihre Natur verlangten es von ihr. Gebrochene Hände hin oder her.

Die Entschlossenheit, mit der Satijana die Sattelkammer betrat, hätte ausgereicht, um einen Drachen in die Flucht zu schlagen. Na ja, einen kleinen vielleicht. Ohne sich umzusehen, marschierte sie schnurstracks auf das Subjekt ihrer Begierde zu. Natürlich verstand Widderich zunächst nicht, was los war. Er hatte den Raum offenbar gerade wieder verlassen wollen, hielt aber mit fragender Miene inne, als sie die Tür hinter sich schloss.

Noch einmal tief durchgeatmet, und los!

„Ich habe dich beim Lügen erwischt, Rauheneck.“ Satijana pikste dem Ritter anklagend mit dem Zeigefinger in die Brust. „Es war ein netter Versuch, wirklich. Fast hättest du mich gehabt, und dafür gilt dir meine Hochachtung. Aber jetzt bist du aufgefliegen.“

„Wie bitte?“

Er maß sie mit einem prüfenden Blick. Noch schien er nicht zu begreifen, worum es ging. Sie nahm jedoch an, dass er sich bereits auf einem guten Weg befand – nur ein paar kleine Schritte von der Erkenntnis entfernt.

„Ich bin also keine Frau nach deinem Geschmack, ja?“

Widderich legte den Kopf schief und zog die Brauen zusammen. Normalerweise wirkte das auf Satijana einschüchternd, aber heute fehlte es dem Ganzen an Biss. Oder vielleicht war sie auch einfach nur nicht empfänglich dafür. Ihr Körper und der Geist waren auf andere Dinge als Flucht eingestellt. Da konnte die eine oder andere Drohgebärde schon mal wirkungslos verpuffen.

„Du hast mich gesehen“, fügte sie seelenruhig an.

„Ich nehme an, ich sollte verstehen, was du mir damit sagen willst?“, fragte er.

„Bei Birken. Da sahst du mich, wo du eigentlich eine Sehnsuchtsgestalt aus deinen wildesten, feuchtesten Träumen hättest sehen müssen. So wie es bei allen anderen war. Kommt dir das nicht ein bisschen seltsam vor?“

„Nein.“

Widderich startete einen Versuch, sich an ihr vorbei zur Tür zu schieben. Satijana ließ ihm das aber nicht durchgehen, sondern griff nach seinem Wams und hielt ihn fest.

„Mich würde interessieren, was für eine Rolle ich in diesen Träumen spiele, mein Lieber. Getraust du dich da wenigstens, mich zu vögeln? Oder beobachtest du mich auch nur aus der Ferne? Wie wenn du wachst?“

Er griff nach ihrer Hand. Wohl um sie von seinem Leib zu pflücken, wie er es im Kaminzimmer kürzlich schon einmal getan hatte. Nur tat er es nicht ganz so entschieden wie da, wollte offenbar nicht erneut all die zwingende Kraft einsetzen, über die er im Grunde vollkommen frei hätte verfügen können.

Sein Pech!

„Ich darf dich an die letzte Begegnung dieser Art erinnern?“, hob der Rauheneck an. „Ich habe keinen Bedarf! Und wenn du nicht von mir ablä...“

„Lügner!“ Satijana versetzte ihm einen Stoß gegen die Schulter und griff kurzentschlossen nach der Hand, die nun ja eh schon auf ihrer lag. „Du hast sehr wohl Bedarf! Du willst mich, traust dich nur nicht, deine Wünsche wahr werden zu lassen. Dabei würde dir das bestimmt helfen, diesen verfluchten Stock aus deinem Arsch zu kriegen. Also hör schon auf, dich zu zügeln und leg endlich los, herrindonnerwetternochens!“

Jahaaa, da war sie nun wieder!

Nach dieser handfesten Provokation, flackerte die altbekannte Wut in Widderichs Augen auf. Sie kam auf dunklen Schwingen geflogen, paarte sich mit der üblichen Missbilligung und ... ja, mit ... etwas, das Satijana nicht recht zuordnen konnte. Unsicherheit vielleicht? Oder vorsichtiges Interesse? Sie fand jedenfalls, dass das Glühen weniger bedrohlich wirkte, nachdem sich die letzte Zutat hineingemischt hatte. Das gab ihr genug Mut, um den nächsten Schritt zu machen.

„Trau dich!“, raunte sie. „Ich will es doch auch. Was soll denn schon passieren?“

Als er auf ihre Frage nicht reagierte, sondern sie bloß weiter anstarrte, knurrte Satijana leise und drückte seine Hand.

„Ich mach es dir ganz leicht.“ Mit diesen Worten trat sie näher an ihn heran. „Was gefällt dir denn so gut an mir, hm?“

Widderichs Augen verengten sich und die Kiefermuskeln begannen zu arbeiten. Wohl eine Begleiterscheinung angestregten Nachdenkens. Vermutlich darüber, ob er nicht einfach schon mal anfangen sollte, ihre Finger zu brechen. Schließlich befand sich eine der Hände ja quasi bereits in seiner Gewalt. Doch auch das beeindruckte Satijana heute nicht. Sie wollte wissen, ob sie mit ihrer Vermutung richtig lag. Hier und jetzt!

„Mein Gesicht?“ Satijana hob Widderichs Hand an ihre Wange. „Wenn dich danach dürstest, es zu kosen: Sei mein Gast!“ Sie führte die Fingerspitzen des Weideners am Schwung ihres Wangenknochens entlang, über die Lippen, die sie unter der Berührung leicht öffnete, übers Kinn, den Hals und bis zum Brustbein hinab.

Es war die reinste Freude, seine Miene zu beobachten, die mit dem Fortschreiten der Bewegung immer mehr erstarrte. Entweder würde er sie gleich wieder von sich stoßen, oder ihrem Drängen endlich nachgeben. In jedem Fall stand das Unterfangen auf Messers Schneide.

„Mein Busen?“ Satijana griff nach der zweiten Hand des Sichlers, um für jede Brust eine zu haben. Dann sorgte sie dafür, dass er spürte, was es bei ihr zu holen gab – und sah ihm währenddessen völlig ungeniert in die Augen.

Widderich ließ sie gewähren. Mit einem Glosen in den blauen Iriden und bebenden Nasenflügeln. Aber ausnahmsweise nicht aus Zorn, auch wenn es oberflächlich ganz danach aussah. Nein, es war vor allem Verlangen, was Satijana da wahrnahm. Ganz ohne Frage. Diese Regung erkannte sie sofort. Immer. Egal bei wem.

Er wollte sie tatsächlich!

Sich dessen endlich gewiss zu sein, zauberte ein triumphierendes Lächeln auf ihre Lippen und löste zugleich heißes Sehnen aus. Danach, es unverzüglich mit diesem halsstarrigen Kerl zu treiben. Nicht nur, weil sie gerade unter gehörigem Druck litt, sondern auch, weil es ihr helfen

würde, herauszufinden, aus welchem Holz er wirklich geschnitzt war. Toter Fisch? Tiefes Wasser? Brodelnder Vulkan?

Den Weidener Sonderling besser einordnen zu können, war Satijana in den vergangenen Tagen zu einem speziellen Anliegen geworden. Weil er ihr viel zu viele Rätsel aufgab. Noch immer! Und weil es sie gewaltig fuchste, wenn sie daran scheiterte, sich das Wesen eines anderen Menschen zügig zu erschließen – wenigstens in groben Zügen. So was gab ihr das ungute Gefühl, auf einem der wenigen Gebiete zu versagen, in denen sie sich für richtig kompetent hielt.

„Deins, wenn du wagst, es dir zu nehmen“, hauchte Satijana leise und schloss seine Finger fester um ihr Fleisch.

Widderich starrte nun wie gebannt auf ihre Hände und auf seine Hände – und damit auch auf ihre Brüste. Es war offensichtlich, dass er einen inneren Kampf ausfocht und sich ums Verrecken nicht geschlagen geben wollte. Da half sie gern noch einmal nach: führte seine Hände über ihre Taille zum Allerwertesten hinab.

„Mein Arsch?“, raunte sie und nutzte die Bewegung, die sie ohnehin aufeinander zu führte, um ihre Lippen dicht an sein Ohr zu bringen. „Mach damit, was du willst. Aber mach endlich!“ Sie hielt kurz inne: „Oder soll ich dir erst noch zeigen, was *mir* an *dir* gefällt?“

Sollte sie offenbar nicht, denn auf einmal „machte“ der Rauheneck tatsächlich ...

Das Nachspiel

Feste Klagenfels, Baronie Rotenforst, Ende Peraine 1033 BF

Am nächsten Morgen beim Frühstück zwischen den Rauhenecks zu sitzen, fühlte sich irgendwie seltsam an. Nicht nur, weil die Stimmung ziemlich verhalten war. Denn das stellte kaum eine Überraschung dar. Zwar hatten Widderich und Satijana ihre Queste erfolgreich zu Ende gebracht, uneingeschränkt positiv war das Ergebnis aber nicht. Selbst wenn Praiobur mittlerweile tot in seinem Blute oder sonst wo lag, ließ sich das schließlich nur bedingt als Sieg für die allenthalben verschrienen Heckenreiter auslegen. Jedem im Raum war klar, dass das Verschwinden des Bannstrahlers früher oder später auch – wahrscheinlicher aber: vor allem – auf die Familie zurückfallen würde.

Ihr standen harte Zeiten bevor. Mit dieser wenig rosigen Aussicht vor Augen war es verständlich, dass Brandulf, Widderich, Bärfang und Firnfee nicht viel sprachen, sondern lieber ihren Gedanken nachhingen. Satijana tat das ebenfalls. In ihrem Kopf hatte sich allerdings ein gänzlich anderes Thema zum Herrscher aufgeschwungen. Sie fühlte sich in erster Linie deshalb seltsam, weil da mit einem Mal wieder etwas zwischen Widderich und ihr zu stehen schien. Etwas, das noch unüberwindlicher schien als die massiven Brocken, die er bisher schon in ihren Weg gewuchtet hatte. Er sah sie nicht mal mehr an. Ließ ihre Versuche, Blickkontakt aufzunehmen, an einer Mauer der Ignoranz scheitern. Und irgendwie prickte sie das.

Es war nicht das erste Mal, dass sie so etwas nach einem Schäferstündchen erlebte. Bei weitem nicht. Allerdings bereitete es ihr bei dem Weidener größeres Kopfzerbrechen als üblich. Vielleicht, weil es vorhersehbar gewesen war und sie sich diese Entwicklung zu einem Großteil selbst zuschreiben musste. Vielleicht aber auch, weil das hier etwas anders war als bei den biedereren Kerlen, die einfach nur puterrot anliefen, wenn sie sie nach dem Rahjensopfer ansah. Widderich war nicht verlegen, er kochte innerlich. Offenbar nahm er ihr äußerst übel, dass sie ihn in einem schwachen Moment erwischt und das gnadenlos ausgenutzt hatte.

Satijana hatte noch nicht entscheiden, wie schlimm sie das finden wollte. Einerseits hatte sie vielleicht das zarte Pflänzchen Freundschaft zertrampelt, das zwischen ihnen gesprossen war. Andererseits reichte ein Gedanke an die nächtliche Begegnung in der Sattelkammer vollkommen aus, um gleich wieder Hitze in ihrem Körper aufwallen zu lassen. Sie wollte dieses Erlebnis auf keinen Fall missen! Fragte sich nur, ob hiernach noch irgendetwas gerettet werden konnte, oder ob der Rauheneck jetzt so verstimmt war, dass er sie nie wieder einkriegen würde. Zweiteres wäre eine Schande gewesen, denn die Geschehnisse von gestern ließen Potential für viele weitere kurzweilige Stunden vermuten.

Satijana seufzte leise, was Firnfee offenbar missverstand. Sie hob den Kopf, warf ihr einen fragenden Blick zu und lächelte dann freundlich.

„Wir sind keine guten Gastgeber, oder? Sitzen hier und schweigen dich an“, murmelte sie. „Warte einen Moment, ich überlege mir etwas, worüber wir reden können. Vielleicht ...“

„Vielleicht reden wir mal über dich, Satijana“, sprang Bärfang seiner Schwester bei. „Wir haben dich bisher glaube ich alle falsch eingeschätzt. Wenn sich jemand so freimütig an einem Anschlag auf den Bannstrahl beteiligt, hat er doch sicher eine Geschichte zu erzählen?“

„Eine Geschichte? Ich? Nein!“ Sie rührte lustlos in ihrem Haferbrei herum und schüttelte den Kopf. „Da gibt es nichts Interessantes zu erzählen.“

„Sicher? Nachdem du jetzt unser Komplize bist und damit schon fast zur Familie gehörst, sollten wir doch ein bisschen mehr über dich wissen als bloß, dass du aus dem Bornland kommst und ein Weichei bist“, beharrte der glatzköpfige Hüne.

Satijana hob den Kopf und sah nachdenklich in seine hellen Augen. Sie war beileibe nicht gut darin, Geschichten aus ihrem Leben zu erzählen. Jedenfalls nicht, wenn es um die Wahrheit ging, statt um das, was sie sich während des Erzählens ausdachte, um ihren Gesprächspartnern zu gefallen. Manchmal fragte sie sich, ob sie über all die Lügengebilde in den vergangenen Jahren nicht längst schon Teile der Wahrheit vergessen hatte. Es wäre ihr äußerst unangenehm gewesen, jetzt aus dem Nähkästchen plaudern zu müssen. Und fast genau so unangenehm wäre es, sich der Bitte ihrer neuen Freunde zu verweigern. Glücklicherweise blieb ihr beides erspart, denn sie erhielt Hilfe von unerwarteter Seite.

„Ich denke nicht, dass das nötig ist, Bärfang. Wir brauchen ihre Geschichte nicht zu kennen, denn sie wird uns heute verlassen.“ Widderich blickte auf seinen Bruder und nicht auf Satijana, aber sie war sich sicher, dass die Worte eigentlich ihr galten.

Danach herrschte einen Moment verwirrtes Schweigen im Raum. Brandulf, Bärfang und Firnfee richteten ihre Blicke auf sie und hoben fragend die Brauen.

„Tatsächlich?“, in Firnfees Stimme lag Bedauern. „Wie schade, wo du mir doch über den Winter so ans Herz gewachsen bist. Eine Schwester wie dich könnte ich gut gebrauchen.“

Satijana reagierte erst einmal nicht darauf. Sie starrte Widderich an, und versuchte ihre rasenden Gedanken unter Kontrolle zu kriegen. Setzte er sie etwa vor die Tür? Nach allem, was sie gemeinsam erlebt hatten? Nur weil sie es gewagt hatte, ihn zu vögeln?

„Ja, genau: tatsächlich?“, fauchte sie schließlich und legte ihr Besteck beiseite. „Ich verlasse euch also heute?“

Die Köpfe der anderen fuhren herum, ihr Augenmerk richtete sich wieder auf den künftigen Herrn des Hauses. Mit wachsender Irritation.

„Du hast deine Schuld beglichen, eh? Das war es doch, was du wolltest? Dein Entgelt zahlen und zurück in die Heimat reisen? Dann tu das auch.“ Zu Satijanas Überraschung wandte sich Widderich ihr nun doch zu und sah ihr kurz in die Augen. Sein Blick verriet heißen Zorn, kühle Ablehnung, Bitternis ... sie konnte all das, was sie sah, gar nicht in Worte fassen.

„Du bist sehr unhöflich zu unserem Gast“, meldete sich Brandulf zu Wort. „Wir werden jemanden, der uns gerade in einer heiklen Sache geholfen hat, doch nicht einfach vor die Tür setzen. Das wäre eine Sünde gegen die Herrin Travia.“

Es entstand eine kurze Pause, in der der Erbe des Hauses seinem Vater einen merkwürdigen Blick zuwarf. Ein bisschen so, als wolle er ihm raten, sich vorzusehen. Dabei zuckte sein rechter Mundwinkel belustigt. Satijana fürchtete fast, er würde eine abfällige Bemerkung machen, die irgendetwas mit ihr und den travianischen Tugenden zu tun hatte. Aber das verkniff er sich dankenswerterweise. Stattdessen schüttelte er nur entschieden den Kopf.

„Ein schlechter Gastgeber wäre ich, wenn ich sie hierbehalten würde“, brummte er. „In dem Wissen, dass sich die Situation bald weiter verschärft. Sie ist besser beraten, sich aus dem Staub zu machen, bevor allzu viele Augen auf uns ruhen.“

„Ist das tatsächlich nur ein Rat? Oder ist es ein Befehl?“, fragte Satijana leise.

„Ich weise dich freundlich darauf hin, dass du gehen solltest. Zu deiner eigenen Sicherheit“, so wie Widderich das sagte, war es mehr als nur ein Befehl. Es klang nach einer Drohung – und tatsächlich regte sich in ihrem Inneren augenblicklich Furcht. „Besser heute als morgen, möchte ich der Vollständigkeit halber anfügen.“

Daraufhin starrten sie einander für eine Weile schweigend an. Natürlich ließ sich Satijana nicht auf ein Blickduell mit diesem Irren ein. Aber sie nahm sich doch genug Zeit, um ihm ganz ohne Worte zu vermitteln, dass die Verletzung, die er ihr gerade zufügte, das, was sie ihm „angetan“ hatte, mehr als aufwog. Er beschämte sie, indem er sie behandelte wie eine Fremde, die jederzeit ohne Bedauern auf Nimmerwiedersehen vor die Tür gesetzt werden konnte. Als wäre sie ein hergelaufenes, völlig beliebiges Flittchen, das den Bogen überspannt hatte, und sonst nichts weiter zwischen ihnen gewesen.

Nachdem diese Botschaft angekommen war, erhob Satijana sich und warf ihre Serviette in den Pamps, der vor ihr auf dem Tisch stand. „Dann bin ich so frei und ergänze“, zischte sie. „Besser jetzt als gleich!“

Mit diesen Worten machte sie auf der Hacke kehrt und stürmte aus dem Raum. Schon lange hatte sie keinen solchen Tiefschlag mehr erlitten. Es verletzte nicht nur ihren Stolz, sondern auch etwas, das tiefer lag und sich so schnell bestimmt nicht wieder erholen würde.

~

Wie ein Derwisch wütete Satijana durch die Kammer, die ihr in den vergangenen Monden trotz aller Schlichtheit und schlechten Heizbarkeit sehr ans Herz gewachsen war. Sie liebte vor allem die Aussicht auf die Drachensteine. In der fahlen Morgensonne sahen sie heute mal wieder atemberaubend schön aus. Doch dafür hatte sie keine Augen. Sie rannte in kleinen Kreisen durch den Raum und sammelte alles ein, was auch nur ansatzweise so aussah, als ob es ihr gehören könnte. Der ganze Kruscht landete erst einmal auf den Satteltaschen, die sie im Herbst aus

Praiosingen mitgebracht hatte. Vor einer halben Ewigkeit. Bei alledem war sie so tief in ihre Gedanken verstrickt, dass sie das leise Klopfen an der Tür fast nicht gehört hätte.

Fast!

„Herein!“, sie brüllte das Wort förmlich und wollte eigentlich gar nicht wissen, wer da jetzt kam. Deshalb wandte sie der Tür auch demonstrativ den Rücken zu und begann, ihre Klamotten unter Anwendung brutalster Gewalt in die Taschen zu stopfen. Nur am Rande nahm sie wahr, dass jemand durch das Zimmer schlich und sich auf ihr ... auf das verfluchte rauhenecksche Bett setzte, in dem sie immer schön brav allein gelegen hatte.

„Es tut mir wirklich leid, weißt du?“

Firnfees Stimme. Satijana wandte sich nicht um, sondern werkelte weiter – mühte sich fieberhaft mit der viel zu großen Ladung ab, nur um dann irgendwann unter unflätigen Flüchen auf Leder und Wolle einzudreschen:

„SCHEISSDRECK DA! Wieso passt das nicht?!“

„Uns allen.“

„Euch allen? Dass ich nicht lache!“ Jetzt fuhr Satijana doch herum und warf der Rauheneck einen flammenden Blick zu. „Ist dein Bruder schon immer so ein verfluchtes Arschloch gewesen? Oder wurde es mit dem Alter schlimmer?“

„Das darfst du so nicht sehen“, murmelte Firnfee. Ihr war anzumerken, dass sie die Situation als äußerst unangenehm empfand. Dennoch bemühte sie sich, die Contenance zu wahren. „Er ist ein bisschen komisch, aber eigentlich ein guter Kerl. Ich glaube, dass es ihm wirklich darum geht, dich zu schützen. Er will dich aus der Schusslinie halten, für den Fall, dass es bei uns bald richtig zu hageln beginnt. Es wäre nicht in Ordnung, wenn wir di...“

„Ich kann schon ganz gut selbst auf mich aufpassen“, fauchte Satijana ärgerlich. „Ich brauche seinen Schutz nicht.“

„Ist das so ...?“

Als Firnfee das sagte, ruhte ihr Blick auf Satijanas ramponiertem Hals, was sie nur noch wütender machte. Das war etwas anderes, aber keiner von diesen Holzköpfen begriff das. Wenn sie alles darangesetzt hätte, sich den Bannstrahler vom Leib zu halten, wäre es so weit nicht gekommen. Allein, wie sollte sie das jetzt erklären? Statt es auch nur zu versuchen, konzentrierte sie sich lieber auf das andere Thema.

„Das war eine ernst gemeinte Frage“, Satijana sah Firnfee mit gerunzelter Stirn an. „Die alte von Trenck hat gesagt, dass seit fünfzehn Götterläufen niemand mehr behauptet hätte, ein Freund von Widderich zu sein. Was war davor? Hatte er welche?“

Firnfee blickte sie nachdenklich an. Ganz so, als versuche sie abzuwägen, was sie ihr in dieser Sache anvertrauen durfte und was nicht. Schließlich hob sie die Schultern und räusperte sich:

„Zwölf. Es sind zwölf Götterläufe. Nicht fünfzehn.“

„Was ist passiert?!“

„Das weiß keiner.“ Abermals hob die Rauheneck ihre breiten Schultern. „Er war am Todeswall. 1021. Du weißt schon, Dritte Dämonenschlacht und so. Als er wieder zu uns zurückkam, war er irgendwie nicht mehr ganz richtig im Kopf.“

„Nicht mehr ganz richtig im Sinne von ... ?!“

„Siehst du doch. Er läuft rum wie der schlimmste Zornnickel vor den Herrn. Macht den Leuten Angst, führt sich auf wie ein Wilder und lässt niemanden an sich ran. Das war früher anders. Da war er sogar ziemlich beliebt, kam eigentlich mit jedem gut aus. Im Grunde ist er seither wie ausgewechselt.“

„Er war mal anders ... ?“

Firnfee lachte leise: „Halt mehr wie einer von uns. Nicht so verbissen, nicht so schweigsam, nicht so ... außer sich. Ein paar von uns glauben, dass er sich da am Wall irgendwas eingefangen hat. Ich persönlich denke aber, er ist in der Schlacht einfach übergeschnappt. Sind zu viele von uns gestorben. Unter anderem Falkrade, unsere älteste Schwester. Unsere Familie hat erst vor Ysilia geblutet und dann da drüben noch mal. Nichts, was es bei anderen nicht auch gegeben hätte. Aber man steht ja nicht immer direkt daneben.“

„Etwas eingefangen? Was meinst du damit?“

„Naja, was Magisches halt. Von den ganzen Dämonen, die da am Wall rumliefen. Oder von einem der Schwarzmagier. Einen Fluch oder so. Dämonisch verursachter Irrsinn. Irgendwas in der Art? Was es da halt so gibt.“

„Aber das hättet ihr doch längst überprüft? Kein vernünftiger Mensch läuft zwölf Jahre lang unerkannt mit einem Fluch durch die Gegend!“

„Er lässt keine Zauberer mehr an sich ran. Nicht mal Wiswartari, unseren Hüter hier in Rotenforst. Wenn der mit seinem Gefuchtel anfängt, geht er ihm an die Gurgel. Wie soll man da was rausfinden?“, fragte Firnfee. „Ab davon glaub ich da ja eh nicht dran, also darfst du mich nicht fragen. Ich glaub, dass er so magisch ist, wie der Bettpfosten hier.“ Sie klopfte auf das Holz und lächelte verlegen. „Aber wir sind vom Thema abgekommen. Ich wollte mich eigentlich für sein Verhalten entschuldigen.“

„Das musst du nicht. Du kannst ja nichts dafür.“

„Ich würde dich wirklich gern hierbehalten, Zwerg. Ich finde, du passt gut in die Familie. Bist vielleicht ein bisschen mickrig, aber die wesentlichen Leute hast du eigentlich gut im Griff. Ich werd’ dich sehr vermissen.“

„Schreib mir einen Brief, wenn der Irre weg ist. Dann komme ich dich vielleicht mal besuchen. Oder du kommst zu mir ins Bornland. Wie wäre das?“, murmelte Satijana.

In Gedanken hing sie da allerdings noch bei der Geschichte über Widderichs seltsame Wandlung fest. Das waren interessante Neuigkeiten, die es ihr unmöglich machten, Firnfees Antwort die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Dieses Wissen hätte ihr in den vergangenen Monden sicher weitergeholfen. Wenn sie nur genug Grips gehabt hätte, mal nach so etwas zu fragen. Sie war einfach immer davon ausgegangen, dass der Erbe des Hauses Rauheneck von Natur aus einen Hau hatte. Dass es sich möglicherweise anders verhielt

Na, jetzt war es eh zu spät, darüber nachzudenken. Der blöde Arsch hatte sie vor die Tür gesetzt und sie würde den Dämon tun, sich nach diesem Lapsus mit ihm über seine traurige Jugend zu unterhalten. Sollte er doch verrecken in seinem miefigen, einsamen Selbstmitleid. Sie befand sich unterdessen schon auf halbem Wege ins heimische Bornland. Gedanklich zumindest. Und momentan konnte sie sich beim besten Willen nicht vorstellen, irgendwann nochmal hierher zurückzukehren. Egal, was sie Firnfee gerade erzählt hatte. Egal, wie gern sie den Rest der Sippschaft mochte. Sie würde nicht das Risiko eingehen, sich vom künftigen Herrn des Hauses noch einmal wie eine Aussätzigte behandeln zu lassen.

Niemals!

~

Er hatte ihn den ganzen Tag in Ruhe gelassen. Weil seine Laune so unfassbar schlecht war, dass es müßig gewesen wäre, auch nur ein Wort mit ihm wechseln zu wollen. Bärfang kannte seinen Bruder gut genug, um zu wissen, wann das ging und wann es nicht ging. Heute war ein „Geht-nicht-Tag“ gewesen. Vom ziemlich ernüchternden Anfang bis hin zum bitteren Ende. Er verstand noch nicht ganz warum, aber er hatte eine Ahnung. Und mit Einbruch der Dämmerung schlug die Stunde der Wahrheit. Auch wenn es wehtun würde, er musste mit Widderich reden. Es gab sonst niemanden, der das in solchen Situationen konnte.

Bärfang wusste genau, wo sein Bruder zu finden war. In dieser Verfassung trieb es ihn immer an die gleiche Stelle: In einen der windschiefen Türme, die ihr durchgeknallter Baumeister in den letzten fünfzig Götterläufen verbrochen hatte. In die Spitze hinauf, wo es einen kleinen Raum mit einem vergleichsweise großen Butzenglasfenster gab – die einzige sinnvolle Einrichtung in einem sonst völlig unnützen Bauwerk. Schon als Kind hatte Widderich sich da hin verzogen, wenn die Welt ihm stank. Was damals viel seltener vorkam als heute.

Bärfang klopfte nicht an, sondern trat einfach ein, sah sich um und stellte fest, dass sein Bruder im flackernden Schein einer großen Stumpenkerze saß. Eine Flasche Brannt stand neben seinem Sessel, was beunruhigend war, denn er rührte das Zeug normalerweise nicht an. Schon seit Jahren

nicht mehr. Widderich starrte auf das Fenster, hinter dem tiefste Schwärze herrschte. Eine Sichler Frühlingsnacht, bewölkt noch dazu, so dass nicht mal Sterne am Himmel zu sehen waren. Also eigentlich gar nichts. Außer seinem verzerrten Spiegelbild. Dem schenkte er jedoch keine Beachtung, denn er hasste es, sich selbst zu sehen. Selbst wenn sein Gesicht kaum zu erkennen war, wie jetzt gerade.

Bärfang hatte solche Szenen mittlerweile oft genug erlebt, um sich nicht mehr zu wundern. Ihn überraschte nur, dass Widderich ihn ignorierte. Das tat er selten, hieß ihn meist wenigstens mit einem „Verschwinde!“ oder so willkommen. Da das diesmal ausblieb und nicht mal Bärfangs „Grüß dich“ eine Reaktion heraufbeschwor, näherte er sich dem Sessel langsam, nahm die Flasche zur Hand und sah, dass sie noch zu drei Vierteln voll war. Wenigstens etwas. Unter den Umständen musste er sich nicht sorgen, dass Widderich zu strack sein könnte, um klar zu denken. Bärfang stellte den Brannt zurück, zog einen zweiten Sessel ans Fenster und machte es sich bequem.

„Schöne Aussicht“, eröffnete er das Gespräch.

Natürlich hatte er nicht damit gerechnet, dass sein Bruder darauf antworten würde. Dass er nicht einmal den Kopf wandte, um ihm einen giftigen Blick zuzuwerfen, war aber schon ungewöhnlich. Also tat es Bärfang ihm erst einmal gleich und starrte schweigend in die gestaltlose Schwärze der Nacht hinaus. Dann nahm er sich ein Herz und legte los.

Es half ja nichts!

„Was war denn das da heute Morgen, Alter? Warum hast du das Mädal weggeschickt? Und erzähl mir bitte nicht, dass du es nur schützen willst! Darauf fällt Firnfee vielleicht rein, aber mir kannst du so was nicht verkaufen.“

Schweigen. Widderich zuckte nicht mal mit der Wimper. Er sah einfach weiter stur geradeaus.

Für diesen Fall hatte sich Bärfang eigentlich eine hübsche Strategie zurechtgelegt, die er jetzt allerdings spontan in den Wind schoss, weil ihm die Geduld dafür fehlte. Lieber krachte er mit der Tür ins Haus und äußerte den Verdacht, der ihn seit dem Mittag umtrieb. Normalerweise wäre der fernliegend gewesen, nicht aber bei dieser verrückten Bornischen. Die war in den vergangenen Monden ja schon für einige Überraschungen gut gewesen.

„Hast es mit ihr getrieben, eh?“

Jetzt endlich hatte er Widderichs Aufmerksamkeit. Er warf ihm einen Blick zu, dessen Ausdruck irgendwo zwischen finsternen Mordgelüsten und tiefster Resignation schwankte.

Volltreffer!

Das war ja spektakulär! Bärfang bemühte sich, sein Erstaunen nicht allzu offenbar werden zu lassen, indem er ein breites Grinsen auf seine Züge zwang:

„War es wirklich so schlimm, dass du sie rausschmeißen musstest?“

Widderichs Lippen zuckten und seine Augen verengten sich, aber er verzichtete darauf, ihm zu antworten. Musste er auch gar nicht. Das Lodern in seinen Augen genügte Bärfang als Antwort: So schlimm war es nicht gewesen. Eher wohl im Gegenteil! Er wollte diese Erkenntnis mit einem dummen Spruch quittieren, doch da wandte sich sein Bruder schon wieder ab, um erneut aus dem Fenster zu starren. Widderich wusste, dass sein Blick ihn verriet und entzog sich ihm deshalb lieber. Bärfang seufzte. Das hier war wirklich eine sehr einseitige Unterhaltung. Aber sei's drum! Seine Neugier regte sich, er würde einfach weiter bohren.

„Wann, Widderich?“, schob er nach. Und als sein Bruder auch diesmal nicht antwortete, beharrte er einfach: „WANN?“

„Gestern Nacht“, kam es unwirsch.

„Und dann trittst du sie heute von dir weg?“

Widderich quittierte die Frage mit einem gleichgültigen Achselzucken.

„Warum?“ Wieder schwieg sein Bruder – und Bärfang verlieh seiner wachsenden Ungeduld mit einem tiefen Brummen Ausdruck. „Der Zwerg hatte einen Narren an dir gefressen, das war den ganzen Winter über klar und du hast es ignoriert. Jetzt gibst du ihr doch noch nach und setzt sie direkt am nächsten Morgen auf die Straße? Muss ich das verstehen?“

Keine Antwort.

„Im Ernst, Widderich. Die Kleine ist doch keine von der Sorte, die man davonjagt, wenn man sie gehabt hat?!“ Bärfang studierte das Profil seines Bruders, während er das sagte. „Sie hat vernünftige Ansichten, ist witzig, sieht gut aus und was noch viel wichtiger ist: Sie lässt sich von dir nicht ins Bockshorn jagen. Ist das etwa nicht gut genug für dich? Meinst du wirklich, es wäre besser, bis in alle Ewigkeit allein vor dem blöden Fenster hier zu hocken?“

„Halts Maul, Mann!“, knurrte Widderich.

Diese Antwort wenigstens kam schnell – und es klang ganz so, als hätte Bärfang einen wunden Punkt erwischt.

„Mach du deins stattdessen endlich auf, Mann, und erklär mir den Scheiß!“, beharrte er. „Oder hat sie deine Eier mitgenommen? Bist du mit einem Mal zu feige, mir zu erklären, was dich umtreibt? Das wär ja ganz was Neues! Lass uns damit gar nicht erst anfangen, ja? Sonst gibt es am Ende überhaupt niemanden mehr, der mit dir redet. Willst du das etwa?“

Nein, wollte er offenbar nicht, denn nach kurzer Bedenkzeit stieß er ein unwilliges Brummen aus und erbarmte sich: „Es geht einfach nicht! Ich kann mich auf so was nicht einlassen. Im Moment noch weniger als sonst schon.“

„Na fein. Dann hast du ja alles richtig gemacht, du Held! Darüber musst du dir den Kopf jetzt wahrlich nicht mehr zerbrechen. Satijana kommt bestimmt nicht wieder. Nicht nach der Nummer von heute Morgen. Du bist also in Sicherheit. Was sitzt du dann hier oben rum und bläst Trübsal, eh? Ist doch alles nach Plan verlaufen?“

Widderich hatte seinen Blick nicht wieder vom Fenster gelöst und tat das auch jetzt nicht. Bärfang konnte jedoch auch von der Seite ganz hervorragend erkennen, wie seine Brauen zuckten und sich die Kiefermuskeln spannten. Dieser Anblick nährte den ohnehin bereits starken Verdacht, dass sein großer Bruder mit der aktuellen Entwicklung eben nicht glücklich war. Allein, warum hatte er es dann nicht anders gefügt?

„Erklär es mir“, forderte Bärfang erneut. „Das ergibt doch alles keinen Sinn. Da taucht endlich mal eine auf, die nicht schreiend vor dir wegrennt, und du setzt alles daran, sie dennoch in die Flucht zu schlagen. Warum hast du die Gelegenheit nicht bei Schopf gepackt? Das wäre doch das Normalste der Welt gewesen. Was daran soll bitte nicht gehen?“

Noch mehr Schweigen.

„War es mal wieder an der Zeit, jemanden absichtlich von dir wegzustoßen, bevor es aus Versehen passieren kann?“, hakte Bärfang nach.

Keine Antwort.

„Wolltest du sie gar nicht vor der Rache der Praioten beschützen, sondern vor dir selbst? Wo du doch ein so unfassbar grausiges Monstrum bist.“

Auch dazu schwieg Widderich. Vorerst. Seine Nase krauste sich jedoch. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass er etwas zu sagen gedachte. Zunächst nahm er sich allerdings Zeit, ausgiebig über Bärfangs Worte nachzudenken.

„Hum“, meinte er schließlich. „Wenn die Situation eine andere wäre, hätte ich wahrscheinlich ... zumindest länger darüber nachgedacht. Aber gerade brauche einen klaren Kopf. Ich kann den Konflikt mit Erzelhardt, Thargrin und ihrer vermaledeiten Kirche schwerlich im Delirium austragen.“ Widderich hielt inne und tippte sich an die Schläfe. „Wenn da oben nur noch ein Weib rumspukt, können wir auch gleich die Waffen strecken. Oder siehst du in diesem Haus jemanden, der in der Lage wäre, das Denken für mich zu übernehmen?“

„Im Ernst?“ Bärfang starrte seinen Bruder ungläubig an. „Du schickst die Frau weg, um den Gedanken an sie aus deinem Kopf zu verbannen? Bist du dir im Klaren darüber, wie bekloppt das ist? Zu glauben, dass so was helfen könnte!“

„Muss es, wenn ich nicht bald auf den Trümmern meines Erbes stehen will“, Widderich griff nach der Schnapsflasche und schenkte sich mit einer ruppigen Bewegung nach. „Außerdem habe ich keinen Anlass, daran zu zweifeln, dass es hilft. Das hat es bisher noch stets getan. Aus den Augen, aus dem Sinn ... mit etwas Zeit.“

„Aha.“ Mehr fiel Bärfang im ersten Moment nicht ein. Sein Bruder war offenbar der größte Idiot auf dem weiten Derenrund. Es gefiel ihm zwar nicht, derjenige zu sein, der ihm das klarmachen musste, aber es war ja nun mal leider niemand anders da. „Ist dir schon mal der Gedanke gekommen, dass sich das Durcheinander in deinem Kopf auch in ihrer Gegenwart mit der Zeit legen könnte?“, hob er nach kurzem Zögern an. „So läuft das nämlich gemeinhin: Es kehrt irgendwann wieder Ruhe ein. Dann kann man beides auf einmal haben: Die Frau und ein Dasein jenseits der geistigen Umnachtung.“

„Und wie lange soll das dauern?“

„Bei manchen ein paar Tage, für andere braucht man Wochen und manchmal eben Monde. Nach meiner Erfahrung. Aber Erzelhardt hat es ja nicht gerade eilig. Etwas rahjagefällige Ablenkung muss also nicht gleich deinen Untergang bedeuten. Und schon gar nicht den der ganzen Familie. Selbst wenn: Es gibt schlechtere Gründe, sein Leben in den Sand zu setzen.“ Bärfang grinste.

„Ein paar Monde im schlimmsten Fall, eh? Nach deiner Erfahrung.“

„Genau.“

„Wann hast du die zuletzt nach drei Götterläufen Enthaltsamkeit gemacht?“

„Äh ...“

„Oder nachdem du deinen Frieden mit dem Gedanken gemacht hattest, nie wieder Hand an eine Frau zu legen? Kannst du ermessen, was für ein Chaos es verursacht, wenn daran auf einmal gerüttelt wird?“

„Nun ja, also ...“

„Wenn ich sage, dass ich an nichts anderes mehr denken kann, meine ich das so. Ich bin nicht *gemeinhin*, Bärfang, ich bin nicht bei Trost. Das ist nicht irgendein Durcheinander, das sich schnell wieder aufräumen lässt. Das ist wie ... ich bin wie besessen, kann nur noch in den ewig gleichen Bahnen denken.“

„Aber ist das nicht auch ein Stück weit was Gutes? Es klingt fast, als ob du Hoffnung geschöpft hättest, Widderich. Nach so langer Zeit ...“

„Hoffnung?“

Sein Bruder spuckte ihm das Wort regelrecht vor die Füße. Dann löste er sich doch wieder von der Fensterfront und sah Bärfang direkt ins Gesicht. Da war mit einem Mal etwas in seinem Blick, das ihn schwer verunsicherte. Fast so finster wie die Nacht da draußen. Schwer. Und ziemlich grausam.

„Ich habe meine Ruhe erst gefunden, nachdem ich mich von der gänzlich entwöhnt hatte“, fuhr Widderich fort. „Scheiß auf die! Ich will sie nicht mehr!“ Er zögerte. „Mir wäre es lieber gewesen,

euer Zwerg hätte mich in meinem Loch gelassen, da herrschte wenigstens Gewissheit. Stattdessen hat sie mich ans Licht gezerzt und ich kann mit dem ganzen Mist noch mal von vorn anfangen. Nein, daran ist nichts Gutes. Jeder Tag mit ihr hätte größere Wirrnis gestiftet und alles nur noch schwieriger gemacht. Es war besser, das gleich zu beenden.“

Kurz starrte Bärfang seinen Bruder betreten an. Dann räusperte er sich und schüttelte zaghaft den Kopf:

„Woher willst du das wissen? Du hast es ja nicht versucht. Vielleicht wäre es euch ja gelungen, das Ganze zu einem guten Ende zu bringen. Ich meine ... sie ist ... schon sehr speziell, oder nicht? Wer sagt denn, da...“

„Was für ein gutes Ende denn? Ich bitt dich! Du weißt so gut wie ich, was für eine Art Frau sie ist. Was glaubst du, wie lange sie gebraucht hätte, um genug von mir zu kriegen. Tage? Wochen? Ein paar Monde im besten Fall? Nein danke! Früher? Ja, sicher. Aber jetzt? In diesem Zustand? Lieber nicht!“

„Hum“, Bärfang verzog das Gesicht zu einer schiefen Fratze.

Er hätte Widderich gern einen Feigling geheißen, aber das konnte er nicht. Auch wenn er die Situation anders einschätzte, wenn er an seiner Stelle bestimmt eine andere Entscheidung getroffen hätte ... die Beweggründe seines Bruders waren nachvollziehbar. In seiner Jugend hätte er sich dankend in ein solches Abenteuer gestürzt, ohne Frage. Er war für seine ebenso kurzen wie heftigen Affären weithin bekannt gewesen. Aber heute lagen die Dinge eben anders. Er hatte auf diesem besonderen Schlachtfeld jahrelang nichts als Niederlagen eingefahren. Ein paar davon verheerend. Da war es nicht verwunderlich, dass ihm ein dunkles Loch als sicherster Ort erschien. Und dennoch ...

„Ich sehe das anders als du. Ich will da...“

„Ich weiß, Bärfang. Ich weiß das! Bitte erspar es mir.“

Er hielt inne und sah Widderich nachdenklichen an. Seine Stimme klang in diesem Moment weder aggressiv, noch aufgebracht oder beleidigt. Es war nichts als Müdigkeit aus ihr herauszuhören. Und das tat irgendwie weh.

„Also gut. Vielleicht ein andermal“, meinte Bärfang leise.

„Vielleicht.“

„Dann her mit der Flasche. Gibt es statt Ekstase heute halt nur Rausch. Aber wenigstens für beide von uns. Der Herrin Rahja ist meines Wissens eh das eine so lieb wie das andere ...“